This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

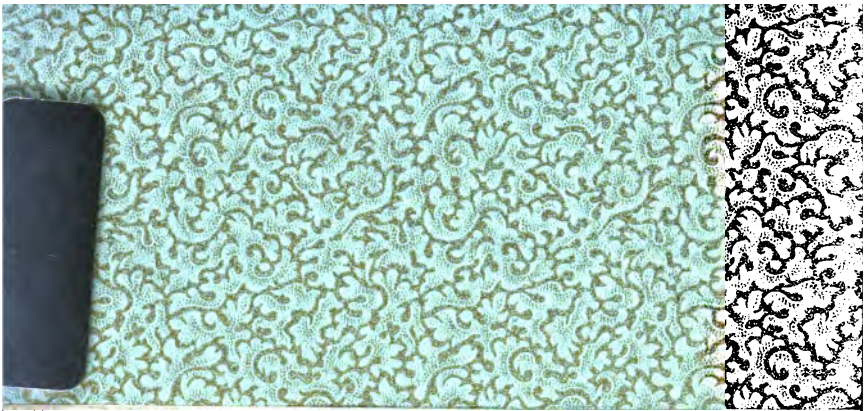
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

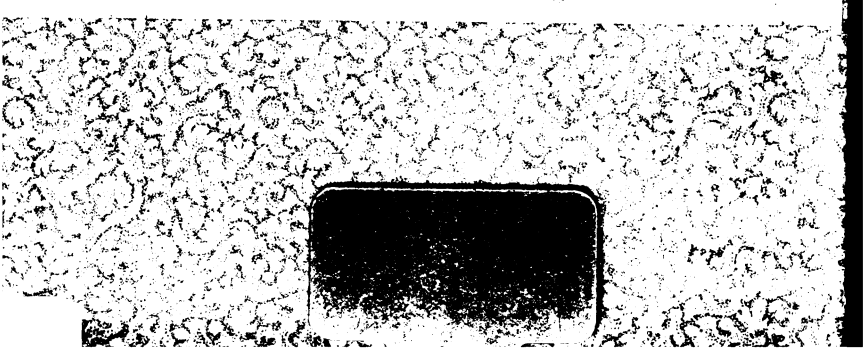
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,821



The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



838
G6
G4
1885

Gespräche mit Goethe.

Erster Theil.

27718

Gespräche mit Johann Wolfgang von Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen

von

Heinrich Düntzer.

In drei Theilen.

Nebst neuem Register.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1885.

Vorwort
zur sechsten Auflage.

Vor 15 Jahren erschienen die drei Theile der Gespräche meines Vaters mit Goethe zum ersten male vereint unter der Firma F. A. Brockhaus in 3. Auflage.

Schon beim Erscheinen dieser Auflage hat die Firma F. A. Brockhaus das unumschränkte Eigenthumsrecht der drei Theile von mir erworben, jedoch soll laut contractlicher Vereinbarung zwischen der Firma F. A. Brockhaus und mir das Werk stets in seiner Ursprünglichkeit erhalten bleiben und durch keinerlei Umarbeitung in seiner Wahrheit abgeschwächt werden.

Es ist daher auch in dieser 6. Auflage am Text des Buches keine Veränderung vorgenommen worden.

Eine freudige Genugthuung ist es mir, wie dies Werk meines verstorbenen Vaters seit seinem Erscheinen stets mit gleichem Intresse aufgenommen wurde, sodaß ich wol der Hoffnung Raum geben darf, daß das Buch auch ferner in der Gunst der literarischen Welt sich erhalten werde.

Hannover, im November 1883.

Karl Eckermann.

Vorrede des Verfaſſers

zum erſten und zweiten Theil.

Dieſe Sammlung von Unterhaltungen und Geſprächen mit Goethe iſt größtentheils aus dem mir inwohnenden Naturtriebe entſtanden, irgendein Erlebtes, das mir werth oder merkwürdig erſcheint, durch ſchriftliche Auffaſſung mir anzueignen.

Zudem war ich immerfort der Belehrung bedürftig, ſowol als ich zuerſt mit jenem außerordentlichen Manne zuſammentraf, als auch nachdem ich bereits jahrelang mit ihm gelebt hatte, und ich ergriff gern den Inhalt ſeiner Worte und notirte ihn mir, um ihn für mein ferneres Leben zu beſitzen.

Wenn ich aber die reiche Fülle ſeiner Aeußerungen bedenke, die während eines Zeitraums von neun Jahren mich beglückten, und nun das Wenige betrachte, das mir davon ſchriftlich aufzufaſſen gelungen iſt, ſo komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingsregen in offenen Händen aufzufangen bemüht iſt, dem aber das meiſte durch die Finger läuft.

Doch wie man zu ſagen pflegt, daß Bücher ihre Schickſale haben, und wie dieſes Wort ebenſo wol auf ihr Ent-

ſtehen als auf ihr ſpäteres Hinaustreten in die weite und breite Welt anzuwenden iſt, ſo dürfte es auch von der Entſtehung des gegenwärtigen Buches gelten. Monate vergingen oft, wo die Geſtirne ungünſtig ſtanden, und wo Unbefinden, Geſchäfte und mancherlei Bemühungen um die tägliche Exiſtenz keine Zeile aufkommen ließen; dann aber traten wieder günſtige Sterne ein, und es vereinigten ſich Wohlſein, Muße und Luſt zu ſchreiben, um wieder einen erfreulichen Schritt vorwärts zu thun. Und dann, wo tritt bei einem längern Zuſammenleben nicht mitunter einige Gleichgültigkeit ein, und wo wäre derjenige, der die Gegenwart immer ſo zu ſchätzen wüßte, wie ſie es verdiente!

Dieſes alles erwähne ich beſonders aus dem Grunde, um die manchen bedeutenden Lücken zu entſchuldigen, die der Leſer finden wird, im Fall er etwa ſo geneigt ſein ſollte, das Datum zu verfolgen. In ſolche Lücken fällt manches unterlaſſene Gute ſowie beſonders manches günſtige Wort, was Goethe über ſeine weitverbreiteten Freunde ſowie über die Werke dieſes oder jenes lebenden deutſchen Autors geſagt hat, während ſich anderes ähnlicher Art notirt findet. Doch, wie geſagt, Bücher haben ihre Schickſale ſchon während ſie entſtehen.

Uebrigens erkenne ich dasjenige, was in dieſen Bänden mir gelungen iſt zu meinem Eigenthum zu machen, und was ich gewiſſermaßen als den Schmuck meines Lebens zu betrachten habe, mit innigem Dank gegen eine höhere Fügung; ja ich habe ſogar eine gewiſſe Zuverſicht, daß auch die Welt mir dieſe Mittheilung danken werde.

Ich halte dafür, daß dieſe Geſpräche für Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft nicht allein manche Aufklärung und manche unſchätzbare Lehre enthalten, ſondern daß dieſe unmittelbaren Skizzen nach dem Leben auch ganz beſonders dazu beitragen werden, das Bild zu vollenden, was man von Goethe aus ſeinen mannichfaltigen Werken bereits in ſich tragen mag.

Weit entfernt aber bin ich auch wiederum, zu glauben, daß hiermit nun der ganze innere Goethe gezeichnet ſei. Man kann dieſen außerordentlichen Geiſt und Menſchen mit Recht einem vielſeitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe ſpiegelt. Und wie er nun in verſchiedenen Verhältniſſen und zu verſchiedenen Perſonen ein anderer war, ſo kann ich auch in meinem Falle nur in ganz beſcheidenem Sinne ſagen: dies iſt *mein* Goethe.

Und dieſes Wort dürfte nicht blos davon gelten, wie er ſich mir darbot, ſondern auch beſonders davon, wie ich ihn aufzufaſſen und wiederzugeben fähig war. Es geht in ſolchen Fällen eine Spiegelung vor, und es iſt ſehr ſelten, daß bei dem Durchgange durch ein anderes Individuum nichts Eigenthümliches verloren gehe und nichts Fremdartiges ſich beimiſche. Die körperlichen Bildniſſe Goethe's von Rauch, Dawe, Stieler und David ſind alle in hohem Grade wahr, und doch tragen ſie alle mehr oder weniger das Gepräge der Individualität, die ſie hervorbrachte. Und wie nun ein ſolches ſchon von körperlichen Dingen zu ſagen iſt, um wie viel mehr wird es von flüchtigen, untaſtbaren Dingen des Geiſtes gelten!

Wie dem nun aber in meinem Falle auch sei, so werden alle diejenigen, denen aus geistiger Macht oder aus persönlichem Umgange mit Goethe ein Urtheil dieses Gegenstandes zusteht, mein Streben nach möglichster Treue hoffentlich nicht verkennen.

Nach diesen größtentheils die Auffassung des Gegenstandes betreffenden Andeutungen bleibt mir über des Werkes Inhalt selber noch Folgendes zu sagen.

Dasjenige, was man das Wahre nennt, selbst in Betreff eines einzigen Gegenstandes, ist keineswegs etwas Kleines, Enges, Beschränktes; vielmehr ist es, wenn auch etwas Einfaches, doch zugleich etwas Umfangreiches, das, gleich den mannichfaltigen Offenbarungen eines weit- und tiefgreifenden Naturgesetzes, nicht so leicht zu sagen ist. Es ist nicht abzuthun durch Spruch, auch nicht durch Spruch und Spruch, auch nicht durch Spruch und Widerspruch, sondern man gelangt durch alles dieses zusammen erst zu Approximationen, geschweige zum Ziele selber.

So, um nur ein Beispiel anzuführen, tragen Goethe's einzelne Aeußerungen über Poesie oft den Schein der Einseitigkeit und oft sogar den Schein offenbarer Widersprüche. Bald legt er alles Gewicht auf den Stoff, welchen die Welt gibt, bald alles auf das Innere des Dichters; bald soll alles Heil im Gegenstande liegen, bald alles in der Behandlung; bald soll es von einer vollendeten Form kommen, bald, mit Vernachlässigung aller Form, alles vom Geiste.

Alle dieſe Aus- und Widerſprüche aber ſind ſämmtlich einzelne Seiten des Wahren und bezeichnen zuſammen das Weſen und führen zur Annäherung der Wahrheit ſelber, und ich habe mich daher ſowol in dieſen als ähnlichen Fällen wohl gehütet, dergleichen ſcheinbare Widerſprüche, wie ſie durch verſchiedenartige Anläſſe und den Verlauf ungleicher Jahre und Stunden hervorgerufen worden, bei dieſer Herausgabe zu unterdrücken. Ich vertraue dabei auf die Einſicht und Ueberſicht des gebildeten Leſers, der ſich durch etwas Einzelnes nicht irren laſſen, ſondern das Ganze im Auge halten und alles gehörig zurechtlegen und vereinigen werde.

Ebenſo wird man vielleicht auf manches ſtoßen, was beim erſten Anblick den Schein des Unbedeutenden hat. Sollte man aber tiefer blickend bemerken, daß ſolche unbedeutende Anläſſe oft Träger von etwas Bedeutendem ſind, auch oft etwas Spätervorkommendes begründen, oder auch dazu beitragen, irgendeinen kleinen Zug zur Charakterzeichnung hinzuzuthun, ſo dürften ſie, als eine Art von Nothwendigkeit, wo nicht geheiligt, doch entſchuldigt werden.

Und ſomit ſage ich nun dieſem lange gehegten Buche zu ſeinem Hinaustritt in die Welt das beſte Lebewohl, und wünſche ihm das Glück, angenehm zu ſein und mancherlei Gutes anzuregen und zu verbreiten.

Weimar, den 31. October 1835.

Johann Peter Eckermann.

Entſtehung und Bedeutung von Eckermann's „Geſprächen mit Goethe".

Von

Heinrich Düntzer.

Auf den Wunſch der Verlagshandlung, die neue Auflage mit Erläuterungen für einen weitern Leſerkreis auszuſtatten, bin ich gern eingegangen, da Eckermann's „Geſpräche mit Goethe", welche die bedeutendſten europäiſchen Nationen längſt in ihrer Sprache leſen, in Deutſchland noch lange nicht die entſprechende Verbreitung gefunden. Liefern ſie ja nicht allein einen Schatz wichtiger Mittheilungen über des Dichters letzte acht Jahre, ſondern beleben auch auf das anziehendſte das Bild des nach der marienbader Liebeskriſis faſt ganz an Weimar geſeſſelten, raſtlos thätigen, von manchen ſchweren Schlägen getroffenen Greiſes, zeigen uns deſſen ſich ſtets erweiternden Verkehr mit dem Auslande, die Beziehungen zur deutſchen Literatur und ihren Vertretern, das Beharren auf ſeinen noch immer lebhaft geförderten Naturanſchauungen, ſeine politiſchen und religiöſen Anſichten. Dabei tritt uns Goethe's Beſtreben, auf Eckermann's Ausbildung in ebenſo beſonnener wie wohlwollender Weiſe zu wirken, ſeine erziehende Fürſorge für dieſen, den er zum Mitarbeiter bei der letzten Ausgabe ſeiner Werke und zum Mitherausgeber ſeines Nachlaſſes beſtimmt hatte, anmuthig entgegen.

Aber Eckermann ſchrieb aus der vollſten Kenntniß des

Goethe'schen Umgangskreises heraus; die Hauptpersonen, mit denen der damals größte Dichter und Weise der Welt in Verbindung stand, ihre Beziehungen zu ihm werden als bekannt vorausgesetzt. Dadurch ist für den in diesen Verhältnissen nicht Heimischen manches dunkel, anderes tritt wenigstens nicht in der zur vollen Auffassung nöthigen Klarheit hervor. Wie es hier als dringendes Bedürfniß erscheint, durch zweckmäßige erläuternde Bemerkungen das Verständniß zu fördern, so gilt dies auf gleiche Weise bei den Hindeutungen auf Goethe's eigene Werke, auf wissenschaftliche, literarische und politische Beziehungen jener mehr als ein halbes Jahrhundert hinter uns liegenden Tage. Vieles, was zur Zeit, wo die Gespräche gehalten und niedergeschrieben wurden, jedem Gebildeten bekannt war, ist jetzt längst der Erinnerung entschwunden. Dazu kommt, daß Eckermann oft die Personen und Werke, von denen Goethe spricht, unbestimmt anführt oder nur durch Sternchen andeutet, wo er sie zu nennen sich scheut; und doch gewinnen die betreffenden Aeußerungen erst ihr Leben, wenn wir wissen, worauf sie sich beziehen, was in den meisten Fällen noch zu ermitteln ist.

Aus dem Versuche der Erläuterung ergab sich auch oft die Berichtigung; denn nicht allein hat sich Eckermann selbst in seiner Bearbeitung mehrfach geirrt, ja einzelnes ist an ganz falsche Stellen gerathen, sondern manchen Aeußerungen Goethe's liegt eine Verschiebung des Thatsächlichen zu Grunde, theils infolge der Trübung der Erinnerung, theils durch die Schuld des hastigen Gesprächs. Hier mußte überall der wirkliche Sachverhalt angegeben werden, besonders auch deswegen, weil manche dieser Irrthümer sich fortgepflanzt haben. Auf Goethe's Urtheile und die Widersprüche zwischen ihnen einzugehen, ist nicht Sache der Erläuterungen. Außer demjenigen, was Eckermann darüber in der Vorrede geäußert, bemerken wir, daß Goethe sich oft darin gefiel, einen Gedanken einseitig auf die Spitze zu treiben, oder durch eigenthümliche, den Widerspruch reizende Ansichten das Gespräch zu beleben. Das letztere trat freilich Eckermann gegenüber viel seltener hervor als gegen den Kanzler von Müller, gegen den er auch häufig der Ironie sich bediente. Dazu nehme

man das, was ich in meinem „Leben Goethe's", S. 630, über dessen wechselnde Stimmung bemerkt habe, die sein Sohn beinah schon an dem Rocke zu erkennen glaubte, in welchem er bei Tisch erschien.

Wenn der geistig so hochstehende Müller, wenn der classisch gebildete, dichterisch begabte Riemer, wenn selbst der flott das Leben genießende Holtei von Goethe's Aeußerungen sich so mächtig ergriffen fühlten, daß sie sich nicht enthalten konnten sie sofort aufzuzeichnen, so dürfen wir dies auch von Eckermann, der sich so recht in Goethe's Schule begeben hatte, gleich in der ersten Zeit annehmen, mochte dies ihm auch am Anfange nicht zum besten gelingen. Den ersten Gedanken zur Bearbeitung derselben dürfte ihm das 1824 erschienene „Journal of the Conversations of Lord Byron" von Medwin eingegeben haben. Eckermann selbst berichtet in dem für die Brockhaus'sche Buchhandlung am 4. December 1835 niedergeschriebenen „Plane der Gespräche": „Bereits im Jahre 1826 übersetzte ein in Weimar damals anwesender englischer Gelehrter einige Gespräche des Jahres 1825 und fragte unter der Hand bei dem Buchhändler Murray in London an, worauf denn alsobald eine Antwort zurückkam, daß gedachte Buchhandlung ein Werk dieser Art sehr bedeutend honoriren würde. Da indeß damals alles noch im Entstehen war und Goethe überdies mich bestimmte, meine Gespräche mit ihm erst einige Jahre nach seinem Tode erscheinen zu lassen, so ließ ich die Angelegenheit ruhen. Später ließ ein pariser Buchhändler zu gleichem Zweck bei mir anfragen, allein aus gleichen Gründen ging ich gleichfalls darauf nicht ein." Aber daß er wirklich so frühe Goethe seinen Gedanken, die „Gespräche" zu veröffentlichen, mitgetheilt, steht, wie es an sich kaum denkbar ist, mit der Art in Widerspruch, wie er sich im Briefe vom 12. September 1830 äußert, der Goethe seine Absicht der Herausgabe eröffnete (Bd. II, S. 148). Dort heißt es, Goethe habe von diesen Conversationen hin und wieder einige Bogen gesehen, ihnen seinen Beifall geschenkt und ihn wiederholt zur Fortsetzung dieses Unternehmens aufgemuntert, was dann periodenweise geschehen. Goethe hatte diese Ausarbeitungen als eine treffliche Uebung und als eine hübsche

Erinnerung für Eckermann gebilligt, ohne aber daran zu denken, dieſer wolle damit hervortreten und ſich einen literariſchen Namen machen; vielmehr ſollte er vorab ſeine eigene Ausbildung betreiben, ihm bei der Ausgabe letzter Hand mit Sichtung und Bearbeitung des noch unbenutzten Materials zur Seite ſtehen, an ſeinen neuen Dichtungen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten einſichtigen Antheil nehmen, zuweilen einen Beitrag für „Kunſt und Alterthum" liefern, aber ja ſich von ſonſtigen literariſchen Unternehmungen fern halten. Der überhaupt das Leben ernſt nehmende Jünger war freilich darüber verſtimmt, da er bald zu einer äußern Selbſtſtändigkeit zu gelangen ſuchte, die ihm verſtatte, ſeine Verlobte endlich heimzuführen, ſich aber nun darauf beſchränkt ſah, Engländern Privatunterricht zu ertheilen. Genoß er auch das Glück, Goethe nahe zu ſein, wöchentlich mittags einmal bei ihm zu Tiſche und abends oft eingeladen zu ſein, auch ſonſt manche Abendſtunden bei ihm zu verweilen, Goethe ſollte, meinte er, etwas Reelles für ihn thun. Darüber wurde er oft unmuthig und zog ſich zurück, beſonders wenn Goethe's Sohn in ſeinen wilden Augenblicken ihm barſch begegnete. Einen Blick in ſeine Stimmung eröffnet uns Holtei's Bericht aus dem Mai 1827. Dieſer, dem Eckermann ſein Herz eröffnet hatte, ſchreibt („Vierzig Jahre", Bd. IV, S. 396): „Goethe ließ ihn lange warten, bis etwas für ſeiner äußern Exiſtenz Begründung geſchah. Eckermann hat dies geduldig, ohne Murren getragen, durch regen Fleiß und mühſelige Thätigkeit (er unterrichtete namentlich junge Engländer) ſeine Freiheit ſiegreich bewahrt, und iſt vielleicht der einzige in Goethe's nächſter Umgebung geblieben, der in äußerſten Fällen, dieſer ſelbſtändigen Freiheit zu Ehren, männlich trotzen konnte, wenn er eben ſeine Ehre gefährdet glaubte(?). Wie wohlthätig er auf die oft geſtörten häuslichen und Familienverhältniſſe gewirkt, wie discret er, der in alles eingeweiht war, auch dann geblieben, wenn er Urſach hatte ſich zu beklagen; wie liebevoll er zwiſchen Vater und Sohn gewaltet — dies zu erörtern ziemt mir nicht, wennſchon es anzudeuten ich mir nicht verſagen können." Wir verſtehen es hiernach, wenn Eckermann ſelbſt, im Aerger darüber, daß man öffentlich ihn

für Goethe's Secretär ausgab, am 27. December 1838 an Brockhaus schrieb: „Mein Verhältniß zu Goethe war kein anderes als das eines Schülers und Mitarbeiters. Und dieses Verhältniß ist mir theuer genug zu stehen gekommen; denn ich habe die ganze Zeit auf eigene Kosten gelebt, und habe nur von Zeit zu Zeit das Vergnügen gehabt, mit ihm zu Tische zu sein und in seine Gesellschaft gezogen zu werden, in dem freilich der geistige Gewinn groß war." Aber wir können diese Darstellung ebenso wenig für voll berechtigt halten als die gleichfalls seinem Verleger gemachte Versicherung vom 21. December 1835: „Das Manuscript (der «Gespräche»), wie es jetzt daliegt, kostet mich bereits so viel, nicht allein an meinem Leben, sondern auch an baaren Auslagen, daß wenn ich 2000 Thlr. Gewinnantheil erhalte, ich in Wahrheit noch nicht zu meinen Kosten bin."

Daß Goethe wünschte, Eckermann möge sich zunächst ganz an ihn halten und sich der Ausgabe seiner Werke widmen, ist freilich wahr, und deshalb konnte er nicht daran denken, ihm zu einer öffentlichen Stelle zu verhelfen, hätte es auch in seiner Macht gestanden, ihm eine seinem Wesen und seiner Bildung entsprechende zu verschaffen, da eine solche ihm die freie Verfügung über seine Zeit geraubt, auch ihn zur baldigen Verheirathung veranlaßt haben würde, welche die Absicht, die Goethe mit ihm hatte, völlig vereiteln mußte. Freilich äußert Peucer anfangs 1831 gegen Böttiger, Goethe habe schon mehrfach daran gedacht, Eckermann eine Anstellung bei der großherzoglichen Bibliothek zu verschaffen, aber es habe ihm nur an Entschiedenheit von innen gefehlt: allein Goethe wollte ihn eben zu dem Zwecke heranbilden, zu dem er sich von Anfang gern bestimmt hatte, und er kannte auch Eckermann zu gut, als daß er hätte glauben können, dieser werde sich in einem solchen Dienst zufrieden finden. Zunächst galt es, ihn ins Leben einzuführen; deshalb forderte er ihn auf, sich die Kenntniß des Englischen anzueignen, wodurch er in Stand gesetzt wurde, den tüchtigsten der jungen Engländer, für die Weimar gleichsam eine deutsche Hochschule geworden, Privatunterricht zu ertheilen. Eine bessere Empfehlung, als das Goethe'sche Haus dazu bot, war unmöglich zu finden.

Daß dieser Unterricht für Eckermann eine mühselige Arbeit gewesen, wird niemand zu behaupten wagen, der von dem heitern Leben weiß, das er auf dem Lande mit dem jungen Robert Doolan führte, mochte ihn auch oft der Unwille befallen, daß er sich nicht ganz seinen Studien überlassen konnte. Der freie Besuch des Theaters, den ihm Goethe verschaffte, war für ihn eine Quelle bildendsten geistigen Genusses. Die Kreise, in welche er durch Goethe und die Gesellschaften seiner Schwiegertochter gezogen wurde, gaben ihm die Gelegenheit zu reicher äußeren und inneren Ausbildung, und es war Goethe's Schuld nicht, wenn Eckermann diese Bekanntschaften nicht so benutzte, wie dieser es wünschte. Als bei Goethe's Jubelfeier im November 1825 die philosophische Facultät zu Jena dem Dichter das Recht einräumte, zwei jungen Männern den Doctorgrad zu ertheilen, wählte er dazu Eckermann und seinen Großneffen Nicolovius aus, wovon die Kunde in alle Welt flog. „Beide wirken seit längerer und kürzerer Zeit mit mir zu gleichen Zwecken", hieß es im Dankschreiben Goethe's an die Facultät, „welche, von so verehrlicher akademischer Corporation mit Beifall anerkannt, uns auch fernerhin gemeinsam vor Augen unverrückt bleiben sollen." Und wer wird es glauben, daß Goethe dem dürftigen Eckermann die Mühewaltung für die Ausgabe seiner Werke nicht durch klingende Münze vergolten habe, wer, der da weiß, mit welcher Liebenswürdigkeit er dem jenaischen Professor Göttling und dem Prinzenerzieher Soret ein entsprechendes Honorar zu übermitteln wußte? Der scheue und kränkliche Eckermann war sehr reizbarer Natur, und so konnte es nicht fehlen, daß er leicht, und nicht allein durch Goethe's Sohn, wenn dieser seine bösen Tage hatte, verletzt wurde, und sich um so bitterer gekränkt fühlte, als er auf eine reelle Versorgung von Goethe's Seite hoffte, obgleich dieselbe eben die ehrenvolle Absicht, welche dieser mit ihm hatte, durchkreuzt haben würde. Daß er zwischen Goethe und dessen August vermittelt habe, ist nach dem, was Holtei selbst von dem innigen und offenen Verhältnisse zwischen Vater und Sohn berichtet, kaum glaublich. Goethe suchte in solchen Fällen selbst zu vermitteln. Mehrfach mied Eckermann auf längere Zeit

das Goethe'sche Haus und stellte sich nur auf besonders geäußerten Wunsch ein. Daher manche leere Zwischenräume, wie vom 16. August bis zum 9. November 1824, vom 11. Juni bis zum 15. October 1825, vom 26. Juli bis zum 8. November 1826, vom 18. October 1827 bis zum 11. März 1828, die freilich unangenehm berühren, besonders da kein Wort auf sie hindeutet, aber doch keine eigentlichen Lücken bilden, weil in dieser Zeit der persönliche Verkehr wirklich gelöst war. Nach Herstellung des freundlichen Verhältnisses nahm Eckermann immer wieder die Bearbeitung der „Gespräche" auf, die ihm zu wahrem Trost gereichten; von ihnen hoffte er einen glücklichen Eintritt in das schriftstellerische Leben, das er als seine Bestimmung ansah, da er sich recht in seinem Element nur fühlte, wenn er schriftlich seine Gedanken und Gefühle entwickeln konnte. Doch mußte er es bei aller Hoffscheu für ein Glück ansehen, als er im Jahre 1829 den Auftrag erhielt, den Erbgroßherzog im Englischen zu unterrichten. Mit Ungeduld sah er der im nächsten Jahre erfolgenden Beendigung der Ausgabe letzter Hand entgegen, da diese ihm eine freie Zeit in Aussicht stellte, die er wol zu einem Ausfluge mit dem von Goethe ihm zugeflossenen Honorar zu benutzen gedachte.

Als es sich endlich entschied, daß er im Frühjahr 1830 mit Goethe's Sohn, freilich ein sonderbares Paar, eine Reise nach Italien antreten sollte, übergab er die Handschrift seiner „Gespräche", die noch der letzten Hand bedurften, seinem Freunde Hofrath Soret, um sie, sollte ihm auf der Reise etwas Menschliches begegnen, an Goethe abzuliefern. Manches war nur mit Bleistift geschrieben und nicht gehörig ausgearbeitet. Nachdem er sich schon in Genua von seinem lebhaften Reisegefährten getrennt, neben dem er sich freilich gedrückt fühlen mußte, theilte er Goethe seine Absicht mit, in stiller Zurückgezogenheit zu Nordheim in der Nähe seiner Geliebten und ihrer Verwandten einige Monate auf die letzte Durcharbeitung der „Gespräche" zu verwenden, um sich von dieser alten Bürde zu befreien, und dann an neue literarische Arbeiten zu gehen, da er sich zum Schriftsteller berufen fühle. Goethe widersprach nicht, wie unangenehm es ihn auch berühren mußte, daß Eckermann, auf dessen fortwährende

Theilnahme er für seine letzten Jahre gerechnet, sich von ihm scheiden wollte, erklärte vielmehr, daß die Ausarbeitung der „Gespräche" ihm um desto angenehmer sei, weil er, wenn er auch keine baldige Veröffentlichung wünsche, doch die Handschrift gern mit ihm durchgehen und sie berichtigen möchte. Glücklicherweise wurde die Verlegenheit, in welche Eckermann durch Goethe's Misbilligung des sofortigen Auftretens mit seinen „Gesprächen" sich gesetzt sah, durch den Ruf der Großherzogin gehoben, den Unterricht des Erbgroßherzogs in der deutschen und englischen Literatur zu leiten; doch schon auf der Hinreise erschütterte ihn die Kunde, daß August in Rom an einem Schlaganfall gestorben. Zwar drang Goethe darauf, daß die Durchsicht der „Gespräche" die erste Arbeit des Zurückgekommenen sein müsse, an den er sich nach dem Verluste des Sohnes um so inniger anschloß; sie wollten nicht eher nachlassen, erklärte er, als bis alles vollkommen gethan und im Reinen sei. Aber bald darauf brachte ein durch die gewaltsame Unterdrückung des Schmerzes veranlaßter schrecklicher Blutsturz Goethe dem Ende nahe. Nach seiner Herstellung war von den „Gesprächen" keine Rede mehr, da er jetzt, wo er an sein nahes Ende so eindringlich gemahnt worden war, seine ganze Thätigkeit auf die Vollendung von „Faust" und „Wahrheit und Dichtung" verwandte. Eckermann war mit der Redaction von Goethe's ungedruckten kleinen Schriften, die als „Nachlaß" erscheinen sollten, und mit der Durchsicht seiner Briefe zur spätern Herausgabe beschäftigt; seine übrige Zeit verwandte er auf die Vermehrung der „Gespräche" durch neue, so lange ein gütiges Geschick ihm noch die Unterhaltung mit Goethe gewährte. Sonderbar genug hören mit dem 6. Juni 1831 seine Aufzeichnungen fast ein halbes Jahr ganz auf; erst am 21. December beginnen sie wieder (auch der dritte Theil hat in dieser Zeit nur ein Gespräch vom 3. December hinzugefügt), und in den beiden folgenden Monaten versiegen sie wieder völlig, was Eckermann selbst etwas seltsam damit begründet, daß er gleichgültiger in der Auffassung von Goethe's Worten geworden, da dieser ihm in völliger Kraft und Frische täglich vor Augen gewesen; vom März fügte er erst nach Goethe's Tod „aus der nächsten

Erinnerung" zwei Gespräche hinzu, ein anderes sehr bedeutendes im dritten Theile.*

Nach Goethe's Tode waren Eckermann und Riemer mit der Herausgabe der „Nachgelassenen Werke", sodann mit der Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" in zwei Quartbänden beschäftigt (die umgearbeitete Anordnung des ersten Bandes sandte Eckermann schon am 7. Januar 1835 an Riemer); auch hatte ihm die Großherzogin eine Arbeit aufgetragen. Daneben nahmen ihn seine häuslichen Angelegenheiten in Anspruch, da er inzwischen geheirathet. Auch fühlte er sich so leidend, daß er im Sommer 1835 ein Seebad besuchen mußte, dessen Folgen sich leider nicht so wohlthätig zeigten, wie er gehofft. Bald nach der Rückkehr schreibt er an Riemer: „Ich bin viel durch Fremde gestört worden die ganze Woche, doch fahre ich nun wieder fort in der Redaction der Abschrift meiner «Gespräche mit Goethe». Es wird etwas Bedeutendes, doch habe ich meine Bedenken, ob es nach dem [in den beiden vorigen Jahren von Riemer herausgegebenen] Zelter'schen Briefwechsel bedeutend genug sein wird, um noch ein tiefes Interesse zu bewirken. Was mich tröstet, ist, daß es lebendig und wahr ist, mag es denn wirken, was es kann. Und eigentlich soll man bei der Arbeit nicht an die Wirkung denken." Welche ungemeine Aufnahme er sich wirklich versprach, zeigt sein vom 4. December datirter, für die Verlagshandlung bestimmter „Plan". „Man darf dieses Buch halb und halb als ein Werk Goethe's betrachten", schreibt er, „und zwar als ein gesprochenes, indem mein Verdienst hauptsächlich nur in der Auffassung und künstlerischen Darstellung besteht. Wer daher Goethe's Werke besitzt, wird den eigentlichen Goethe nicht vollständig haben, wenn er nicht auch diese «Gespräche» hinzufügt." Damit man aber ganz sicher gehe, und es ihm möglich werde, bei einer bald zu hoffenden

* Leider sind die Aufzeichnungen, die sich darüber in Goethe's Tagebüchern während der Jahre von Eckermann's Umgang finden, mit wenigen zufälligen Ausnahmen, nicht veröffentlicht. Im „Goethe-Jahrbuch", Bd. 1, S. 288, finde ich daraus den Eintrag angeführt: „Montag den 10. Oktober (1831). Mittags Dr. Eckermann. La peau de chagrin (von Balzac) zu lesen angefangen."

zweiten Auflage das Buch noch zu verbeſſern und zu vervollſtändigen, wäre es ſein Wunſch, daß man vorab nur 3000 Exemplare drucke; die Franzoſen und Engländer würden nicht ſäumen, das Werk zu überſetzen, doch wäre es der kürzeſte Weg, wenn der deutſche Verleger ſich mit einem pariſer und einem londoner Buchhändler vereinigte und dieſen zum Zweck der Ueberſetzung die Aushängebogen verkaufte. Jetzt, wo er die vielfach verzögerte und durch mancherlei Umſtände unterbrochene Redaction vor wenigen Tagen vollendet, liege das Manuſcript in reinlicher Abſchrift bereit. Als aber die Brockhaus'ſche Buchhandlung, an die er ſich gewandt hatte, dieſes einzuſehen verlangte, konnte er nur das des erſten Theiles überſenden; am Schluſſe des andern gleich ſtarken habe er noch einige Wochen zu thun. Um die Buchhandlung, die ſich auf den verhältnißmäßig geringen buchhändleriſchen Erfolg des Schiller'ſchen und Zelter'ſchen Briefwechſels berufen hatte, zur Annahme zu beſtimmen, deutete er darauf hin, daß er ihr auch ſeine andern Werke überlaſſen werde, und er ſchon ein zweites im Sinn und in der Ausführung habe, was, wie wir ſpäter hören, eine Ausgabe von Goethe's Briefen war. Der Schluß des zweiten Theiles hielt Eckermann länger auf, als er gedacht hatte. Am 21. meldete er, daß er noch einige Wochen zu thun habe, um einige bedeutende Sachen über den „Fauſt" hineinzubringen und auch den Schluß gut zu vollenden. Demnach iſt jedenfalls das Geſpräch vom 6. Juni 1831 ein ſpäterer Zuſatz, auch wol der jetzige Schluß, Bd. II, S. 241 fg., mit den ihn einleitenden beiden letzten Zeilen von S. 240.

Bei ihrem Erſcheinen im April 1836 erregten die „Geſpräche mit Goethe" das freudigſte Aufſehen. Am anerkennendſten ſprach ſich Weiße darüber aus in den „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik". „Wir haben in Herrn Eckermann einen der ſeltenen Fälle", bemerkte er, „wo die vollſtändige Verſenkung eines angeborenen Talentes in einen fremden Geiſt, die durchgängige Nachbildung der Art und Weiſe, des Stiles und der Formen dieſes Geiſtes als die Naturbeſtimmung, als der eigentliche Beruf des Individuums erſcheint, und ohne allen fühlbaren Nachtheil für deſſen Geiſtes-

und Gemüthslagen, für die Treue und Redlichkeit seines Denkens, Thuns und Schaffens erfolgen kann." Doch der Absatz blieb tief unter Eckermann's Erwartungen. Dieser meinte schon im October, die erste Auflage müsse bald vergriffen sein, sodaß er bereits an die zweite zu denken habe. Ein von mehreren Seiten gewünschtes Register wollte er dem Buche nicht beifügen, auch nichts als nur einige grammatikalische und andere Kleinigkeiten ändern, von allen Zusätzen absehen, wozu er wol später im Stande sein könnte. Leider mußte ihm die Verlagshandlung melden, daß bis jetzt nur etwa 1400 Exemplare in den Buchhandel gekommen, und es, um dem Debit eine neue Anregung zu geben, gerathen scheine, die noch vorräthigen mit einem neuen Titel und einem Register als „zweite unveränderte Ausgabe" erscheinen zu lassen. Eckermann ging darauf ein; gleichzeitig bemerkte er, daß er die von dem Beurtheiler in den „Blättern für literarische Unterhaltung" gegebenen Winke dankbar für eine wirkliche zweite Ausgabe brauchen werde. „So z. B. habe ich das mit Recht getadelte sich oft wiederholende «sagte ich», «sagte Goethe», bereits durch beide Bände in erwiderte, versetzte, antwortete, entgegnete, oder wie es sonst heißt, corrigirt, wodurch denn in die Darstellung eine größere Eleganz gekommen. Ueberhaupt könnte ich zur zweiten Auflage manche schöne Zusätze machen, im Fall es für zweckmäßig erachtet werden sollte." Erst am 27. Juli 1837 theilte er der Verlagshandlung, gleichzeitig mit dem Antrage, seine „Gedichte" zu übernehmen, den Gedanken mit, ein drittes Bändchen „Gespräche" auszuarbeiten, wozu er noch reichliche Materialien habe. Dieselbe erklärte sich zur Uebernahme unter etwas ermäßigten Bedingungen bereit, doch unterließ Eckermann, solche in Vorschlag zu bringen. Den Antrag von Brockhaus, den Artikel „Goethe" für das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" zu liefern, lehnte er am 29. Mai 1838 mit der Bemerkung ab: „Ich fühle mich bei näherer Ansicht der Sache dazu durchaus nicht im Stande. Auch soll es Ihnen auf andere Weise zugute kommen, indem ich meine Kräfte und Muße der Ausarbeitung des bereits mit Ihnen verabredeten dritten Bändchens

meiner «Geſpräche» widmen und ungetheilter zuwenden will." Aber der ſeinen Erwartungen nicht entſprechende Abſatz, der durch ein Verſehen noch bedeutend geringer berechnet war, als er ſich wirklich herausſtellte, machte ihn unmuthig zur Fortſetzung, die ihm dazu ſehr ſchwer fiel. Hatte er auch einzelnes ſchon glücklich mit Aufwendung aller Kraft ausgeführt, ſo war doch der ihm vorliegende Stoff, wenn er nicht außerordentliche Anſtrengungen machen wollte, keineswegs hinreichend, ein drittes, den beiden erſten ebenbürtiges Bändchen zu füllen. Schon hatte ihn die erfinderiſche Noth auf ein ſeltſames Auskunftsmittel gebracht. Der ihm äußerſt wohlwollende Geheime Legationsrath Soret, der im Jahre 1836, nachdem er die Erziehung des Erbgroßherzogs vollendet, nach Genf zurückgekehrt war, hatte ihm mitgetheilt, daß er in ſeinem Tagebuche Aufzeichnungen aus ſeinem Umgange mit Goethe beſitze. Auf Eckermann's Bitte verſprach er ihm, dieſe für ihn zuſammenzuſtellen und ihm zur Benutzung für ein drittes Bändchen zu überlaſſen. In Erwartung derſelben wollte er, als das ihn ſehr betrübende Misverſtändniß wegen des Abſatzes der „Geſpräche" ſich zu ſeiner höchſten Freude gelöſt hatte, die Arbeit wieder aufnehmen. „Meine früher ſehr angegriffene Geſundheit", ſchreibt er Weihnachten 1838 an Brockhaus, „hat ſich ſeit einem Jahre merklich gebeſſert, woraus ſich denn auch für meine productiven Kräfte viel Gutes hoffen läßt. Die Fortſetzung meiner «Geſpräche mit Goethe» fängt wieder an meinen Geiſt vorzugsweiſe zu beſchäftigen, doch hoffe ich Ihnen den Artikel «Goethe» gleichfalls zu liefern, wiewol dergleichen Arbeiten nicht eigentlich meine Sache ſind und ich mit großer Ueberwindung daran gehe." Aber Soret ließ ihn auf ſeine Mittheilungen, wir wiſſen nicht aus welchem Grunde, vergeblich warten. Mochte auch Eckermann einzelne Geſpräche die Zeit über weiter ausgeführt haben, die eigentliche Luſt zur Fortſetzung war ihm, ſolange ihm Soret's Beitrag fehlte, verkümmert. Auch nahm ihn damals die in Verbindung mit Riemer übernommene neue Ausgabe Goethe's, die wieder manches Neue und das Bekannte in anderer Anordnung bringen ſollte, lebhaft in Anſpruch. Das Erſcheinen derſelben im Jahre 1840

veranlaßte die Brockhaus'sche Buchhandlung, am 3. März 1841 Eckermann an das dritte Bändchen zu erinnern, für dessen Erscheinen jetzt wol der passendste Zeitpunkt sei; auch auf den Absatz der beiden ersten Bände, deren Vorrath noch immer bedeutend sei (bis Ende 1844 waren erst 2031 Exemplare abgesetzt), würde dieses nicht ungünstig wirken. Eckermann erwiderte: „Meine Hoffnung auf einen dritten Theil gründete sich hauptsächlich auf ein Versprechen des Herrn Geheimen Legationsrath Soret zu Genf, welcher mir ein französisches Manuscript zur freien Bearbeitung überlassen wollte. Selbst unsere Frau Großherzogin hatte im vorigen Frühjahr die Güte, jenen Freund auch ihrerseits an sein Versprechen zu erinnern. Darauf kamen wiederholte Zusicherungen einer baldigen Uebersendung, die jedoch bis zum Augenblicke unerfüllt geblieben sind. ... Doch soll noch heute ein Brief an ihn abgehen, und sobald ich etwas Entschiedenes erfahre, sollen Sie Nachricht haben. Meine eigenen Materialien reichen nicht zu; ich hatte die Absicht, das Meinige mit dem Seinigen zu verarbeiten, daß daraus ein hübsches Ganzes würde." Am 28. Mai meldete er, nach einer ihm zugegangenen Anzeige werde das französische Manuscript binnen sehr kurzer Zeit in seinen Händen sein. Für das dritte Bändchen hielt er das Honorar von 4000 Thlr. für nicht zu hoch. Brockhaus war über eine solche Forderung bei dem erzielten buchhändlerischen Erfolge der beiden ersten Theile äußerst überrascht, erklärte sich indeß bereit, unter den bisherigen Bedingungen die Fortsetzung zu übernehmen. Aber wie ein Gespenst trat zwischen jede Verständigung das Mistrauen Eckermann's gegen die Verlagshandlung, das durch ein unglückliches Zusammentreffen der Umstände geweckt und genährt wurde. Dieser glaubte seiner Sache so sicher zu sein, daß er es zu einer Criminalunterſuchung kommen ließ. Während der ungeheuern Aufregung, in welche er dadurch versetzt ward, konnte die Ausarbeitung der Fortsetzung nicht gedeihen. Doch kaum war nach mehr als zwei Jahren durch gerichtliches Erkenntniß die Verlagshandlung freigesprochen, als Eckermann am 10. August 1845 dieser den dritten Theil anbot; das Manuscript, das noch des liebevollen Fleißes

einiger glücklichen Monate bedürfe, könne er bald nach Weihnachten liefern. Allein Brockhaus lehnte jede weitere Verbindung mit ihm ab. Der dritte Theil erſchien erſt Oſtern 1848 zu Magdeburg in der Heinrichshofen'ſchen Buchhandlung; die Vorrede iſt vom 21. December 1847 datirt. So lagen alſo zwiſchen der Vollendung der beiden erſten und des dritten Theils zwölf volle Jahre.

Wenn die Einheit der „Geſpräche" und das Weſen derſelben darin beſteht, daß Goethe Eckermann auf die förderlichſte Weiſe heranzubilden, ihn von jeder ſeiner Natur fremden einſeitigen Richtung zurückzuhalten und ihn zu einem feinſinnigen Kenner ſeines Dichtens und Denkens zu erziehen ſuchte, ſo geht durch den dritten Theil ein ſcharfer, mit nichts zu verdeckender Riß, da Goethe gegen Soret, von deſſen Mittheilungen Eckermann 72 Geſpräche aus den Jahren 1822/23, 1828 und 1830—32 benutzte, ein durchaus anderer war. Aber dies kümmerte Eckermann bei ſeinem Wunſche, neues Material zu einem gleichſtarken dritten Theil zu erhalten, ſo wenig, daß er dieſen ſogar neun Monate vor der Zeit beginnt, wo er Goethe zuerſt ſah. Soret's Aufzeichnungen waren in der Weiſe ſeines Tagebuchs wol meiſt ſehr kurz, vielleicht einzelne ſpäter, etwa Eckermann's wegen, weiter ausgeführt. Das letzterm ſelbſt in ſeinen noch unbenutzten Aufzeichnungen vorliegende Material war nicht bedeutend und mußte mit noch größerer Freiheit ausgeführt werden, als es ſchon in den erſten Theilen geſchehen, wo die Erinnerung noch viel lebendiger war. Wenn in dieſen Eckermann mit wenigen Ausnahmen ſehr zurücktritt, ja einigemal in auffallender Weiſe nicht das, was er geſagt, ſondern was er bei ſich gedacht, erwähnt wird, ſo finden ſich hier mehrfach große, lange bedachte, mit vieler Sorgfalt ausgearbeitete Ausführungen Eckermann's ſelbſt, ſo über die Naturgeſchichte der Vögel, mit der er in ſpätern Jahren ſich ganz beſonders beſchäftigt hatte, über die Bereitung von Pfeil und Bogen und die dazu paſſenden Holzarten, und er erſcheint hier in vollem Glanze; dieſe Geſpräche ſind kleine Meiſterſtücke, in denen man Goethe's Schüler freudig erkennt. Ein höchſt bedeutender Brief Alexander von Humboldt's an den Kanzler Müller,

deſſen Abſchrift Eckermann vorlag, wird zu den gewichtigſten Aeußerungen über den verſtorbenen Großherzog Karl Auguſt benutzt. Auch ein Brief Walter Scott's an Goethe gibt einmal erwünſchten Stoff. Ein andermal führt eine Schrift von Hinrichs zu weitausgeſponnenen Bemerkungen über das altgriechiſche Drama. So ſuchte Eckermann ſich neues Material zu verſchaffen, das in ſeinen Aufzeichnungen kaum angedeutet war. Haben wir auch in dieſen und andern größern Geſprächen noch weniger eine wortgetreue Wiedergabe der wirklichen Unterhaltung als ſchon häufig genug in den erſten Theilen, ſo entſpricht doch auch hier Eckermann's künſtleriſche Ausführung in Wort, Ton und Inhalt weſentlich der Art, wie ſich Goethe auszuſprechen pflegte, und kann in dieſer Beſchränkung als authentiſch gelten. Darin und in der ſinnigen, auch ſprachlich, wenn wir von kleinen Flecken abſehen, fein ausgearbeiteten Darſtellung beſteht der unvergängliche Werth dieſer „Geſpräche", den auch alle perſönlichen Kenner Goethe's, ſo die Großfürſtin, Riemer und der Kanzler von Müller, anerkannt haben. Die von C. A. H. Burkhardt 1870 herausgegebenen „Unterhaltungen Goethe's" mit dem letztern und die Aufzeichnungen Riemer's („Goethe's Tiſchreden" in den „Mittheilungen über Goethe", 1840, Bd. II, S. 694—725, und „Aphorismen und Brocardica", in deſſen „Briefen von und an Goethe", S. 237—382, 1846) bilden zu ihnen eine werthvolle Ergänzung, entbehren aber der künſtleriſchen Geſtaltung Eckermann's, die Goethe's eigenen Beifall gefunden haben würde, wenn er auch die Einmiſchung Soret's nicht gebilligt haben dürfte. Einige Mängel der Redaction und ſonſtige Irrthümer, ſowie die Einmiſchung unbedeutender Tagesereigniſſe, die ohne Folge bleiben, neben dem Uebergehen mancher bei weitem wichtigern verſchwinden neben ſo hohen Vorzügen. Wenn neuerdings Strehlke, der noch immer Eckermann zu Goethe's Secretär macht, deſſen „Geſpräche" gegen die Aufzeichnungen von Müller und Riemer herabſetzt, ſo thut er ihnen das entſchiedenſte Unrecht; abgeſehen von dem Vorzuge, den ſie durch ihre künſtleriſche Ausführung beanſpruchen, übertreffen ſie dieſe durch reichen Gehalt und die gemüthliche Hingabe Goethe's, der ſich in

Eckermann's Nähe immer wohl fühlte und ſich deshalb ganz gehen ließ.

Zur äußern Geſchichte der „Geſpräche" bemerken wir, daß der dritte in 2500 Exemplaren gedruckte Theil 1867 in den Brockhaus'ſchen Verlag überging; nur drei Fünftel der Auflage waren damals verkauft. Im folgenden Jahre erſchien die erſte Geſammtausgabe in drei Theilen mit vervollſtändigtem Regiſter als dritte Auflage, welcher 1876 die vierte und 1883 die fünfte folgten. Ins Engliſche wurden die „Geſpräche" 1839 von Fuller, 1850 von Oxenford, ins Franzöſiſche 1862 von J. N. Charles und 1863 von Emile Délerot überſetzt.

Eckermann's Stellung beim Erbgroßherzog dauerte bis 1839 fort. Im vorigen Jahre war er Hofrath und Bibliothekar der Großherzogin geworden. Literariſch hat er ſich außer den „Geſprächen" und ſeinen „Gedichten" noch durch die Herausgabe von Goethe's Werken bekannt gemacht. Meteorologiſche und ornithologiſche Studien und die engliſche Literatur zogen ihn in den letzten Jahren lebhaft an. Längere Zeit lebte er in und bei Hannover. Sein Leben war einfach und ſchlicht. Leider ſollte er die dritte Ausgabe ſeiner „Geſpräche", trotz ihrer allgemein anerkannten hohen Bedeutung, nicht erleben. Er ſtarb zu Weimar, wohin ihn die Großherzogin berufen hatte, 62 Jahre alt, am 3. December 1854.

Einleitung.

Der Autor gibt Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe.

Zu Winsen an der Luhe, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg, auf der Grenze des Marsch- und Haidelandes, bin ich zu Anfang der neunziger Jahre geboren, und zwar in einer Hütte, wie man wol ein Häuschen nennen kann, das nur einen heizbaren Aufenthalt und keine Treppe hatte, sondern wo man auf einer gleich an der Hausthür stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg.

Als der Zuletztgeborene einer zweiten Ehe habe ich meine Aeltern eigentlich nur gekannt, wie sie schon im vorgerückten Alter standen, und bin zwischen beiden gewissermaßen einsam aufgewachsen. Aus meines Vaters erster Ehe lebten zwei Söhne, wovon der eine, nach verschiedenen Seereisen als Matrose, in fernen Welttheilen in Gefangenschaft gerathen und verschollen war, der andere aber, nach mehrmaligem Aufenthalt zum Walfisch- und Seehundfang in Grönland, nach Hamburg zurückgekehrt war und dort in mäßigen Umständen lebte. Aus meines Vaters zweiter Ehe waren vor mir zwei Schwestern aufgewachsen, die, als ich mein zwölftes Jahr erreicht, bereits das väterliche Haus verlassen hatten und theils im Orte, theils in Hamburg dienten.

Die Hauptquelle des Unterhalts unserer kleinen Familie war eine Kuh, die uns nicht allein zu unserm täglichen Bedarf mit Milch versah, sondern von der wir auch jährlich ein Kalb mästen und außerdem zu gewissen Zeiten für einige

Groschen Milch verkaufen konnten. Ferner besaßen wir einen Acker Land, der uns die nöthigen Gemüsearten für das Bedürfniß des Jahres gewinnen ließ. Korn zu Brot indeß und Mehl für die Küche mußten wir kaufen.

Meine Mutter hatte eine besondere Geschicklichkeit im Wollspinnen; auch schnitt und nähte sie die bürgerlichen Mützen der Frauenzimmer zu besonderer Zufriedenheit, welches ihr denn beides zur Quelle einiges Erwerbes gereichte.

Meines Vaters eigentliches Geschäft dagegen war der Betrieb eines kleinen Handels, der nach den verschiedenen Jahreszeiten variirte und ihn veranlaßte, häufig von Hause abwesend zu sein und in der Umgegend viel zu Fuße umherzuschweifen. Im Sommer sah man ihn mit einem leichten hölzernen Schränkchen auf dem Rücken in der Haidegegend von Dorf zu Dorf wandern und mit Band, Zwirn und Seide hausiren gehen. Zugleich kaufte er hier wollene Strümpfe und Beyderwand (ein aus der braunen Wolle der Haidschnucken und leinenem Garn gewebtes Zeug), das er dann auf dem jenseitigen Elbufer, in den Vierlanden, gleichfalls hausirend wieder absetzte. Im Winter trieb er einen Handel mit rohen Schreibfedern und ungebleichter Leinwand, die er in den Dörfern der Haide- und Marschgegend aufkaufte und mit Schiffsgelegenheit nach Hamburg brachte. In allen Fällen jedoch mußte sein Gewinn sehr gering sein, denn wir lebten immer in einiger Armuth.

Soll ich nun von meiner kindlichen Thätigkeit reden, so war sie gleichfalls nach den Jahreszeiten verschieden. Mit dem anbrechenden Frühling und sowie die Gewässer der gewöhnlichen Elbüberschwemmungen verlaufen waren, ging ich täglich, um das an den Binnendeichen und sonstigen Erhöhungen angespülte Schilf zu sammeln und als eine beliebte Streu für unsere Kuh anzuhäufen. Wenn sodann auf der weitausgedehnten Weidefläche das erste Grün hervorkeimte, verlebte ich in Gemeinschaft mit andern Knaben lange Tage im Hüten der Kühe. Während des Sommers war ich thätig in Bestellung unsers Ackers; auch schleppte ich für das Bedürfniß des Herdes das ganze Jahr hindurch aus der kaum eine Stunde entfernten Waldung trockenes Holz herbei. Zur

Zeit der Kornernte sah man mich wochenlang in den Feldern mit Aehrenlesen beschäftigt, und später, wenn die Herbstwinde die Bäume schüttelten, sammelte ich Eicheln, die ich metzenweise an wohlhabendere Einwohner, um ihre Gänse damit zu füttern, verkaufte. Sowie ich aber genugsam herangewachsen war, begleitete ich meinen Vater auf seinen Wanderungen von Dorf zu Dorf und half einen Bündel tragen. Diese Zeit gehört zu den liebsten Erinnerungen meiner Jugend.

Unter solchen Zuständen und Beschäftigungen, während welcher ich auch periodenweise die Schule besuchte und nothdürftig lesen und schreiben lernte, erreichte ich mein vierzehntes Jahr, und man wird gestehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältniß mit Goethe ein großer Schritt und überall wenig Anschein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poesie und schöne Künste, und konnte also auch ein dunkles Verlangen und Streben nach solchen Dingen glücklicherweise in mir nicht stattfinden.

Man hat gesagt, die Thiere werden durch ihre Organe belehrt; und so möchte man vom Menschen sagen, daß er oft durch etwas, was er ganz zufällig thut, über das belehrt werde, was etwa Höheres in ihm schlummert. Ein Solches ereignete sich mit mir, und da es, obgleich an sich unbedeutend, meinem ganzen Leben eine andere Wendung gab, so hat es sich mir als etwas Unvergeßliches eingeprägt.

Ich saß eines Abends bei angezündeter Lampe mit beiden Aeltern am Tische. Mein Vater war von Hamburg zurückgekommen und erzählte von dem Verlauf und Fortgang seines Handels. Da er gern rauchte, so hatte er sich ein Packet Taback mitgebracht, das vor mir auf dem Tische lag und als Wappen ein Pferd hatte. Dieses Pferd erschien mir als ein sehr gutes Bild, und da ich zugleich Feder und Tinte und ein Stückchen Papier zur Hand hatte, so bemächtigte sich meiner ein unwiderstehlicher Trieb, es nachzuzeichnen. Mein Vater fuhr fort von Hamburg zu erzählen, während ich, von den Aeltern unbemerkt, mich ganz vertiefte im Zeichnen des Pferdes. Als ich fertig war, kam es mir vor als sei meine Nachbildung dem Vorbilde vollkommen ähnlich, und

ich genoß ein mir bisher unbekanntes Glück. Ich zeigte meinen Aeltern, was ich gemacht hatte, die nicht umhin konnten mich zu rühmen und ſich darüber zu wundern. Die Nacht verbrachte ich in freudiger Aufregung halb ſchlaflos, ich dachte beſtändig an mein gezeichnetes Pferd und erwartete mit Ungeduld den Morgen, um es wieder vor Augen zu nehmen und mich wieder daran zu erfreuen.

Von dieſer Zeit an verließ mich der einmal erwachte Trieb der ſinnlichen Nachbildung nicht wieder. Da es aber in meinem Orte an aller weitern Hülfe in ſolchen Dingen fehlte, ſo war ich ſchon ſehr glücklich, als unſer Nachbar, ein Töpfer, mir ein paar Hefte mit Contouren gab, welche ihm bei Bemalung ſeiner Teller und Schüſſeln als Vorbild dienten.

Dieſe Umriſſe zeichnete ich mit Feder und Tinte auf das ſorgfältigſte nach, und ſo entſtanden zwei Hefte, die bald von Hand zu Hand gingen und auch an die erſte Perſon des Ortes, an den Oberamtmann Meyer, gelangten. Er ließ mich rufen, beſchenkte mich und lobte mich auf die liebevollſte Weiſe. Er fragte mich, ob ich Luſt habe ein Maler zu werden; er wolle mich in ſolchem Fall, wenn ich confirmirt ſei, zu einem geſchickten Meiſter nach Hamburg ſenden. Ich ſagte, daß ich wol Luſt habe und daß ich es mit meinen Aeltern überlegen wolle.

Dieſe aber, beide aus dem Bauernſtande und in einem Orte lebend, wo größtentheils nichts anderes als Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde, dachten ſich unter einem Maler nichts weiter als einen Thüren- und Häuſeranſtreicher. Sie widerriethen es mir daher auf das ſorglichſte, indem ſie anführten, daß es nicht allein ein ſehr ſchmuziges, ſondern zugleich ein ſehr gefährliches Handwerk ſei, wobei man Hals und Beine brechen könne, welches ſich, zumal in Hamburg bei den ſieben Stockwerk hohen Häuſern, ſehr oft ereigne. Da nun meine eigenen Begriffe von einem Maler gleichfalls nicht höherer Art waren, ſo verging mir die Luſt zu dieſem Metier, und ich ſchlug das Anerbieten des guten Oberamtmanns aus dem Sinne.

Indeſſen war nun einmal die Aufmerkſamkeit höherer

Perſonen auf mich gefallen; man behielt mich im Auge und ſuchte mich auf manche Weiſe zu heben. Man ließ mich an dem Privatunterricht der wenigen vornehmen Kinder theilnehmen, ich lernte Franzöſiſch und etwas Latein und Muſik; zugleich verſah man mich mit beſſerer Kleidung, und der würdige Superintendent Pariſius hielt es nicht zu gering, mir einen Platz an ſeinem eigenen Tiſche zu geben.

Von nun an war mir die Schule lieb geworden; ich ſuchte ſo günſtige Umſtände ſo lange fortzuſetzen als möglich, und meine Aeltern gaben es daher auch gern zu, daß ich erſt in meinem ſechzehnten Jahre confirmirt wurde.

Nun aber entſtand die Frage, was aus mir werden ſolle. Wäre es nach meinen Wünſchen gegangen, ſo hätte man mich zur Verfolgung wiſſenſchaftlicher Studien auf ein Gymnaſium geſchickt; allein hieran war nicht zu denken, denn es fehlte dazu nicht allein an allen Mitteln, ſondern die gebieteriſche Noth meiner Umſtände verlangte auch, mich ſehr bald in einer Lage zu ſehen, wo ich nicht allein für mich ſelber zu ſorgen, ſondern auch meinen dürftigen alten Aeltern einigermaßen zu Hülfe zu kommen im Stande wäre.

Eine ſolche Lage eröffnete ſich mir gleich nach meiner Confirmation, indem ein dortiger Juſtizbeamter mir das Anerbieten machte, mich zum Schreiben und andern kleinen Dienſtverrichtungen zu ſich zu nehmen, worein ich mit Freuden willigte. Ich hatte während der letzten anderthalb Jahre meines fleißigen Schulbeſuchs es dahin gebracht, nicht allein eine gute Hand zu erlangen, ſondern mich auch in Abfaſſung ſchriftlicher Aufſätze vielfältig zu üben, ſodaß ich mich denn für eine ſolche Stelle ſehr wohl qualificirt halten konnte. Dieſes Verhältniß, wobei ich auch kleine Advocaturgeſchäfte trieb und nicht ſelten in den Fall kam, nach hergebrachten Formen beides, Klageſchrift und Urtheil, abzufaſſen, dauerte zwei Jahre, nämlich bis 1810, wo das hannoverſche Amt Winſen an der Luhe aufgelöſt und, im Departement der Niederelbe begriffen, dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt wurde.

Ich erhielt nun eine Anſtellung im Bureau der Direction der directen Steuern zu Lüneburg; und als dieſe im

nächsten Jahre gleichfalls aufgelöst wurde, kam ich in das Bureau der Unterpräfectur zu Uelzen. Hier arbeitete ich bis gegen Ende des Jahres 1812, wo der Präfect, Herr von Düring, mich beförderte und als Mairiesecretär zu Bevensen anstellte. Diesen Posten bekleidete ich bis zum Frühling des Jahres 1813, wo die herannahenden Kosacken uns zur Befreiung von der französischen Herrschaft Hoffnung machten.

Ich nahm meinen Abschied und ging in meine Heimat, mit keinem andern Plan und Gedanken, als mich sobald wie möglich den Reihen der vaterländischen Krieger anzuschließen, die sich im stillen hier und dort anfingen zu bilden. Dieses vollführte ich und trat gegen Ende des Sommers mit Büchse und Holfter als Freiwilliger in das Kielmannsegge'sche Jägercorps und machte mit diesem in der Compagnie des Kapitäns Knop den Feldzug des Winters 1813 und 1814 durch Mecklenburg, Holstein und vor Hamburg gegen den Marschall Davoust. Darauf marschirten wir über den Rhein gegen den General Maison und zogen im Sommer viel hin und her in dem fruchtbaren Flandern und Brabant.

Hier, vor den großen Gemälden der Niederländer ging mir eine neue Welt auf; ich verbrachte ganze Tage in Kirchen und Museen. Es waren im Grunde die ersten Gemälde, die mir in meinem Leben vor Augen gekommen waren. Ich sah nun, was es heißen wolle, ein Maler zu sein; ich sah die gekrönten glücklichen Fortschritte der Schüler, und ich hätte weinen mögen, daß es mir versagt worden, eine ähnliche Bahn zu gehen. Doch entschloß ich mich auf der Stelle; ich machte in Tournay die Bekanntschaft eines jungen Künstlers, ich verschaffte mir schwarze Kreide und einen Bogen Zeichenpapier vom größten Format und setzte mich sogleich vor ein Bild, um es zu copiren. Große Begierde zur Sache ersetzte hierbei, was mir an Uebung und Anleitung fehlte, und so brachte ich die Contouren der Figuren glücklich zu Stande; ich fing auch an von der linken Seite herein das Ganze auszuschattiren, als eine Marschordre eine so glückliche Beschäftigung unterbrach. Ich eilte, die Abstufung von Schatten und Licht in dem nicht ausgeführten Theile mit einzelnen Buchstaben anzudeuten, in Hoffnung, daß es mir in ruhigen

Stunden gelingen würde, es auf dieſe Weiſe zu vollenden. Ich rollte mein Bild zuſammen und that es in einen Köcher, den ich neben meiner Büchſe auf dem Rücken hängend den langen Marſch von Tournay nach Hameln trug.

Hier ward das Jägercorps im Herbſt des Jahres 1814 aufgelöſt. Ich ging in meine Heimat; mein Vater war todt, meine Mutter noch am Leben und bei meiner älteſten Schweſter wohnend, die ſich indeß verheirathet und das älterliche Haus angenommen hatte. Ich fing nun ſogleich an mein Zeichnen fortzuſetzen; ich vollendete zunächſt jenes aus Brabant mitgebrachte Bild, und als es mir darauf ferner an paſſenden Muſtern fehlte, ſo hielt ich mich an die kleinen Ramberg'ſchen Kupfer, die ich mit ſchwarzer Kreide ins Große ausführte. Hierbei merkte ich jedoch ſehr bald den Mangel gehöriger Vorſtudien und Kenntniſſe. Ich hatte ſo wenig Begriffe von der Anatomie des Menſchen wie der Thiere; nicht mehr wußte ich von der Behandlung der verſchiedenen Baumarten und Gründe: und es koſtete mich daher unſagliche Mühe, ehe ich auf meine Weiſe etwas herausbrachte, das ungefähr ſo ausſah.

Ich begriff daher ſehr bald, daß wenn ich ein Künſtler werden wolle, ich es ein wenig anders anzufangen hätte, und daß das fernere Suchen und Taſten auf eigenem Wege ein durchaus verlorenes Bemühen ſei. Zu einem tüchtigen Meiſter zu gehen und ganz von vorn anzufangen, das war mein Plan.

Was nun den Meiſter anbetraf, ſo lag in meinen Gedanken kein anderer als Ramberg in Hannover; auch dachte ich in dieſer Stadt mich um ſo eher halten zu können, als ein geliebter Jugendfreund dort in glücklichen Umſtänden lebte, von deſſen Treue ich mir jede Stütze verſprechen durfte und deſſen Einladungen ſich wiederholten.

Ich ſäumte daher auch nicht lange und ſchnürte mein Bündel, und machte mitten im Winter 1815 den faſt vierzigſtündigen Weg durch die öde Haide bei tiefem Schnee einſam zu Fuß, und erreichte in einigen Tagen glücklich Hannover.

Ich verfehlte nicht, alſobald zu Ramberg zu gehen und ihm meine Wünſche vorzutragen. Nach den vorgelegten Proben

ſchien er an meinem Talent nicht zu zweifeln; doch machte er mir bemerklich, daß die Kunſt nach Brot gehe, daß die Ueberwindung des Techniſchen viel Zeit verlange, und daß die Ausſicht, der Kunſt zugleich die äußere Exiſtenz zu verdanken, ſehr fern ſei. Indeſſen zeigte er ſich ſehr bereit, mir ſeinerſeits alle Hülfe zu ſchenken; er ſuchte ſogleich aus der Maſſe ſeiner Zeichnungen einige paſſende Blätter mit Theilen des menſchlichen Körpers hervor, die er mir zum Nachzeichnen mitgab.

So wohnte ich denn bei meinem Freunde und zeichnete nach Ramberg'ſchen Originalen. Ich machte Fortſchritte, denn die Blätter, die er mir gab, wurden immer bedeutender. Die ganze Anatomie des menſchlichen Körpers zeichnete ich durch, und ward nicht müde, die ſchwierigen Hände und Füße immer zu wiederholen. So vergingen einige glückliche Monate. Wir kamen indeß in den Mai, und ich fing an zu kränkeln; der Juni rückte heran, und ich war nicht mehr im Stande den Griffel zu führen, ſo zitterten meine Hände.

Wir nahmen unſere Zuflucht zu einem geſchickten Arzt. Er fand meinen Zuſtand gefährlich. Er erklärte, daß infolge des Feldzugs alle Hautausdünſtung unterdrückt ſei, daß eine verzehrende Glut ſich auf die innern Theile geworfen, und daß, wenn ich mich noch vierzehn Tage ſo fortgeſchleppt hätte, ich unfehlbar ein Kind des Todes geweſen ſein würde. Er verordnete ſogleich warme Bäder und ähnliche wirkſame Mittel, um die Thätigkeit der Haut wieder herzuſtellen; es zeigten ſich auch ſehr bald erfreuliche Spuren der Beſſerung; doch an Fortſetzung meiner künſtleriſchen Studien war nicht mehr zu denken.

Ich hatte bisher bei meinem Freunde die liebevollſte Behandlung und Pflege genoſſen; daß ich ihm läſtig ſei oder in der Folge läſtig werden könnte, daran war ſeinerſeits kein Gedanke und nicht die leiſeſte Andeutung. Ich aber dachte daran, und wie dieſe ſchon länger gehegte heimliche Sorge wahrſcheinlich dazu beigetragen hatte, den Ausbruch der in mir ſchlummernden Krankheit zu beſchleunigen, ſo trat ſie jetzt, da ich wegen meiner Wiederherſtellung bedeutende Ausgaben vor mir ſah, mit ihrer ganzen Gewalt hervor.

In solcher Zeit äußerer und innerer Bedrängniß eröffnete sich mir die Aussicht zu einer Anstellung bei einer mit der Kriegskanzlei in Verbindung stehenden Commission, die das Montirungswesen der hannoverischen Armee zum Gegenstand ihrer Geschäfte hatte, und es war daher wol nicht zu verwundern, daß ich dem Drange der Umstände nachgab und, auf die künstlerische Bahn Verzicht leistend, mich um die Stelle bewarb und sie mit Freuden annahm.

Meine Genesung erfolgte rasch, und es kehrte ein Wohlbefinden und eine Heiterkeit zurück, wie ich sie lange nicht genossen. Ich sah mich in dem Fall, meinem Freunde einigermaßen wiederzuvergüten, was er so großmüthig an mir gethan. Die Neuheit des Dienstes, in welchen ich mich einzuarbeiten hatte, gab meinem Geiste Beschäftigung. Meine Obern erschienen mir als Männer von der edelsten Denkungsart, und mit meinen Collegen, von denen einige mit mir in demselben Corps den Feldzug gemacht, stand ich sehr bald auf dem Fuß eines innigen Vertrauens.

In dieser gesicherten Lage fing ich nun erst an, in der manches Gute enthaltenden Residenz mit einiger Freiheit umherzublicken, sowie ich auch in Stunden der Muße nicht müde ward, die reizenden Umgebungen immer von neuem zu durchstreifen. Mit einem Schüler Ramberg's, einem hoffnungsvollen jungen Künstler, hatte ich eine innige Freundschaft geschlossen; er war auf meinen Wanderungen mein beständiger Begleiter. Und da ich nun auf ein praktisches Fortschreiten in der Kunst wegen meiner Gesundheit und sonstigen Umstände fernerhin Verzicht leisten mußte, so war es mir ein großer Trost, mich mit ihm über unsere gemeinsame Freundin wenigstens täglich zu unterhalten. Ich nahm Theil an seinen Compositionen, die er mir häufig in der Skizze zeigte und die wir miteinander durchsprachen. Ich ward durch ihn auf manche belehrende Schrift geführt, ich las Winckelmann, ich las Mengs; allein da mir die Anschauung der Sachen fehlte, von denen diese Männer handeln, so konnte ich mir auch aus solcher Lektüre nur das Allgemeinste aneignen, und ich hatte davon im Grunde wenig Nutzen.

In der Residenz geboren und aufgewachsen, war mein

Freund in geiſtiger Bildung mir in jeder Hinſicht voran, auch hatte er eine recht hübſche Kenntniß der ſchönen Literatur, die mir durchaus fehlte. In dieſer Zeit war Theodor Körner der gefeierte Held des Tages; er brachte mir deſſen Gedichte „Leier und Schwert", die denn nicht verfehlten, auch auf mich einen großen Eindruck zu machen und auch mich zur Bewunderung hinzureißen.

Man hat viel von der künſtleriſchen Wirkung eines Gedichts geſprochen und ſie ſehr hoch geſtellt; mir aber will erſcheinen, daß die ſtoffartige die eigentlich mächtige ſei, worauf alles ankomme. Ohne es zu wiſſen, machte ich dieſe Erfahrung an dem Büchlein „Leier und Schwert". Denn daß ich gleich Körner den Haß gegen unſere vieljährigen Bedrücker im Buſen getragen, daß ich gleich ihm den Befreiungskrieg mitgemacht und gleich ihm alle Zuſtände von beſchwerlichen Märſchen, nächtlichen Bivuaks, Vorpoſtendienſt und Gefechten erlebt und dabei ähnliche Gedanken und Empfindungen gehegt hatte, das verſchaffte dieſen Gedichten in meinem Innern einen ſo tiefen und mächtigen Anklang.

Wie nun aber auf mich nicht leicht etwas Bedeutendes wirken konnte, ohne mich tief anzuregen und productiv zu machen, ſo ging es mir auch mit dieſen Gedichten von Theodor Körner. Ich erinnerte mich aus meiner Kindheit und den folgenden Jahren, daß ich ſelber hin und wieder kleine Gedichte geſchrieben, aber nicht weiter beachtet hatte, weil ich auf dergleichen leicht entſtehende Dinge damals keinen großen Werth legte, und weil überall zur Schätzung des poetiſchen Talents immer einige geiſtige Reife erforderlich iſt. Nun aber erſchien mir dieſe Gabe in Theodor Körner als etwas durchaus Rühmliches und Beneidenswürdiges, und es erwachte in mir ein mächtiger Trieb, zu verſuchen, ob es mir nicht gelingen wolle, es ihm einigermaßen nachzuthun.

Die Rückkehr unſerer vaterländiſchen Krieger aus Frankreich gab mir eine erwünſchte Gelegenheit. Und wie mir in friſcher Erinnerung lebte, welchen unſaglichen Mühſeligkeiten der Soldat im Felde ſich zu unterziehen hat, während dem gemächlichen Bürger zu Hauſe oft keine Art von Bequemlichkeit mangelt, ſo dachte ich, daß es gut ſein möchte, der-

gleichen Verhältniſſe in einem Gedicht zur Sprache zu bringen und dadurch auf die Gemüther wirkend den zurückkehrenden Truppen einen deſto herzlichern Empfang vorzubereiten.

Ich ließ von dem Gedicht einige hundert Exemplare auf eigene Koſten drucken und in der Stadt vertheilen. Die Wirkung, die es that, war günſtig über meine Erwartung. Es verſchaffte mir den Zudrang einer Menge ſehr erfreulicher Bekanntſchaften, man theilte meine ausgeſprochenen Empfindungen und Anſichten, man ermunterte mich zu ähnlichen Verſuchen und war überhaupt der Meinung, daß ich die Probe eines Talents an den Tag gelegt habe, welches der Mühe werth ſei weiter zu cultiviren. Man theilte das Gedicht in Zeitſchriften mit, es ward an verſchiedenen Orten nachgedruckt und einzeln verkauft, und überdies erlebte ich daran die Freude, es von einem ſehr beliebten Componiſten in Muſik geſetzt zu ſehen, ſowenig es ſich auch im Grunde, wegen ſeiner Länge und ganz rhetoriſchen Art, zum Geſang eignete.

Es verging von nun an keine Woche, wo ich nicht durch die Entſtehung irgendeines weitern Gedichts wäre beglückt worden. Ich war jetzt in meinem vierundzwanzigſten Jahre, es lebte in mir eine Welt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz ohne alle geiſtige Cultur und Kenntniſſe. Man empfahl mir das Studium unſerer großen Dichter und führte mich beſonders auf Schiller und Klopſtock. Ich verſchaffte mir ihre Werke, ich las, ich bewunderte ſie, allein ich fand mich durch ſie wenig gefördert; die Bahn dieſer Talente lag, ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eigenen Natur zu weit abwärts.

In dieſer Zeit hörte ich zuerſt den Namen Goethe und erlangte zuerſt einen Band ſeiner Gedichte. Ich las ſeine Lieder, und las ſie immer von neuem, und genoß dabei ein Glück, das keine Worte ſchildern. Es war mir als fange ich erſt an aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtſein zu gelangen; es kam mir vor als werde mir in dieſen Liedern mein eigenes mir bisher unbekanntes Innere zurückgeſpiegelt. Auch ſtieß ich nirgends auf etwas Fremdartiges und Ge-

lehrtes, wozu mein blos menſchliches Denken und Empfinden nicht ausgereicht hätte, nirgends auf Namen ausländiſcher und veralteter Gottheiten, wobei ich mir nichts zu denken wußte; vielmehr fand ich das menſchliche Herz in allem ſeinem Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutſche Natur wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte milder Verklärung.

Ich lebte in dieſen Liedern ganze Wochen und Monate. Dann gelang es mir, den „Wilhelm Meiſter" zu bekommen, dann ſein Leben, dann ſeine dramatiſchen Werke. Den „Fauſt", vor deſſen Abgründen menſchlicher Natur und Verderbniß ich anfänglich zurückſchauderte, deſſen bedeutend räthſelhaftes Weſen mich aber immer wieder anzog, las ich alle Feſttage. Bewunderung und Liebe nahmen täglich zu, ich lebte und webte Jahr und Tag in dieſen Werken und dachte und ſprach nichts als von Goethe.

Der Nutzen, den wir aus dem Studium der Werke eines großen Schriftſtellers ziehen, kann mannichfaltiger Art ſein; ein Hauptgewinn aber möchte darin beſtehen, daß wir uns nicht allein unſers eigenen Innern, ſondern auch der mannichfaltigen Welt außer uns deutlicher bewußt werden. Eine ſolche Wirkung hatten auf mich die Werke Goethe's. Auch ward ich durch ſie zur beſſern Beobachtung und Auffaſſung der ſinnlichen Gegenſtände und Charaktere getrieben; ich kam nach und nach zu dem Begriff der Einheit oder der innerlichſten Harmonie eines Individuums mit ſich ſelber, und ſomit ward mir denn das Räthſel der großen Mannichfaltigkeit ſowol natürlicher als künſtleriſcher Erſcheinungen immer mehr aufgeſchloſſen.

Nachdem ich mich einigermaßen in Goethe's Schriften befeſtigt und mich nebenbei in der Poeſie praktiſch auf manche Weiſe verſucht hatte, wendete ich mich zu einigen der größten Dichter des Auslandes und früherer Zeiten und las in den beſten Ueberſetzungen nicht allein die vorzüglichſten Stücke von Shakſpeare, ſondern auch den Sophokles und Homer.

Hierbei merkte ich jedoch ſehr bald, daß von dieſen hohen Werken nur das Allgemein-Menſchliche in mich eingehen wolle, daß aber das Verſtändniß des Beſondern, ſo-

wol in ſprachlicher als hiſtoriſcher Hinſicht, wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und überhaupt eine Bildung vorausſetze, wie ſie gewöhnlich nur auf Schulen und Univerſitäten erlangt wird.

Ueberdies machte man mir von manchen Seiten bemerklich, daß ich mich auf eigenem Wege vergebens abmühe, und daß ohne eine ſogenannte claſſiſche Bildung nie ein Dichter dahin gelangen werde, ſowol ſeine eigene Sprache mit Geſchick und Nachdruck zu gebrauchen, als auch überhaupt dem Gehalt und Geiſte nach etwas Vorzügliches zu leiſten.

Da ich nun auch zu dieſer Zeit viele Biographien bedeutender Männer las, um zu ſehen, welche Bildungswege ſie eingeſchlagen, um zu etwas Tüchtigem zu gelangen, und ich bei ihnen überall den Gang durch Schulen und Univerſitäten wahrzunehmen hatte, ſo faßte ich, obgleich bei ſo vorgerücktem Alter und unter ſo widerſtrebenden Umſtänden, den Entſchluß, ein Gleiches auszuführen.

Ich wendete mich alſobald an einen als Lehrer beim Gymnaſium zu Hannover angeſtellten vorzüglichen Philologen und nahm bei ihm Privatunterricht, nicht allein in der lateiniſchen, ſondern auch in der griechiſchen Sprache, und verwendete auf dieſe Studien alle Muße, die meine wenigſtens ſechs Stunden täglich in Anſpruch nehmenden Berufsgeſchäfte mir gewähren wollten.

Dieſes trieb ich ein Jahr. Ich machte gute Fortſchritte; allein bei meinem unausſprechlichen Drange vorwärts kam es mir vor, als gehe es zu langſam und als müſſe ich auf andere Mittel denken. Es wollte mir erſcheinen, daß, wenn ich erlangen könne, täglich vier bis fünf Stunden das Gymnaſium zu beſuchen und auf ſolche Weiſe ganz und gar in dem gelehrten Elemente zu leben, ich ganz andere Fortſchritte machen und ungleich ſchneller zum Ziele gelangen würde.

In dieſer Meinung ward ich durch den Rath ſachkundiger Perſonen beſtätigt; ich faßte daher den Entſchluß, ſo zu thun, und erhielt dazu auch ſehr leicht die Genehmigung meiner Obern, indem die Stunden des Gymnaſiums größtentheils auf eine ſolche Tageszeit fielen, wo ich vom Dienſte frei war.

Ich meldete mich daher zur Aufnahme und ging in Be-

gleitung meines Lehrers an einem Sonntagvormittag zu dem würdigen Director, um die erforderliche Prüfung zu bestehen. Er examinirte mich mit aller möglichen Milde; allein da ich für die hergebrachten Schulfragen kein präpariter Kopf war und es mir trotz allen Fleißes an eigentlicher Routine fehlte, so bestand ich nicht so gut, als ich im Grunde hätte sollen. Doch auf die Versicherung meines Lehrers, daß ich mehr wisse, als es nach dieser Prüfung den Anschein haben möge, und in Erwägung meines ungewöhnlichen Strebens setzte er mich nach Secunda.

Ich brauche wol kaum zu sagen, daß ich als ein fast Fünfundzwanzigjähriger und als einer, der bereits in königlichen Diensten stand, unter diesen größtentheils noch sehr knabenhaften Jünglingen eine wunderliche Figur machte, sodaß diese neue Situation mir anfänglich selber ein wenig unbequem und seltsam vorkommen wollte; doch mein großer Durst nach den Wissenschaften ließ mich alles übersehen und ertragen. Auch hatte ich mich im ganzen nicht zu beschweren. Die Lehrer achteten mich, die ältern und bessern Schüler der Klasse kamen mir auf das freundlichste entgegen, und selbst einige Ausbunde von Uebermuth hatten Rücksicht genug, an mir ihre frevelhaften Anwandlungen nicht auszulassen.

Ich war daher wegen meiner erreichten Wünsche im ganzen genommen sehr glücklich und schritt auf dieser neuen Bahn mit großem Eifer vorwärts. Des Morgens fünf Uhr war ich wach und bald darauf an meinen Präparationen. Gegen acht ging es in die Schule bis zehn Uhr. Von dort eilte ich auf mein Bureau zu den Dienstgeschäften, die meine Gegenwart bis gegen ein Uhr verlangten. Im Fluge ging es sodann nach Hause; ich verschluckte ein wenig Mittagessen und war gleich nach ein Uhr wieder in der Schule. Die Stunden dauerten bis vier Uhr, worauf ich denn wieder bis nach sieben Uhr in meinem Beruf beschäftigt war und den fernern Abend zu Präparationen und Privatunterricht verwendete.

Dieses Leben und Treiben verführte ich einige Monate; allein meine Kräfte waren einer solchen Anstrengung nicht gewachsen, und es bestätigte sich die alte Wahrheit: daß

niemand zween Herren dienen könne. Der Mangel an freier Luft und Bewegung ſowie die fehlende Zeit und Ruhe zum Eſſen, Trinken und Schlaf erzeugten nach und nach einen krankhaften Zuſtand; ich fühlte mich abgeſtumpft an Leib und Seele und ſah mich zuletzt in der dringenden Nothwendigkeit, entweder die Schule aufzugeben oder meine Stelle. Da aber das letztere meiner Exiſtenz wegen nicht anging, ſo blieb kein anderer Ausweg, als das erſtere zu thun, und ich trat mit dem beginnenden Frühling 1817 wieder aus. Es ſchien zu dem beſondern Geſchick meines Lebens zu gehören, mancherlei zu probiren, und ſo gereute es mich denn keineswegs, auch eine gelehrte Schule eine Zeit lang probirt zu haben.

Ich hatte indeß einen guten Schritt vorwärts gethan, und da ich die Univerſität nach wie vor im Auge behielt, ſo blieb nun weiter nichts übrig, als den Privatunterricht fortzuſetzen, welches denn auch mit aller Luſt und Liebe geſchah.

Nach der überſtandenen Laſt des Winters verlebte ich einen deſto heiterern Frühling und Sommer; ich war viel in der freien Natur, die dieſes Jahr mit beſonderer Innigkeit zu meinem Herzen ſprach, und es entſtanden viele Gedichte, wobei beſonders die jugendlichen Lieder von Goethe mir als hohe Muſter vor Augen ſchwebten.

Mit eintretendem Winter fing ich an ernſtlich darauf zu denken, wie ich es möglich mache, wenigſtens binnen Jahresfriſt die Univerſität zu beziehen. In der lateiniſchen Sprache war ich ſo weit vorgeſchritten, daß es mir gelang, von den Oden des Horaz, von den Hirtengedichten des Virgil ſowie von den Metamorphoſen des Ovid einige mich beſonders anſprechende Stücke metriſch zu überſetzen, ſowie die Reden des Cicero und die Kriegsgeſchichten des Julius Cäſar mit einiger Leichtigkeit zu leſen. Hiermit konnte ich mich zwar noch keineswegs als für akademiſche Studien gehörig vorbereitet betrachten, allein ich dachte innerhalb eines Jahres noch ſehr weit zu kommen und ſodann das Fehlende auf der Univerſität ſelber nachzuholen.

Unter den höhern Perſonen der Reſidenz hatte ich mir manchen Gönner erworben; ſie verſprachen mir ihre Mit-

wirkung, jedoch unter der Bedingung, daß ich mich entschließen wolle, ein sogenanntes Brotstudium zu wählen. Da aber dergleichen nicht in der Richtung meiner Natur lag, und da ich in der festen Ueberzeugung lebte, daß der Mensch nur dasjenige cultiviren müsse, wohin ein unausgesetzter Drang seines Innern gehe, so blieb ich bei meinem Sinn, und jene versagten mir ihre Hülfe, indem endlich nichts weiter erfolgen sollte als ein Freitisch.

Es blieb nun nichts übrig, als meinen Plan durch eigene Kräfte durchzusetzen und mich zu einer literarischen Production von einiger Bedeutung zusammenzunehmen.

Müllner's „Schuld" und Grillparzer's „Ahnfrau" waren zu dieser Zeit an der Tagesordnung und machten viel Aufsehen. Meinem Naturgefühl waren diese künstlichen Werke zuwider, noch weniger konnte ich mich mit ihren Schicksalsideen befreunden, von denen ich der Meinung war, daß daraus eine unsittliche Wirkung auf das Volk hervorgehe. Ich faßte daher den Entschluß, gegen sie aufzutreten und darzuthun, daß das Schicksal in den Charakteren ruhe. Aber ich wollte nicht mit Worten gegen sie streiten, sondern mit der That. Ein Stück sollte erscheinen, welches die Wahrheit ausspreche, daß der Mensch in der Gegenwart Samen streue, der in der Zukunft aufgehe und Früchte bringe, gute oder böse, je nachdem er gesäet habe. Mit der Weltgeschichte unbekannt, blieb mir weiter nichts übrig, als die Charaktere und den Gang der Handlung zu erfinden. Ich trug es wol ein Jahr mit mir herum, und bildete mir die einzelnen Scenen und Acte bis ins einzelne aus, und schrieb es endlich im Winter 1820 in den Morgenstunden einiger Wochen. Ich genoß dabei das höchste Glück, denn ich sah, daß alles sehr leicht und natürlich zu Tage kam. Allein im Gegensatz mit jenen genannten Dichtern ließ ich das wirkliche Leben mir zu nahe treten, das Theater kam mir nie vor Augen. Daher ward es auch mehr eine ruhige Zeichnung von Situationen als eine gespannte rasch fortschreitende Handlung, und auch nur poetisch und rhythmisch wenn Charaktere und Situationen es erforderten. Nebenpersonen gewannen zu viel Raum, das ganze Stück zu viel Breite.

Ich theilte es den nächsten Freunden und Bekannten mit, ward aber nicht verstanden wie ich es wünschte; man warf mir vor: einige Scenen gehören ins Lustspiel, man warf mir ferner vor: ich habe zu wenig gelesen. Ich, eine bessere Aufnahme erwartend, war anfänglich im stillen beleidigt; doch nach und nach kam ich zu der Ueberzeugung, daß meine Freunde nicht so ganz unrecht hätten und daß mein Stück, wenn auch die Charaktere richtig gezeichnet und das Ganze wohl durchdacht und mit einer gewissen Besonnenheit und Facilität so zur Erscheinung gekommen, wie es in mir gelegen, doch dem darin entwickelten Leben nach auf einer viel zu niedern Stufe stehe, als daß es sich geeignet hätte, damit öffentlich aufzutreten.

Und dieses war in Erwägung meines Herkommens und meiner wenigen Studien nicht zu verwundern. Ich nahm mir vor, das Stück umzuarbeiten und für das Theater einzurichten, vorher aber in meiner Bildung vorzuschreiten, damit ich fähig sei, alles höher zu stellen. Der Drang nach der Universität, wo ich alles zu erlangen hoffte, was mir fehlte, und wodurch ich auch in höhere Lebensverhältnisse zu kommen gedachte, ward nun zur Leidenschaft. Ich faßte den Entschluß, meine Gedichte herauszugeben, um es dadurch vielleicht zu bewirken. Und da es mir nun an Namen fehlte, um von einem Verleger ein ansehnliches Honorar erwarten zu könnnen, so wählte ich den für meine Lage vortheilhaftern Weg der Subscription.

Diese ward von Freunden eingeleitet und nahm den erwünschten Fortgang. Ich trat jetzt bei meinen Obern mit meiner Absicht auf Göttingen wieder hervor und bat um meine Entlassung; und da diese nun die Ueberzeugung gewannen, daß es mein tiefer Ernst sei und daß ich nicht nachgebe, so begünstigten sie meine Zwecke. Auf Vorstellung meines Chefs, des damaligen Obersten von Berger, gewährte die Kriegskanzlei mir den erbetenen Abschied und ließ mir jährlich 150 Thaler von meinem Gehalt zum Behuf meiner Studien auf zwei Jahre.

Ich war nun glücklich in dem Gelingen der jahrelang gehegten Plane. Die Gedichte ließ ich auf das schnellste

drucken und versenden, aus deren Ertrag ich nach Abzug aller Kosten einen reinen Gewinn von 150 Thalern behielt. Ich ging darauf im Mai 1821 nach Göttingen, eine theuere Geliebte zurücklassend.

Mein erster Versuch, nach der Universität zu gelangen, war daran gescheitert, daß ich hartnäckig jedes sogenannte Brotstudium abgelehnt hatte. Jetzt aber, durch die Erfahrung gewitzigt und der unsaglichen Kämpfe mir noch zu gut bewußt, die ich damals sowol gegen meine nächste Umgebung als gegen einflußreiche höhere Personen zu bestehen hatte, war ich klug genug gewesen, mich den Ansichten einer übermächtigen Welt zu bequemen und zugleich zu erklären, daß ich ein Brotstudium wählen und mich der Rechtswissenschaft widmen wolle.

Dieses hatten sowol meine mächtigen Gönner als alle andern, denen mein irdisches Fortkommen am Herzen lag und die sich von der Gewalt meiner geistigen Bedürfnisse keine Vorstellung machten, sehr vernünftig gefunden. Aller Widerspruch war mit einem mal abgethan, ich fand überall ein freundliches Entgegenkommen und ein bereitwilliges Befördern meiner Zwecke. Zugleich unterließ man nicht, zu meiner Bestätigung in so guten Vorsätzen anzuführen, daß das juristische Studium keineswegs der Art sei, daß es nicht dem Geiste einen höhern Gewinn gebe. Ich würde, sagte man, dadurch Blicke in bürgerliche und weltliche Verhältnisse thun, wie ich auf keine andere Weise erreichen könne. Auch wäre dieses Studium keineswegs von solchem Umfange, daß sich nicht sehr viele sogenannte höhere Dinge nebenbei treiben lassen. Man nannte mir verschiedene Namen berühmter Personen, die alle Jura studirt hätten und doch zugleich zu den höchsten Kenntnissen anderer Art gelangt wären.

Hierbei jedoch wurde sowol von meinen Freunden als von mir übersehen, daß jene Männer nicht allein mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgestattet zur Universität kamen, sondern auch eine ungleich längere Zeit, als die gebieterische Noth meiner besondern Umstände es mir erlauben wollte, auf ihre Studien verwenden konnten.

Genug aber, so wie ich andere getäuscht hatte, täuschte

ich mich nach und nach selber und bildete mir zuletzt wirklich ein, ich könne in allem Ernst Jura studiren und doch zugleich meine eigentlichen Zwecke erreichen.

In diesem Wahn, etwas zu suchen, was ich gar nicht zu besitzen und anzuwenden wünschte, fing ich sogleich nach meiner Ankunft auf der Universität mit dem Juristischen an. Auch fand ich diese Wissenschaft keineswegs der Art, daß sie mir widerstanden hätte, vielmehr hätte ich, wenn mein Kopf nicht von andern Vorsätzen und Bestrebungen wäre zu voll gewesen, mich ihr recht gern ergeben mögen. So aber erging es mir wie einem Mädchen, das gegen eine vorgeschlagene Heirathspartie blos deswegen allerlei zu erinnern findet, weil ihr unglücklicherweise ein heimlich Geliebter im Herzen liegt.

In den Vorlesungen der Institutionen und Pandekten sitzend, vergaß ich mich oft im Ausbilden dramatischer Scenen und Acte. Ich gab mir alle Mühe, meinen Sinn auf das Vorgetragene zu wenden; allein er lenkte gewaltsam immer abwärts. Es lag mir fortwährend nichts in Gedanken als Poesie und Kunst und meine höhere menschliche Entwickelung, warum ich ja überall seit Jahren mit Leidenschaft nach der Universität gestrebt hatte.

Wer mich nun das erste Jahr in meinen nächsten Zwecken bedeutend förderte, war Heeren. Seine Ethnographie und Geschichte legte in mir für fernere Studien dieser Art den besten Grund, sowie die Klarheit und Gediegenheit seines Vortrags auch in anderer Hinsicht für mich von bedeutendem Nutzen war. Ich besuchte jede Stunde mit Liebe und verließ keine, ohne von größerer Hochachtung und Neigung für den vorzüglichen Mann durchdrungen zu sein.

Das zweite akademische Jahr begann ich vernünftigerweise mit gänzlicher Beseitigung des juristischen Studiums, das in der That viel zu bedeutend war, als daß ich es als Nebensache hätte mitgewinnen können, und das mir in der Hauptsache als ein zu großes Hinderniß anhing. Ich schloß mich an die Philologie. Und wie ich im ersten Jahre Heeren sehr viel schuldig geworden, so ward ich es nun Dissen. Denn nicht allein daß seine Vorlesungen meinen Studien

die eigentlich gesuchte und ersehnte Nahrung gaben, ich mich täglich mehr gefördert und aufgeklärt sah und nach seinen Andeutungen sichere Richtungen für künftige Productionen nahm, sondern ich hatte auch das Glück, dem werthen Manne persönlich bekannt zu werden und mich von ihm in meinen Studien geleitet, bestärkt und ermuntert zu sehen.

Ueberdies war der tägliche Umgang mit ganz vorzüglichen Köpfen unter den Studirenden und das unaufhörliche Besprechen der höchsten Gegenstände, auf Spaziergängen und oft bis tief in die Nacht hinein, für mich ganz unschätzbar und auf meine immer freiere Entwickelung vom günstigsten Einfluß.

Indeß war das Ende meiner pecuniären Hülfsmittel nicht mehr fern. Dagegen hatte ich seit anderthalb Jahren täglich neue Schätze des Wissens in mich aufgenommen; ein ferneres Anhäufen ohne ein praktisches Verwenden war meiner Natur und meinem Lebensgange nicht gemäß, und es herrschte daher in mir ein leidenschaftlicher Trieb, mich durch einige schriftstellerische Productionen wieder frei und nach fernern Studien wieder begehrlich zu machen.

Sowol meine dramatische Arbeit, woran ich dem Stoffe nach das Interesse nicht verloren hatte, die aber der Form und dem Gehalte nach bedeutender erscheinen sollte, als auch Ideen in Bezug auf Grundsätze der Poesie, die sich besonders als Widerspruch gegen damals herrschende Ansichten entwickelt hatten, gedachte ich hintereinander auszusprechen und zu vollenden.

Ich verließ daher im Herbst 1822 die Universität und bezog eine ländliche Wohnung in der Nähe von Hannover. Ich schrieb zunächst jene theoretischen Aufsätze, von denen ich hoffte, daß sie besonders bei jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, sondern auch zur Beurtheilung dichterischer Werke beitragen würden, und gab ihnen den Titel „Beiträge zur Poesie".

Im Mai 1823 war ich mit dieser Arbeit zu Stande. Es kam mir nun in meiner Lage nicht allein darauf an, einen guten Verleger, sondern auch ein gutes Honorar zu erhalten, und so entschloß ich mich kurz und schickte das

Manuſcript an Goethe und bat ihn um einige empfehlende Worte an Herrn von Cotta.

Goethe war nach wie vor derjenige unter den Dichtern, zu dem ich täglich als meinem untrüglichen Leitſtern hinaufblickte, deſſen Ausſprüche mit meiner Denkungsweiſe in Harmonie ſtanden und mich auf einen immer höhern Punkt der Anſicht ſtellten, deſſen hohe Kunſt in Behandlung der verſchiedenſten Gegenſtände ich immer mehr zu ergründen und ihr nachzuſtreben ſuchte, und gegen den meine innige Liebe und Verehrung faſt leidenſchaftlicher Natur war.

Bald nach meiner Ankunft in Göttingen hatte ich ihm, neben einer kleinen Skizze meines Lebens- und Bildungsganges, ein Exemplar meiner Gedichte zugeſendet, worauf ich denn die große Freude erlebte, nicht allein von ihm einige ſchriftliche Worte zu erhalten, ſondern auch von Reiſenden zu hören, daß er von mir eine gute Meinung habe und in den Heften von „Kunſt und Alterthum" meiner gedenken wolle.

Dieſes zu wiſſen war für mich in meiner damaligen Lage von großer Bedeutung, ſowie es mir auch jetzt den Muth gab, das ſoeben vollendete Manuſcript vertrauensvoll an ihn zu ſenden.

Es lebte nun in mir kein anderer Trieb, als ihm einmal einige Augenblicke perſönlich nahe zu ſein; und ſo machte ich mich denn zur Erreichung dieſes Wunſches gegen Ende des Monats Mai auf und wanderte zu Fuß über Göttingen und das Werrathal nach Weimar.

Auf dieſem wegen großer Hitze oft mühſamen Wege hatte ich in meinem Innern wiederholt den tröſtlichen Eindruck, als ſtehe ich unter der beſondern Leitung gütiger Weſen, und als möchte dieſer Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen ſein.

1823.

Weimar, Dienstag den 10. Juni 1823.

Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen; heute war ich zuerst bei Goethe. Der Empfang seinerseits war überaus herzlich, und der Eindruck seiner Person auf mich der Art, daß ich diesen Tag zu den glücklichsten meines Lebens rechne.

Er hatte mir gestern, als ich anfragen ließ, diesen Mittag zwölf Uhr als die Zeit bestimmt, wo ich ihm willkommen sein würde. Ich ging also zur gedachten Stunde hin, und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und sich anschickend mich hinaufzuführen.

Das Innere des Hauses machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck; ohne glänzend zu sein, war alles höchst edel und einfach; auch deuteten verschiedene an der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen auf Goethe's besondere Neigung zur bildenden Kunst und dem griechischen Alterthum. Ich sah verschiedene Frauenzimmer, die unten im Hause geschäftig hin und wider gingen, auch einen der schönen Knaben Ottiliens, der zutraulich zu mir herankam und mich mit großen Augen anblickte.

Nachdem ich mich ein wenig umgesehen, ging ich sodann mit dem sehr gesprächigen Bedienten die Treppe hinauf zur ersten Etage. Er öffnete ein Zimmer, vor dessen Schwelle man die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenseins überschritt. Er führte mich durch dieses Zimmer hindurch und öffnete ein zweites, etwas geräumigeres, wo er mich zu verweilen bat, indem er ging

mich ſeinem Herrn zu melden. Hier war die kühlſte, erquicklichſte Luft; auf dem Boden lag ein Teppich gebreitet, auch war es durch ein rothes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter möblirt; gleich zur Seite ſtand ein Flügel, und an den Wänden ſah man Handzeichnungen und Gemälde verſchiedener Art und Größe.

Durch eine offene Thür gegenüber blickte man ſodann in ein ferneres Zimmer, gleichfalls mit Gemälden verziert, durch welches der Bediente gegangen war mich zu melden.

Es währte nicht lange, ſo kam Goethe, in einem blauen Oberrock und in Schuhen; eine erhabene Geſtalt! Der Eindruck war überraſchend. Doch verſcheuchte er ſogleich jede Befangenheit durch die freundlichſten Worte. Wir ſetzten uns auf das Sofa. Ich war glücklich verwirrt in ſeinem Anblick und ſeiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu ſagen.

Er fing ſogleich an von meinem Manuſcript zu reden. „Ich komme eben von Ihnen her", ſagte er; „ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift geleſen; ſie bedarf keiner Empfehlung, ſie empfiehlt ſich ſelber." Er lobte darauf die Klarheit der Darſtellung und den Fluß der Gedanken, und daß alles auf gutem Fundament ruhe und wohl durchdacht ſei. „Ich will es ſchnell befördern", fügte er hinzu; „heute noch ſchreibe ich an Cotta mit der reitenden Poſt, und morgen ſchicke ich das Packet mit der fahrenden nach." Ich dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir ſprachen darauf über meine fernere Reiſe. Ich ſagte ihm, daß mein eigentliches Ziel die Rheingegend ſei, wo ich an einem paſſenden Ort zu verweilen und etwas Neues zu ſchreiben gedenke. Zunächſt jedoch wollte ich von hier nach Jena gehen, um dort die Antwort des Herrn von Cotta zu erwarten.

Goethe fragte mich, ob ich in Jena ſchon Bekannte habe; ich erwiderte, daß ich mit Herrn von Knebel in Berührung zu kommen hoffe, worauf er verſprach, mir einen Brief mitzugeben, damit ich einer deſto beſſern Aufnahme gewiß ſei.

„Nun, nun", ſagte er dann, „wenn Sie in Jena ſind,

so sind wir ja nahe beieinander und können zueinander und können uns schreiben, wenn etwas vorfällt."

Wir saßen lange beisammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Knie, ich vergaß das Reden über seinem Anblick, ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Das Gesicht so kräftig und braun und voller Falten, und jede Falte voller Ausdruck. Und in allem solche Biederkeit und Festigkeit, und solche Ruhe und Größe! Er sprach langsam und bequem, so wie man sich wol einen bejahrten Monarchen denkt, wenn er redet. Man sah ihm an, daß er in sich selber ruht und über Lob und Tadel erhaben ist. Es war mir bei ihm unbeschreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, so wie es jemand sein mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich seine liebsten Wünsche befriedigt sieht.

Er kam sodann auf meinen Brief, und daß ich recht habe, daß wenn man eine Sache mit Klarheit zu behandeln vermöge, man auch zu vielen andern Dingen tauglich sei.

„Man kann nicht wissen wie sich das dreht und wendet", sagte er dann; „ich habe manchen hübschen Freund in Berlin, da habe ich denn dieser Tage Ihrer gedacht."

Dabei lächelte er liebevoll in sich. Er machte mich sodann aufmerksam, was ich in diesen Tagen in Weimar alles noch sehen müsse, und daß er den Herrn Secretär Kräuter bitten wolle, mich herumzuführen. Vor allem aber solle ich ja nicht versäumen, das Theater zu besuchen. Er fragte mich darauf, wo ich logire, und sagte, daß er mich noch einmal zu sehen wünsche und zu einer passenden Stunde senden wolle.

Mit Liebe schieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich, denn aus jedem seiner Worte sprach Wohlwollen, und ich fühlte, daß er es überaus gut mit mir im Sinne habe.

Mittwoch, den 11. Juni 1823.

Diesen Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zu Goethe, und zwar mittels einer von ihm beschriebenen Karte. Ich war darauf wieder ein Stündchen bei ihm. Er erschien

mir heute ganz ein anderer als gestern, er zeigte sich in allen Dingen rasch und entschieden wie ein Jüngling.

Er brachte zwei dicke Bücher, als er zu mir hereintrat. „Es ist nicht gut", sagte er, „daß Sie so rasch vorübergehen, vielmehr wird es besser sein, daß wir einander etwas näher kommen. Ich wünsche Sie mehr zu sehen und zu sprechen. Da aber das Allgemeine so groß ist, so habe ich sogleich auf etwas Besonderes gedacht, das als ein Tertium einen Verbindungs- und Besprechungspunkt abgebe. Sie finden in diesen beiden Bänden die «Frankfurter gelehrten Anzeigen» der Jahre 1772 und 1773, und zwar sind auch darin fast alle meine damals geschriebenen kleinen Recensionen. Diese sind nicht gezeichnet; doch da Sie meine Art und Denkungsweise kennen, so werden Sie sie schon aus den übrigen herausfinden. Ich möchte nun, daß Sie diese Jugendarbeiten etwas näher betrachteten und mir sagten, was Sie davon denken. Ich möchte wissen, ob sie werth sind, in eine künftige Ausgabe meiner Werke aufgenommen zu werden. Mir selber stehen diese Sachen viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urtheil. Ihr Jüngern aber müßt wissen, ob sie für euch Werth haben und inwiefern sie bei dem jetzigen Standpunkte der Literatur noch zu gebrauchen. Ich habe bereits Abschriften nehmen lassen, die Sie dann später haben sollen, um sie mit dem Original zu vergleichen. Demnächst, bei einer sorgfältigen Redaction, würde sich denn auch finden, ob man nicht gut thue, hier und da eine Kleinigkeit auszulassen oder nachzuhelfen, ohne im ganzen dem Charakter zu schaden."

Ich antwortete ihm, daß ich sehr gern mich an diesen Gegenständen versuchen wolle, und daß ich dabei weiter nichts wünsche, als daß es mir gelingen möge, ganz in seinem Sinne zu handeln.

„Sowie Sie hineinkommen", erwiderte er, „werden Sie finden, daß Sie der Sache vollkommen gewachsen sind; es wird Ihnen von der Hand gehen."

Er eröffnete mir darauf, daß er in etwa acht Tagen nach Marienbad abzureisen gedenke, und daß es ihm lieb sein würde, wenn ich bis dahin noch in Weimar bliebe, damit

wir uns während der Zeit mitunter sehen und sprechen und persönlich näher kommen möchten.

„Auch wünschte ich", fügte er hinzu, „daß Sie in Jena nicht blos wenige Tage oder Wochen verweilten, sondern daß Sie sich für den ganzen Sommer dort häuslich einrichteten, bis ich gegen den Herbst von Marienbad zurückkomme. Ich habe bereits gestern wegen einer Wohnung und dergleichen geschrieben, damit Ihnen alles bequem und angenehm werde.

„Sie finden dort die verschiedenartigsten Quellen und Hülfsmittel für weitere Studien, auch einen sehr gebildeten geselligen Umgang; und überdies ist die Gegend so mannichfaltig, daß Sie wol funfzig verschiedene Spaziergänge machen können, die alle angenehm und fast alle zu ungestörtem Nachdenken geeignet sind. Sie werden Muße und Gelegenheit finden, in der Zeit für sich selbst manches Neue zu schreiben und nebenbei auch meine Zwecke zu fördern."

Ich fand gegen so gute Vorschläge nichts zu erinnern und willigte in alles mit Freuden. Als ich ging, war er besonders liebevoll; auch bestimmte er auf übermorgen eine abermalige Stunde zu einer fernern Unterredung.

Montag, den 16. Juni 1823.

Ich war in diesen Tagen wiederholt bei Goethe. Heute sprachen wir größtentheils von Geschäften. Ich äußerte mich auch über seine frankfurter Recensionen, die ich Nachklänge seiner akademischen Jahre nannte, welcher Ausspruch ihm zu gefallen schien, indem er den Standpunkt bezeichne, aus welchem man jene jugendlichen Arbeiten zu betrachten habe.

Er gab mir sodann die ersten elf Hefte von „Kunst und Alterthum", damit ich sie neben den frankfurter Recensionen als eine zweite Arbeit nach Jena mit hinübernehme.

„Ich wünsche nämlich", sagte er, „daß Sie diese Hefte gut studirten und nicht allein ein allgemeines Inhaltsverzeichniß darüber machten, sondern auch aufsetzten, welche Gegenstände nicht als abgeschlossen zu betrachten sind, damit es mir vor

die Augen trete, welche Fäden ich wieder aufzunehmen und weiter fortzuſpinnen habe. Es wird mir dieſes eine große Erleichterung ſein, und Sie ſelber werden davon den Gewinn haben, daß Sie auf dieſem praktiſchen Wege den Inhalt aller einzelnen Aufſätze weit ſchärfer anſehen und in ſich aufnehmen, als es bei einem gewöhnlichen Leſen nach perſönlicher Neigung zu geſchehen pflegt."

Ich fand dies alles gut und richtig, und ſagte, daß ich auch dieſe Arbeit gern übernehmen wolle.

Donnerstag, den 19. Juni 1823.

Ich wollte heute eigentlich ſchon in Jena ſein, Goethe ſagte aber geſtern wünſchend und bittend, daß ich doch noch bis Sonntag bleiben und dann mit der Poſt fahren möchte. Er gab mir geſtern die Empfehlungsbriefe und auch einen für die Familie Frommann. „Es wird Ihnen in dieſem Kreiſe gefallen", ſagte er, „ich habe dort ſchöne Abende verlebt. Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel, und was in Deutſchland ſonſt Namen hat, iſt dort geweſen und hat dort gern verkehrt, und noch jetzt iſt es der Vereinigungspunkt vieler Gelehrten und Künſtler und ſonſt angeſehener Perſonen. In einigen Wochen ſchreiben Sie mir nach Marienbad, damit ich erfahre, wie es Ihnen geht und wie es Ihnen in Jena gefällt. Auch habe ich meinem Sohn geſagt, daß er Sie während meiner Abweſenheit drüben einmal beſuche."

Ich fühlte mich Goethen für ſo viele Sorgfalt ſehr dankbar, und es that mir wohl, aus allem zu ſehen, daß er mich zu den Seinigen zählt und mich als ſolchen will gehalten haben.

Sonnabend, den 21. Juni, nahm ich ſodann von Goethe Abſchied und fuhr des andern Tags nach Jena hinüber und richtete mich in einer Gartenwohnung ein bei ſehr guten, redlichen

Leuten. In den Familien des Herrn von Knebel und Frommann fand ich auf Goethe's Empfehlung eine freundliche Aufnahme und einen sehr belehrenden Umgang. In den mitgenommenen Arbeiten schritt ich auf das beste vor, und überdies hatte ich bald die Freude, einen Brief von Herrn von Cotta zu erhalten, worin er sich nicht allein zum Verlage meines ihm zugegangenen Manuscripts sehr bereit erklärte, sondern mir auch ein ansehnliches Honorar zusicherte und den Druck in Jena unter meinen Augen geschehen ließ.

So war nun meine Existenz wenigstens auf ein Jahr gedeckt, und ich fühlte den lebhaftesten Trieb, in dieser Zeit etwas Neues hervorzubringen und dadurch mein ferneres Glück als Autor zu begründen. Die theoretische und kritische Richtung hoffte ich durch die Aufsätze meiner „Beiträge zur Poesie" ein für allemal hinter mir zu haben; ich hatte mich dadurch über die vorzüglichsten Gesetze aufzuklären gesucht, und meine ganze innere Natur drängte mich nun zur praktischen Ausübung. Ich hatte Pläne zu unzähligen Gedichten, größern und kleinern, auch zu dramatischen Gegenständen verschiedener Art, und es handelte sich nach meinem Gefühl jetzt blos darum, wohin ich mich wenden sollte, um mit einigem Behagen eins nach dem andern ruhig ans Licht zu bringen.

In Jena gefiel es mir auf die Länge nicht; es war mir zu still und einförmig. Ich verlangte nach einer großen Stadt, die nicht allein ein vorzügliches Theater besitze, sondern wo sich auch ein freies großes Volksleben entwickele, damit ich bedeutende Lebenselemente in mich aufzunehmen und meine innere Cultur auf das raschefte zu steigern vermöge. In einer solchen Stadt hoffte ich zugleich ganz unbemerkt leben und mich zu jeder Zeit zu einer ganz ungestörten Production isoliren zu können.

Ich hatte indessen das von Goethe gewünschte Inhaltsverzeichniß der ersten vier Bände von „Kunst und Alterthum" entworfen und sendete es ihm mit einem Briefe nach Marienbad, worin ich meine Wünsche und Pläne ganz offen aussprach. Ich erhielt darauf alsobald die folgenden Zeilen:

„Das Inhaltsverzeichniß ist mir zur rechten Zeit gekommen und entspricht ganz meinen Wünschen und Zwecken. Lassen Sie mich die frankfurter Recensionen bei meiner Rückkehr auf gleiche Weise redigirt finden, so zolle den besten Dank, welchen ich vorläufig schon im stillen entrichte, indem ich Ihre Gesinnungen, Zustände, Wünsche, Zwecke und Plane mit mir theilnehmend herumtrage, um bei meiner Rückkunft mich über Ihr Wohl desto gründlicher besprechen zu können. Mehr sag' ich heute nicht. Der Abschied von Marienbad gibt mancherlei zu denken und zu thun, während man ein allzu kurzes Verweilen mit vorzüglichen Menschen gar schmerzlich empfindet.

„Möge ich Sie in stiller Thätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht. Leben Sie wohl; freue mich auf ein längeres und engeres Zusammensein.

Marienbad, den 14. August 1823.

Goethe."

Durch solche Zeilen Goethe's, deren Empfang mich im hohen Grade beglückte, fühlte ich mich nun vorläufig wieder beruhigt. Ich ward dadurch entschieden, keinen eigenmächtigen Schritt zu thun, sondern mich ganz seinem Rath und Willen zu überlassen. Ich schrieb indeß einige kleine Gedichte, beendigte die Redaction der frankfurter Recensionen und sprach meine Ansicht darüber in einer kurzen Abhandlung aus, die ich für Goethe bestimmte. Seiner Zurückkunft aus Marienbad sah ich mit Sehnsucht entgegen, indem auch der Druck meiner „Beiträge zur Poesie" sich zu Ende neigte, und ich auf alle Fälle zu einiger Erfrischung noch diesen Herbst eine kurze Ausflucht von wenigen Wochen an den Rhein zu machen wünschte.

Jena, Montag den 15. September 1823.

Goethe iſt von Marienbad glücklich zurückgekommen, wird aber, da ſeine hieſige Gartenwohnung nicht die erforderliche Bequemlichkeit darbietet, hier nur wenige Tage verweilen. Er iſt wohl und rüſtig, ſodaß er einen Weg von mehrern Stunden zu Fuß machen kann, und es eine wahre Freude iſt ihn anzuſehen.

Nach einem beiderſeitigen fröhlichen Begrüßen fing Goethe ſogleich an über meine Angelegenheit zu reden.

„Ich muß gerade herausſagen", begann er, „ich wünſche, daß Sie dieſen Winter bei mir in Weimar bleiben." Dies waren ſeine erſten Worte, dann ging er näher ein und fuhr fort: „In der Poeſie und Kritik ſteht es mit Ihnen aufs beſte, Sie haben darin ein natürliches Fundament; das iſt Ihr Metier, woran Sie ſich zu halten haben und welches Ihnen auch ſehr bald eine tüchtige Exiſtenz zu Wege bringen wird. Nun iſt aber noch manches, was nicht eigentlich zum Fache gehört und was Sie doch auch wiſſen müſſen. Es kommt aber darauf an, daß Sie hierbei nicht lange Zeit verlieren, ſondern ſchnell darüber hinwegkommen. Das ſollen Sie nun dieſen Winter bei uns in Weimar, und Sie ſollen ſich wundern, wie weit Sie Oſtern ſein werden. Sie ſollen von allem das Beſte haben, weil die beſten Hülfsmittel in meinen Händen ſind. Dann ſtehen Sie fürs Leben feſt und kommen zum Behagen und können überall mit Zuverſicht auftreten."

Ich freute mich dieſer Vorſchläge und ſagte, daß ich mich ganz ſeinen Anſichten und Wünſchen überlaſſen wolle.

„Für eine Wohnung in meiner Nähe", fuhr Goethe fort, „werde ich ſorgen; Sie ſollen den ganzen Winter keinen unbedeutenden Moment haben. Es iſt in Weimar noch viel Gutes beiſammen, und Sie werden nach und nach in den höhern Kreiſen eine Geſellſchaft finden, die den beſten aller großen Städte gleichkommt. Auch ſind mit mir perſönlich ganz vorzügliche Männer verbunden, deren Bekanntſchaft Sie nach und nach machen werden und deren Umgang Ihnen im hohen Grade lehrreich und nützlich ſein wird."

Goethe nannte mir verschiedene angesehene Namen und bezeichnete mit wenigen Worten die besondern Verdienste jedes einzelnen.

„Wo finden Sie", fuhr er fort, „auf einem so engen Fleck noch so viel Gutes? Auch besitzen wir eine ausgesuchte Bibliothek und ein Theater, was den besten anderer deutschen Städte in den Hauptsachen keineswegs nachsteht. Ich wiederhole daher: bleiben Sie bei uns, und nicht blos diesen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Thore und Straßen nach allen Enden der Welt. Im Sommer machen Sie Reisen und sehen nach und nach, was Sie zu sehen wünschen. Ich bin seit funfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall gewesen! Aber. ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt."

Ich war beglückt, Goethen wieder nahe zu sein und ihn wieder reden zu hören, und ich fühlte mich ihm mit meinem ganzen Innern hingegeben. Wenn ich nur dich habe und haben kann, dachte ich, so wird mir alles übrige recht sein! Ich wiederholte ihm daher, daß ich bereit sei, alles zu thun, was er in Erwägung meiner besondern Lage nur irgend für gut halte.

Jena, Donnerstag den 18. September 1823.

Gestern morgen, vor Goethe's Abreise nach Weimar, war ich so glücklich, wieder ein Stündchen bei ihm zu sein. Und da führte er ein höchst bedeutendes Gespräch, was für mich ganz unschätzbar ist und mir auf mein ganzes Leben wohlthut. Alle jungen Dichter in Deutschland müßten es wissen, es könnte ihnen helfen.

Er leitete das Gespräch ein, indem er mich fragte, ob ich diesen Sommer keine Gedichte gemacht. Ich antwortete ihm, daß ich zwar einige gemacht, daß es mir aber im ganzen dazu an Behagen gefehlt. „Nehmen Sie sich in Acht", sagte er darauf, „vor einer großen Arbeit! Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Streben vorhanden. Ich

habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat. Was ist da nicht alles in den Brunnen gefallen! Wenn ich alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen.

„Die Gegenwart will ihre Rechte; was sich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll ausgesprochen sein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, so kann nichts daneben aufkommen, so werden alle Gedanken zurückgewiesen, und man ist für die Behaglichkeit des Lebens selbst so lange verloren. Welche Anstrengung und Verwendung von Geisteskraft gehört nicht dazu, um nur ein großes Ganzes in sich zu ordnen und abzurunden, und welche Kräfte und welche ruhige ungestörte Lage im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig auszusprechen! Hat man sich nun im Ganzen vergriffen, so ist alle Mühe verloren; ist man ferner bei einem so umfangreichen Gegenstande in einzelnen Theilen nicht völlig Herr seines Stoffes, so wird das Ganze stellenweise mangelhaft werden, und man wird gescholten; und aus allem entspringt für den Dichter statt Belohnung und Freude für so viele Mühe und Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in frischer Stimmung was sich ihm darbietet, so macht er sicher immer etwas Gutes, und gelingt ihm auch einmal etwas nicht, so ist nichts daran verloren.

„Da ist der August Hagen in Königsberg, ein herrliches Talent! Haben Sie seine «Olfried und Lisena» gelesen? Da sind Stellen darin wie sie nicht besser sein können: die Zustände an der Ostsee, und was sonst in dortige Localität hineinschlägt, alles meisterhaft. Aber es sind nur schöne Stellen, als Ganzes will es niemand behagen. Und welche Mühe und welche Kräfte hat er daran verwendet, ja er hat sich fast daran erschöpft! Jetzt hat er ein Trauerspiel gemacht!“

Dabei lächelte Goethe und hielt einen Augenblick inne. Ich nahm das Wort und sagte, daß, wenn ich nicht irre, er Hagen in „Kunst und Alterthum“ gerathen, nur kleine

Gegenstände zu behandeln. „Freilich habe ich das", erwiderte Goethe; „aber thut man denn was wir Alten sagen? Jeder glaubt, er müsse es doch selber am besten wissen, und dabei geht mancher verloren, und mancher hat lange daran zu irren. Es ist aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu sind wir Alten gewesen; und was hätte uns all unser Suchen und Irren geholfen, wenn ihr jüngern Leute wieder dieselbigen Wege laufen wolltet? Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrthum zugute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber später in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der soll nicht abermals irren und suchen, sondern er soll den Rath der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortschreiten. Es soll nicht genügen, daß man Schritte thue, die einst zum Ziele führen, sondern jeder Schritt soll Ziel sein und als Schritt gelten.

„Tragen Sie diese Worte bei sich herum, und sehen Sie zu, was Sie davon mit sich vereinigen können. Es ist mir eigentlich um Sie nicht bange, aber ich helfe Ihnen durch mein Zureden vielleicht schnell über eine Periode hinweg, die Ihrer jetzigen Lage nicht gemäß ist. Machen Sie vorderhand, wie gesagt, immer nur kleine Gegenstände, immer alles frischweg, was sich Ihnen täglich darbietet, so werden Sie in der Regel immer etwas Gutes leisten, und jeder Tag wird Ihnen Freude bringen. Geben Sie es zunächst in die Taschenbücher, in die Zeitschriften; aber fügen Sie sich nie fremden Anforderungen, sondern machen Sie es immer nach Ihrem eigenen Sinn.

„Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannichfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein specieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts.

„Man sage nicht, daß es der Wirklichkeit an poetischem Interesse fehle; denn eben darin bewährt sich ja der Dichter,

daß er geistreich genug sei, einem gewöhnlichen Gegenstande eine interessante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit soll die Motive hergeben, die auszusprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber ein schönes belebtes Ganzes daraus zu bilden, ist Sache des Dichters. Sie kennen den Fürnstein, den sogenannten Naturdichter; er hat ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt sich nicht artiger machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, besonders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wird; denn er hat von Jugend auf unter solchen Leuten gelebt, er kennt den Gegenstand durch und durch, er wird Herr seines Stoffes sein. Und das ist eben der Vortheil bei kleinen Sachen, daß man nur solche Gegenstände zu wählen braucht und wählen wird, die man kennt, von denen man Herr ist. Bei einem großen dichterischen Werke geht das aber nicht, da läßt sich nicht ausweichen, alles, was zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein mit verflochten ist, muß dargestellt werden und zwar mit getroffener Wahrheit. Bei der Jugend aber ist die Kenntniß der Dinge noch einseitig; ein großes Werk aber erfordert Vielseitigkeit, und daran scheitert man."

Ich sagte Goethen, daß ich im Willen gehabt, ein großes Gedicht über die Jahreszeiten zu machen und die Beschäftigungen und Belustigungen aller Stände hineinzuverflechten. „Hier ist derselbige Fall", sagte Goethe darauf; „es kann Ihnen vieles daran gelingen, aber manches, was Sie vielleicht noch nicht gehörig durchforscht haben und kennen, gelingt Ihnen nicht. Es gelingt Ihnen vielleicht der Fischer, aber der Jäger vielleicht nicht. Geräth aber am Ganzen etwas nicht, so ist es als Ganzes mangelhaft, so gut einzelne Partien auch sein mögen, und Sie haben nichts Vollendetes geleistet. Stellen Sie aber blos die einzelnen Partien für sich selbständig dar, denen Sie gewachsen sind, so machen Sie sicher etwas Gutes.

„Besonders warne ich vor eigenen großen Erfindungen; denn da will man eine Ansicht der Dinge geben, und die ist in der Jugend selten reif. Ferner, Charaktere und Ansichten lösen sich als Seiten des Dichters von ihm

ab und berauben ihn für fernere Productionen der Fülle. Und endlich, welche Zeit geht nicht an der Erfindung und innern Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zugute thut, vorausgesetzt daß wir überall mit unserer Arbeit zu Stande kommen.

„Bei einem gegebenen Stoff hingegen ist alles anders und leichter. Da werden Facta und Charaktere überliefert, und der Dichter hat nur die Belebung des Ganzen. Auch bewahrt er dabei seine eigene Fülle, denn er braucht nur wenig von dem Seinigen hinzuzuthun; auch ist der Verlust von Zeit und Kräften bei weitem geringer, denn er hat nur die Mühe der Ausführung. Ja ich rathe sogar zu schon bearbeiteten Gegenständen. Wie oft ist nicht die Iphigenie gemacht, und doch sind alle verschieden; denn jeder sieht und stellt die Sachen anders, eben nach seiner Weise.

„Aber lassen Sie vorderhand alles Große zur Seite. Sie haben lange genug gestrebt, es ist Zeit daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben ist die Bearbeitung kleiner Gegenstände das beste Mittel."

Wir waren bei diesem Gespräch in seiner Stube auf- und abgegangen; ich konnte immer nur zustimmen, denn ich fühlte die Wahrheit eines jeden Wortes in meinem ganzen Wesen. Bei jedem Schritt ward es mir leichter und glücklicher, denn ich will nur gestehen, daß verschiedene größere Plane, womit ich bisjetzt nicht recht ins Klare kommen konnte, mir keine geringe Last gewesen sind. Jetzt habe ich sie von mir geworfen, und sie mögen nun ruhen, bis ich einmal einen Gegenstand und eine Partie nach der andern mit Heiterkeit wieder aufnehme und hinzeichne, sowie ich nach und nach durch Erforschung der Welt von den einzelnen Theilen des Stoffes Meister werde.

Ich fühle mich nun durch Goethe's Worte um ein paar Jahre klüger und fortgerückt und weiß in meiner tiefsten Seele das Glück zu erkennen, was es sagen will, wenn man einmal mit einem rechten Meister zusammentrifft. Der Vortheil ist gar nicht zu berechnen.

Was werde ich nun diesen Winter nicht noch bei ihm

lernen, und was werde ich nicht durch den bloßen Umgang mit ihm gewinnen, auch in Stunden wenn er eben nicht gerade etwas Bedeutendes spricht! Seine Person, seine bloße Nähe scheint mir bildend zu sein, selbst wenn er kein Wort sagte.

Weimar, Donnerstag den 2. October 1823.

Bei sehr freundlichem Wetter bin ich gestern von Jena herübergefahren. Gleich nach meiner Ankunft sendete mir Goethe, zum Willkommen in Weimar, ein Abonnement ins Theater. Ich benutzte den gestrigen Tag zu meiner häuslichen Einrichtung, da ohnehin im Goethe'schen Hause viel Bewegung war, indem der französische Gesandte Graf Reinhard aus Frankfurt und der preußische Staatsrath Schultz aus Berlin gekommen waren ihn zu besuchen.

Diesen Vormittag war ich dann bei Goethe. Er freute sich über meine Ankunft und war überaus gut und liebenswürdig. Als ich gehen wollte, sagte er, daß er mich doch zuvor mit dem Staatsrath Schultz bekannt machen wolle. Er führte mich in das angrenzende Zimmer, wo ich den gedachten Herrn mit Betrachtung von Kunstwerken beschäftigt fand, und wo er mich ihm vorstellte und uns dann zu weiterm Gespräch allein ließ.

„Es ist sehr erfreulich", sagte Schultz darauf, „daß Sie in Weimar bleiben und Goethe bei der Redaction seiner bisher ungedruckten Schriften unterstützen wollen. Er hat mir schon gesagt, welchen Gewinn er sich von Ihrer Mitwirkung verspricht, und daß er nun auch noch manches Neue zu vollenden hofft."

Ich antwortete ihm, daß ich keinen andern Lebenszweck habe, als der deutschen Literatur nützlich zu sein, und daß ich, in der Hoffnung hier wohlthätig einzuwirken, gern meine eigenen literarischen Vorsätze vorläufig zurückstehen lassen wolle. Auch würde, fügte ich hinzu, ein praktischer Verkehr mit Goethe höchst wohlthätig auf meine fernere Ausbildung wirken, ich hoffe dadurch nach einigen Jahren eine gewisse Reife zu erlangen, und sodann weit besser zu vollbringen,

was ich jetzt nur in geringerm Grade zu thun im Stande wäre.

„Gewiß", sagte Schultz, „ist die persönliche Einwirkung eines so außerordentlichen Menschen und Meisters wie Goethe ganz unschätzbar. Ich bin auch herübergekommen, um mich an diesem großen Geiste einmal wieder zu erquicken."

Er erkundigte sich sodann nach dem Druck meines Buches, wovon Goethe ihm schon im vorigen Sommer geschrieben. Ich sagte ihm, daß ich in einigen Tagen die ersten Exemplare von Jena zu bekommen hoffe, und daß ich nicht verfehlen würde, ihm eins zu verehren und nach Berlin zu schicken, im Fall er nicht mehr hier sein sollte.

Wir schieden darauf unter herzlichem Händedrücken.

Dienstag den 14. October 1823.

Diesen Abend war ich bei Goethe das erste mal zu einem großen Thee. Ich war der erste am Platz und freute mich über die hellerleuchteten Zimmer, die bei offenen Thüren eins ins andere führten. In einem der letzten fand ich Goethe, der mir sehr heiter entgegenkam. Er trug auf schwarzem Anzug seinen Stern, welches ihn so wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in das sogenannte Deckenzimmer, wo das über einem rothen Kanapee hängende Gemälde der Aldobrandinischen Hochzeit mich besonders anzog. Das Bild war, bei zur Seite geschobenen grünen Vorhängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen, und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten.

„Ja", sagte Goethe, „die Alten hatten nicht allein große Intentionen, sondern es kam bei ihnen auch zur Erscheinung. Dagegen haben wir Neuern auch wol große Intentionen, allein wir sind selten fähig, es so kräftig und lebensfrisch hervorzubringen, als wir es uns dachten."

Nun kam auch Riemer und Meyer, auch der Kanzler von Müller und mehrere andere angesehene Herren und Damen vom Hofe. Auch Goethe's Sohn trat herein und

Frau von Goethe, deren Bekanntschaft ich hier zuerst machte, Die Zimmer füllten sich nach und nach, und es ward in allen sehr munter und lebendig. Auch einige hübsche junge Ausländer waren gegenwärtig, mit denen Goethe französisch sprach.

Die Gesellschaft gefiel mir, es war alles so frei und ungezwungen: man stand, man saß, man scherzte, man lachte und sprach mit diesem und jenem, alles nach freier Neigung. Ich sprach mit dem jungen Goethe sehr lebendig über das „Bild" von Houwald, welches vor einigen Tagen gegeben worden. Wir waren über das Stück Einer Meinung, und ich freute mich wie der junge Goethe die Verhältnisse mit so vielem Geist und Feuer auseinanderzusetzen wußte.

Goethe selbst erschien in der Gesellschaft sehr liebenswürdig. Er ging bald zu diesem, bald zu jenem und schien immer lieber zu hören und seine Gäste reden zu lassen, als selber viel zu reden. Frau von Goethe kam oft und hängte und schmiegte sich an ihn und küßte ihn. Ich hatte ihm vor kurzem gesagt, daß mir das Theater so große Freude mache und daß es mich sehr aufheitere, indem ich mich blos dem Eindruck der Stücke hingebe, ohne darüber viel zu denken. Dies schien ihm recht und für meinen gegenwärtigen Zustand passend zu sein.

Er trat mit Frau von Goethe zu mir heran. „Das ist meine Schwiegertochter", sagte er; „kennt ihr beiden euch schon?" Wir sagten ihm, daß wir soeben unsere Bekanntschaft gemacht. „Das ist auch so ein Theaterkind wie du, Ottilie", sagte er dann, und wir freuten uns miteinander über unsere beiderseitige Neigung. „Meine Tochter", fügte er hinzu, „versäumt keinen Abend." — „Solange gute heitere Stücke gegeben werden", erwiderte ich, „lasse ich es gelten, allein bei schlechten Stücken muß man auch etwas aushalten." — „Das ist eben recht", erwiderte Goethe, „daß man nicht fort kann und gezwungen ist, auch das Schlechte zu hören und zu sehen. Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer desto bessern Einsicht des Guten. Beim Lesen ist das nicht so, da wirft man das Buch aus den Händen wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten." Ich gab ihm recht

und dachte, der Alte ſagt doch gelegentlich immer etwas Gutes.

Wir trennten uns und miſchten uns unter die übrigen, die ſich um uns herum und in dieſem und jenem Zimmer laut und luſtig unterhielten. Goethe begab ſich zu den Damen; ich geſellte mich zu Riemer und Meyer, die uns viel von Italien erzählten.

Regierungsrath Schmidt ſetzte ſich ſpäter zum Flügel und trug Beethoven'ſche Sachen vor, welche die Anweſenden mit innigem Antheil aufzunehmen ſchienen. Eine geiſtreiche Dame erzählte darauf viel Intereſſantes von Beethoven's Perſönlichkeit. Und ſo ward es nach und nach zehn Uhr, und es war mir der Abend im hohen Grade angenehm vergangen.

Sonntag den 19. October 1823.

Dieſen Mittag war ich das erſte mal bei Goethe zu Tiſche. Es waren außer ihm nur Frau von Goethe, Fräulein Ulrike und der kleine Walter gegenwärtig, und wir waren alſo bequem unter uns. Goethe zeigte ſich ganz als Familienvater: er legte alle Gerichte vor, tranchirte gebratenes Geflügel und zwar mit beſonderm Geſchick, und verfehlte auch nicht mitunter einzuſchenken. Wir andern ſchwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommniſſe des Tages; beſonders war Fräulein Ulrike ſehr heiter und im hohen Grade unterhaltend. Goethe war im ganzen ſtill, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwiſchenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabei blickte er hin und wieder in die Zeitungen und theilte uns einige Stellen mit, beſonders über die Fortſchritte der Griechen.

Es kam dann zur Sprache, daß ich noch Engliſch lernen müſſe, wozu Goethe dringend rieth, beſonders des Lord Byron wegen, deſſen Perſönlichkeit von ſolcher Eminenz, wie ſie nicht dageweſen und wol ſchwerlich wiederkommen werde. Man ging die hieſigen Lehrer durch, fand aber keinen von einer

durchaus guten Aussprache, weshalb man es für besser hielt, sich an junge Engländer zu halten.

Nach Tische zeigte Goethe mir einige Experimente in Bezug auf die Farbenlehre. Der Gegenstand war mir jedoch durchaus fremd, ich verstand sowenig das Phänomen als das, was er darüber sagte; doch hoffte ich, daß die Zukunft mir Muße und Gelegenheit geben würde, in dieser Wissenschaft einigermaßen einheimisch zu werden.

Dienstag den 21. October 1823.

Ich war diesen Abend bei Goethe. Wir sprachen über die „Pandora". Ich fragte ihn, ob man diese Dichtung wol als ein Ganzes ansehen könne, oder ob noch etwas weiteres davon existire. Er sagte, es sei weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter gemacht, und zwar deswegen nicht, weil der Zuschnitt des ersten Theils so groß geworden, daß er später einen zweiten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geschriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weshalb er sich auch dabei beruhigt habe.

Ich sagte ihm, daß ich bei dieser schweren Dichtung erst nach und nach zum Verständniß durchgedrungen, nachdem ich sie so oft gelesen, daß ich sie nun fast auswendig wisse. Darüber lächelte Goethe. „Das glaube ich wohl", sagte er, „es ist alles als wie ineinander *gekeilt*."

Ich sagte ihm, daß ich wegen dieses Gedichts nicht ganz mit Schubarth zufrieden, der darin alles das vereinigt finden wolle, was im „Werther", „Wilhelm Meister", „Faust" und „Wahlverwandtschaften" einzeln ausgesprochen sei, wodurch doch die Sache sehr unfaßlich und schwer werde.

„Schubarth", sagte Goethe, „geht oft ein wenig tief; doch ist er sehr tüchtig, es ist bei ihm alles prägnant."

Wir sprachen über Uhland. „Wo ich große Wirkungen sehe", sagte Goethe, „pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wol etwas Vorzügliches an ihm

sein. Uebrigens habe ich über seine «Gedichte» kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vornherein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat."

Ich fragte darauf Goethe um seine Meinung hinsichtlich der Verse zur deutschen Tragödie. „Man wird sich in Deutschland", antwortete er, „schwerlich darüber vereinigen. Jeder macht's wie er eben will und wie es dem Gegenstande einigermaßen gemäß ist. Der sechsfüßige Jambus wäre freilich am würdigsten, allein er ist für uns Deutsche zu lang; wir sind wegen der mangelnden Beiwörter gewöhnlich schon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einsilbigen Wörter noch weniger.

Goethe zeigte mir darauf einige Kupferwerke und sprach dann über die altdeutsche Baukunst, und daß er mir manches der Art nach und nach vorlegen wolle.

„Man sieht in den Werken der altdeutschen Baukunst", sagte er, „die Blüte eines außerordentlichen Zustandes. Wem eine solche Blüte unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anstaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinsieht, in das Regen der Kräfte und wie sich die Blüte nach und nach entwickelt, der sieht die Sache mit ganz andern Augen, der weiß, was er sieht.

„Ich will dafür sorgen, daß Sie im Laufe dieses Winters in diesem wichtigen Gegenstande einige Einsicht erlangen, damit, wenn Sie nächsten Sommer an den Rhein gehen, es Ihnen beim straßburger Münster und kölner Dom zugute komme."

Ich freute mich dazu und fühlte mich ihm dankbar

Sonnabend den 25. October 1823.

In der Dämmerung war ich ein halbes Stündchen bei Goethe. Er saß auf einem hölzernen Lehnstuhl vor seinem Arbeitstische; ich fand ihn in einer wunderbar sanften Stimmung, wie einer der von himmlischem Frieden ganz erfüllt ist, oder wie einer der an ein süßes Glück denkt, das er genossen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele schwebt. Stadelmann mußte mir einen Stuhl in seine Nähe setzen.

Wir sprachen sodann vom Theater, welches zu meinen Hauptinteressen dieses Winters gehört. Raupach's „Erdennacht" war das letzte gewesen, was ich gesehen. Ich gab mein Urtheil darüber: daß das Stück nicht zur Erscheinung gekommen wie es im Geiste des Dichters gelegen, daß mehr die Idee vorherrsche als das Leben, daß es mehr lyrisch als dramatisch sei, daß dasjenige, was durch fünf Acte hindurchgesponnen und hindurchgezogen wird, weit besser in zweien oder dreien wäre zu geben gewesen. Goethe fügte hinzu, daß die Idee des Ganzen sich um Aristokratie und Demokratie drehe, und daß dieses kein allgemein menschliches Interesse habe.

Ich lobte dagegen, was ich von Kotzebue gesehen, nämlich seine „Verwandtschaften" und die „Versöhnung". Ich lobte daran den frischen Blick ins wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die interessanten Seiten desselben, und die mitunter sehr kernige wahre Darstellung. Goethe stimmte mir bei. „Was zwanzig Jahre sich erhält", sagte er, „und die Neigung des Volks hat, das muß schon etwas sein. Wenn er in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky; die bürgerlichen Scenen gelangen auch diesem vollkommen, wollte er aber römische oder griechische Helden zeichnen, so ward es nichts."

Goethe nannte mir noch einige gute Stücke von Kotzebue, besonders „Die beiden Klingsberge". „Es ist nicht zu leugnen", fügte er hinzu, „er hat sich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt."

„Geist und irgend Poesie", fuhr Goethe fort, „kann man den neuern tragischen Dichtern nicht absprechen; allein den meisten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darstellung; sie streben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte sie in dieser Hinsicht forcirte Talente nennen."

„Ich zweifle", sagte ich, „daß solche Dichter ein Stück in Prosa schreiben können, und bin der Meinung, daß dies der wahre Probirstein ihres Talents sein würde." Goethe stimmte mir bei und fügte hinzu, daß die Verse den poetischen Sinn steigerten oder wol gar hervorlockten.

Wir sprachen darauf dies und jenes über vorhabende Arbeiten. Es war die Rede von seiner „Reise über Frankfurt und Stuttgart nach der Schweiz", die er in drei Heften liegen hat und die er mir zusenden will, damit ich die Einzelheiten lese und Vorschläge thue, wie daraus ein Ganzes zu machen. „Sie werden sehen", sagte er, „es ist alles nur so hingeschrieben wie es der Augenblick gab; an einen Plan und eine künstlerische Rundung ist dabei gar nicht gedacht, es ist als wenn man einen Eimer Wasser ausgießt."

Ich freute mich dieses Gleichnisses, welches mir sehr geeignet schien, um etwas durchaus Planloses zu bezeichnen.

Montag den 27. October 1823.

Heute früh wurde ich bei Goethe auf diesen Abend zum Thee und Concert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liste der zu invitirenden Personen, woraus ich sah, daß die Gesellschaft sehr zahlreich und glänzend sein würde. Er sagte, es sei eine junge Polin angekommen, die etwas auf dem Flügel spielen werde. Ich nahm die Einladung mit Freuden an.

Nachher wurde der Theaterzettel gebracht; „Die Schachmaschine" sollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirthin aber ergoß sich darüber in ein solches Lob, daß ein großes Verlangen sich meiner bemächtigte, es zu sehen. Ueberdies befand ich mich den Tag über nicht zum

beſten, und es ward mir immer mehr, als paſſe ich beſſer in eine luſtige Komödie als in eine ſo gute Geſellſchaft.

Gegen Abend, eine Stunde vor dem Theater, ging ich zu Goethe. Es war im Hauſe ſchon alles lebendig; ich hörte im Vorbeigehen in dem größern Zimmer den Flügel ſtimmen, als Vorbereitung zu der muſikaliſchen Unterhaltung.

Ich traf Goethe in ſeinem Zimmer allein; er war bereits feſtlich angezogen, ich ſchien ihm gelegen. „Nun bleiben Sie gleich hier", ſagte er, „wir wollen uns ſo lange unterhalten, bis die übrigen auch kommen." Ich dachte, da kommſt du doch nicht los, da wirſt du doch bleiben müſſen; es iſt dir zwar jetzt mit Goethen allein ſehr angenehm, doch wenn erſt die vielen fremden Herren und Damen erſcheinen, da wirſt du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, ſo war das Theater der Gegenſtand unſers Geſprächs, und ich hatte Gelegenheit zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens ſei, zumal da ich in früherer Zeit ſo gut wie gar nichts geſehen und jetzt faſt alle Stücke auf mich eine ganz friſche Wirkung ausübten. „Ja", fügte ich hinzu, „es iſt mit mir ſo arg, daß es mich heute ſogar in Unruhe und Zwieſpalt gebracht hat, obgleich mir bei Ihnen eine ſo bedeutende Abendunterhaltung bevorſteht."

„Wiſſen Sie was", ſagte Goethe darauf, indem er ſtillſtand und mich groß und freundlich anſah, „gehen Sie hin! Geniren Sie ſich nicht! Iſt Ihnen das heitere Stück dieſen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuſtänden angemeſſener, ſo gehen Sie hin. Bei mir haben Sie Muſik, das werden Sie noch öfter haben." — „Ja", ſagte ich, „ſo will ich hingehen; es wird mir überdies vielleicht beſſer ſein, daß ich lache." — „Nun", ſagte Goethe, „ſo bleiben Sie bis gegen ſechs Uhr bei mir, da können wir noch ein Wörtchen reden."

Stadelmann brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethe's Arbeitstiſch ſtellte. Goethe erſuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu leſen geben. Und was legte er mir vor? Sein neueſtes, liebſtes Gedicht, ſeine „Elegie von Marienbad".

Ich muß hier in Bezug auf den Inhalt dieses Gedichts einiges nachholen. Gleich nach Goethe's diesmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeorte verbreitete sich hier die Sage, er habe dort die Bekanntschaft einer an Körper und Geist gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenschaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnenallee ihre Stimme gehört, habe er immer rasch seinen Hut genommen und sei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde versäumt, bei ihr zu sein, er habe glückliche Tage gelebt; sodann, die Trennung sei ihm sehr schwer geworden, und er habe in solchem leidenschaftlichen Zustande ein überaus schönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligthum ansehe und geheimhalte.

Ich glaubte dieser Sage, weil sie nicht allein seiner körperlichen Rüstigkeit, sondern auch der productiven Kraft seines Geistes und der gesunden Frische seines Herzens vollkommen entsprach. Nach dem Gedicht selbst hatte ich längst ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anstand genommen, Goethe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunst des Augenblicks zu preisen, wodurch es mir nun vor Augen lag.

Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Aeußern, daß er dieses Manuscript vor allen seinen übrigen besonders werthhalte.

Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht diesmal erst gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Achse und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend.

Als ich ausgelesen, trat Goethe wieder zu mir heran. „Gelt", sagte er, „da habe ich Euch etwas Gutes gezeigt? In einigen Tagen sollen Sie mir darüber weissagen." Es war mir sehr lieb, daß Goethe durch diese Worte ein augen-

blickliches Urtheil meinerseits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu schnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte sagen können.

Goethe versprach, bei ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen, und ich schied unter herzlichem Händedrücken.

Die „Schachmaschine" mochte ein sehr gutes Stück sein und auch ebenso gut gespielt werden; allein ich war nicht dabei, meine Gedanken waren bei Goethe.

Nach dem Theater ging ich an seinem Hause vorüber; es glänzte alles von Lichtern, ich hörte, daß gespielt wurde, und bereute, daß ich nicht dort geblieben.

Am andern Tag erzählte man mir, daß die junge polnische Dame, Madame Szymanowska, der zu Ehren der festliche Abend veranstaltet worden, den Flügel ganz meisterhaft gespielt habe, zum Entzücken der ganzen Gesellschaft. Ich erfuhr auch, daß Goethe sie diesen Sommer in Marienbad kennen gelernt, und daß sie nun gekommen ihn zu besuchen.

Mittags communicirte mir Goethe ein kleines Manuscript: „Studien" von Zauper, worin ich sehr treffende Bemerkungen fand. Ich sendete ihm dagegen einige Gedichte, die ich diesen Sommer in Jena gemacht und wovon ich ihm gesagt hatte.

Mittwoch den 29. October 1823.

Diesen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn sehr frischen aufgeweckten Geistes, seine Augen funkelten im Widerschein des Lichts, sein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend.

Er fing sogleich von den Gedichten, die ich ihm gestern zugeschickt, zu reden an, indem er mit mir in seinem Zimmer auf- und abging.

„Ich begreife jetzt", begann er, „wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rathe jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie scheinen für natürliche Gegenstände besondern Sinn und Blick zu haben.

„Nur zwei Worte will ich Ihnen über die Gedichte sagen. Sie stehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie nothwendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunst durchbrechen müssen, zur Auffassung des Individuellen; Sie müssen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und sind so weit vorgeschritten, jetzt müssen Sie. Sie sind dieser Tage in Tiefurt gewesen, das möchte ich Ihnen zunächst zu einer solchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drei- bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die charakteristische Seite abgewinnen und alle Motive beisammen haben; doch scheuen Sie die Mühe nicht, studiren Sie alles wohl und stellen Sie es dar; der Gegenstand verdient es. Ich selbst hätte es längst gemacht; allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zustände selbst mit durchlebt, ich bin zu sehr darin befangen, sodaß die Einzelheiten sich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder und lassen sich vom Castellan das Vergangene erzählen und sehen nur das Gegenwärtige, Hervorstechende, Bedeutende."

Ich versprach, mich daran zu versuchen, obgleich ich nicht leugnen könne, daß es eine Aufgabe sei, die mir sehr fern stehe und die ich für sehr schwierig halte.

„Ich weiß wol", sagte Goethe, „daß es schwer ist, aber die Auffassung und Darstellung des Besondern ist auch das eigentliche Leben der Kunst.

„Und dann, solange man sich im Allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Besondere macht uns niemand nach. Warum? Weil es die andern nicht erlebt haben.

„Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Besondere keinen Anklang finde. Jeder Charakter, so eigenthümlich er sein möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn alles

wiederholt ſich, und es gibt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre.

„Auf dieſer Stufe der individuellen Darſtellung", fuhr Goethe fort, „beginnt dann zugleich dasjenige, was man Compoſition nennt."

Dieſes war mir nicht ſogleich klar, doch enthielt ich mich, danach zu fragen. Vielleicht, dachte ich, meint er damit die künſtleriſche Verſchmelzung des Idealen mit dem Realen, die Vereinigung von dem, was außer uns befindlich, mit dem, was innerlich uns angeboren. Doch vielleicht meinte er auch etwas anderes. Goethe fuhr fort:

„Und dann ſetzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum, wann Sie es gemacht haben." Ich ſah ihn fragend an, warum das ſo wichtig. „Es gilt dann", fügte er hinzu, „zugleich als Tagebuch Ihrer Zuſtände. Und das iſt nichts Geringes. Ich habe es ſeit Jahren gethan, und ſehe ein was das heißen will."

Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen, und ich verließ Goethe. „Sie gehen nun nach Finland!" rief er mir ſcherzend nach. Es ward nämlich gegeben: „Johann von Finland" von der Frau von Weißenthurn.

Es fehlte dem Stück nicht an wirkſamen Situationen, doch war es mit Rührendem ſo überladen, und ich ſah überall ſo viel Abſicht, daß es im ganzen auf mich keinen guten Eindruck machte. Der letzte Act indeß gefiel mir ſehr wohl und ſöhnte mich wieder aus.

Infolge dieſes Stücks machte ich nachſtehende Bemerkung. Von einem Dichter nur mittelmäßig gezeichnete Charaktere werden bei der Theaterdarſtellung gewinnen, weil die Schauſpieler, als lebendige Menſchen, ſie zu lebendigen Weſen machen und ihnen zu irgendeiner Art von Individualität verhelfen. Von einem großen Dichter meiſterhaft gezeichnete Charaktere dagegen, die ſchon alle mit einer durchaus ſcharfen Individualität daſtehen, müſſen bei der Darſtellung nothwendig verlieren, weil die Schauſpieler in der Regel nicht durchaus paſſen und die wenigſten ihre eigene Individualität ſo ſehr verleugnen können. Findet ſich beim Schauſpieler nicht ganz das Gleiche, oder beſitzt er nicht die Gabe

einer gänzlichen Ablegung ſeiner eigenen Perſönlichkeit, ſo entſteht ein Gemiſch, und der Charakter verliert ſeine Reinheit. Daher kommt es denn, daß ein Stück eines wirklich großen Dichters immer nur in einzelnen Figuren ſo zur Erſcheinung kommt, wie es die urſprüngliche Intention war.

Montag den 3. November 1823.

Ich ging gegen fünf zu Goethe. Als ich hinaufkam, hörte ich in dem größern Zimmer ſehr laut und munter reden und ſcherzen. Der Bediente ſagte mir, die junge polniſche Dame ſei dort zu Tiſche geweſen und die Geſellſchaft noch beiſammen. Ich wollte wieder gehen, allein er ſagte, er habe den Befehl, mich zu melden; auch wäre es ſeinem Herrn vielleicht lieb, weil es ſchon ſpät ſei. Ich ließ ihn daher gewähren und wartete ein Weilchen, wo denn Goethe ſehr heiter herauskam und mit mir gegenüber in ſein Zimmer ging. Mein Beſuch ſchien ihm angenehm zu ſein. Er ließ ſogleich eine Flaſche Wein bringen, wovon er mir einſchenkte und auch ſich ſelber gelegentlich.

„Ehe ich es vergeſſe", ſagte er dann, indem er auf dem Tiſche etwas ſuchte, „hier haben Sie ein Billet ins Concert. Madame Szymanowska wird morgen Abend im Saale des Stadthauſes ein öffentliches Concert geben; das dürfen Sie ja nicht verſäumen." Ich ſagte ihm, daß ich meine Thorheit von neulich nicht zum zweiten mal begehen würde. „Sie ſoll ſehr gut geſpielt haben", fügte ich hinzu. „Ganz vortrefflich!" ſagte Goethe. „Wol ſo gut wie Hummel?" fragte ich. „Sie müſſen bedenken", ſagte Goethe, „daß ſie nicht allein eine große Virtuoſin, ſondern zugleich ein ſchönes Weib iſt; da kommt es uns denn vor als ob alles anmuthiger wäre; ſie hat eine meiſterhafte Fertigkeit, man muß erſtaunen!" — „Aber auch in der Kraft groß?" fragte ich. „Ja, auch in der Kraft", ſagte Goethe, „und das iſt eben das Merkwürdigſte an ihr, weil man das ſonſt bei Frauenzimmern ge-

wöhnlich nicht findet." Ich ſagte, daß ich mich ſehr freue, ſie nun doch noch zu hören.

Secretär Kräuter trat herein und referirte in Bibliotheksangelegenheiten. Als er gegangen war, lobte Goethe ſeine große Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit in Geſchäften.

Ich brachte ſodann das Geſpräch auf die im Jahre 1797 über Frankfurt und Stuttgart gemachte Reiſe in die Schweiz, wovon er mir die Manuſcripte in drei Heften dieſer Tage mitgetheilt und die ich bereits fleißig ſtudirt hatte. Ich erwähnte, wie er damals mit Meyer ſo viel über die Gegenſtände der bildenden Kunſt nachgedacht.

„Ja", ſagte Goethe, „was iſt auch wichtiger als die Gegenſtände, und was iſt die ganze Kunſtlehre ohne ſie! Alles Talent iſt verſchwendet, wenn der Gegenſtand nichts taugt. Und eben weil dem neuern Künſtler die würdigen Gegenſtände fehlen, ſo hapert es auch ſo mit aller Kunſt der neuern Zeit. Darunter leiden wir alle; ich habe auch meine Modernität nicht verleugnen können.

„Die wenigſten Künſtler", fuhr er fort, „ſind über dieſen Punkt im Klaren und wiſſen, was zu ihrem Frieden dient. Da malen ſie z. B. meinen «Fiſcher» und bedenken nicht, daß ſich das gar nicht malen laſſe. Es iſt ja in dieſer Ballade blos das Gefühl des Waſſers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt ſich das malen!"

Ich erwähnte ferner, daß ich mich freue, wie er auf jener Reiſe an allem Intereſſe genommen und alles aufgefaßt habe: Geſtalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüſſe, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entſtehung und ſucceſſive Bildung; Baukunſt, Malerei, Theater; ſtädtiſche Einrichtung und Verwaltung; Gewerbe, Oekonomie, Straßenbau; Menſchenraſſe, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und ſo noch hundert andere Dinge.

Goethe antwortete: „Aber Sie finden kein Wort über Muſik, und zwar deswegen nicht, weil das nicht in meinem Kreiſe lag. Jeder muß wiſſen, worauf er bei einer Reiſe zu ſehen hat und was ſeine Sache iſt."

Der Herr Kanzler trat herein. Er ſprach einiges mit Goethe und äußerte ſich dann gegen mich ſehr wohlwollend und mit vieler Einſicht über meine kleine Schrift, die er in dieſen Tagen geleſen. Er ging dann bald wieder zu den Damen hinüber, wo, wie ich hörte, der Flügel geſpielt wurde.

Als er gegangen war, ſprach Goethe ſehr gut über ihn und ſagte dann: „Alle dieſe vortrefflichen Menſchen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältniß haben, das iſt es, was ich eine Heimat nenne, zu der man immer gern wieder zurückkehrt.“

Ich erwiderte ihm, daß ich bereits den wohlthätigen Einfluß meines hieſigen Aufenthalts zu ſpüren beginne, daß ich aus meinen bisherigen ideellen und theoretiſchen Richtungen nach und nach herauskomme und immer mehr den Werth des augenblicklichen Zuſtandes zu ſchätzen wiſſe.

„Das müßte ſchlimm ſein“, ſagte Goethe, „wenn Sie das nicht ſollten. Beharren Sie nur dabei und halten Sie immer an der Gegenwart feſt. Jeder Zuſtand, ja jeder Augenblick iſt von unendlichem Werth, denn er iſt der Repräſentant einer ganzen Ewigkeit.“

Es trat eine kleine Pauſe ein; dann brachte ich das Geſpräch auf Tiefurt, und in welcher Art es etwa darzuſtellen. „Es iſt ein mannichfaltiger Gegenſtand“, ſagte ich, „und ſchwer, ihm eine durchgreifende Form zu geben. Am bequemſten wäre es mir, ihn in Proſa zu behandeln.“

„Dazu“, ſagte Goethe, „iſt der Gegenſtand nicht bedeutend genug. Die ſogenannte didaktiſch-beſchreibende Form würde zwar im ganzen die zu wählende ſein; allein auch ſie iſt nicht durchgreifend paſſend. Am beſten iſt es, Sie ſtellen den Gegenſtand in zehn bis zwölf kleinen einzelnen Gedichten dar, in Reimen, aber in mannichfaltigen Versarten und Formen, ſo wie es die verſchiedenen Seiten und Anſichten verlangen, wodurch denn das Ganze wird umſchrieben und beleuchtet ſein.“ Dieſen Rath ergriff ich als zweckmäßig. „Ja, was hindert Sie, dabei auch einmal dramatiſch zu verfahren und ein Geſpräch etwa mit dem Gärtner führen zu laſſen? Und durch dieſe Zerſtückelung macht man es ſich leicht und kann beſſer das Charakteriſtiſche der verſchiedenen

Seiten des Gegenstandes ausdrücken. Ein umfassendes größeres Ganzes dagegen ist immer schwierig, und man bringt selten etwas Vollendetes zu Stande."

Montag den 10. November 1823.

Goethe befindet sich seit einigen Tagen nicht zum besten; eine heftige Erkältung scheint in ihm zu stecken. Er hustet viel, obgleich laut und kräftig; doch scheint der Husten schmerzlich zu sein, denn er faßt dabei gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war diesen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bei ihm. Er saß in einem Lehnstuhl, mit dem Rücken in ein Kissen gesenkt; das Reden schien ihm schwer zu werden.

Nachdem wir einiges gesprochen, wünschte er, daß ich ein Gedicht lesen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von „Kunst und Alterthum" eröffnet. Er blieb in seinem Stuhle sitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein Licht und setzte mich ein wenig entfernt von ihm an seinen Schreibtisch, um es zu lesen.

Das Gedicht trug einen wunderbaren Charakter, sodaß ich mich nach einmaligem Lesen, ohne es jedoch ganz zu verstehen, davon eigenartig berührt und ergriffen fühlte. Es hatte die Verherrlichung des Paria zum Gegenstande und war als Trilogie behandelt. Der darin herrschende Ton war mir wie aus einer fremden Welt herüber, und die Darstellung der Art, daß mir die Belebung des Gegenstandes sehr schwer ward. Auch war Goethe's persönliche Nähe einer reinen Vertiefung hinderlich; bald hörte ich ihn husten, bald hörte ich ihn seufzen, und so war mein Wesen getheilt: meine eine Hälfte las, und die andere war im Gefühl seiner Gegenwart. Ich mußte das Gedicht daher lesen und wieder lesen, um nur einigermaßen hineinzukommen. Je mehr ich aber eindrang, von desto bedeutenderm Charakter und auf einer desto höhern Stufe der Kunst wollte es mir erscheinen.

Ich ſprach darauf mit Goethe ſowol über den Gegenſtand als die Behandlung, wo mir denn durch einige ſeiner Andeutungen manches lebendiger entgegentrat.

„Freilich“, ſagte er darauf, „die Behandlung iſt ſehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht beſitzen will. Es kommt mir ſelber vor wie eine aus Stahldrähten geſchmiedete Damascenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenſtand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, ſodaß er denn freilich Zeit hatte, ſich von allem Ungehörigen zu läutern.“

„Es wird Wirkung thun“, ſagte ich, „wenn es beim Publikum hervortritt.“

„Ach, das Publikum!“ ſeufzte Goethe.

„Sollte es nicht gut ſein“, ſagte ich, „wenn man dem Verſtändniß zu Hülfe käme und es machte wie bei der Erklärung eines Gemäldes, wo man durch Vorführung der vorhergegangenen Momente das wirklich Gegenwärtige zu beleben ſucht?“

„Ich bin nicht der Meinung“, ſagte Goethe. „Mit Gemälden iſt es ein anderes; weil aber ein Gedicht gleichfalls aus Worten beſteht, ſo hebt ein Wort das andere auf.“

Goethe ſcheint mir hierdurch ſehr treffend die Klippe angedeutet zu haben, woran Ausleger von Gedichten gewöhnlich ſcheitern. Es fragt ſich aber, ob es nicht möglich ſei, eine ſolche Klippe zu vermeiden und einem Gedichte dennoch durch Worte zu Hülfe zu kommen, ohne das Zarte ſeines innern Lebens im mindeſten zu verletzen.

Als ich ging, wünſchte er, daß ich die Bogen von „Kunſt und Alterthum“ mit nach Hauſe nehme, um das Gedicht ferner zu betrachten; desgleichen die „Oeſtlichen Roſen“ von Rückert, von welchem Dichter er viel zu halten und die beſten Erwartungen zu hegen ſcheint.

Mittwoch den 12. November 1823.

Ich ging gegen Abend, um Goethe zu besuchen, hörte aber unten im Hause, der preußische Staatsminister von Humboldt sei bei ihm, welches mir lieb war, in der Ueberzeugung, daß dieser Besuch eines alten Freundes ihm die wohlthätigste Aufheiterung gewähren würde.

Ich ging darauf ins Theater, wo die „Schwestern von Prag" bei ganz vollkommener Besetzung musterhaft gegeben wurden, sodaß man das ganze Stück hindurch nicht aus dem Lachen kam.

Donnerstag den 13. November 1823.

Vor einigen Tagen, als ich nachmittags bei schönem Wetter die Straße nach Erfurt hinausging, gesellte sich ein bejahrter Mann zu mir, den ich seinem Aeußern nach für einen wohlhabenden Bürger hielt. Wir hatten nicht lange geredet, als das Gespräch auf Goethe kam. Ich fragte ihn, ob er Goethe persönlich kenne. „Ob ich ihn kenne!" antwortete er mit einigem Behagen; „ich bin gegen zwanzig Jahre sein Kammerdiener gewesen." Und nun ergoß er sich in Lobsprüche über seinen frühern Herrn. Ich ersuchte ihn, mir etwas aus Goethe's Jugendzeit zu erzählen, worein er mit Freuden willigte.

„Als ich bei ihn kam", sagte er, „mochte er etwa 27 Jahre alt sein; er war sehr mager, behende und zierlich, ich hätte ihn leicht tragen können."

Ich fragte ihn, ob Goethe in jener ersten Zeit seines Hierseins auch sehr lustig gewesen. Allerdings, antwortete er, sei er mit den Fröhlichen fröhlich gewesen, jedoch nie über die Grenze; in solchen Fällen sei er gewöhnlich ernst geworden. Immer gearbeitet und geforscht und seinen Sinn auf Kunst und Wissenschaft gerichtet, das sei im allgemeinen seines Herrn fortwährende Richtung gewesen. Abends habe ihn der Herzog häufig besucht, und da hätten sie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegenstände gesprochen,

ſodaß ihm oft Zeit und Weile lang geworden, und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog noch nicht gehen wolle. „Und die Naturforſchung", fügte er hinzu, „war ſchon damals ſeine Sache.

„Einſt klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er ſein eiſernes Rollbett vom unterſten Ende der Kammer herauf bis ans Fenſter gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. «Haſt du nichts am Himmel geſehen?» fragte er mich, und als ich dies verneinte: «So laufe einmal nach der Wache und frage den Poſten, ob der nichts geſehen.» Ich lief hin, der Poſten hatte aber nichts geſehen; welches ich meinem Herrn meldete, der noch ebenſo lag und den Himmel unverwandt beobachtete. «Höre», ſagte er dann zu mir, «wir ſind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in dieſem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.» Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bett ſetzen, und er demonſtrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme."

Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter geweſen.

„Es war ſehr wolkig", ſagte er, „und dabei regte ſich kein Lüftchen, es war ſehr ſtill und ſchwül."

Ich fragte ihn, ob er denn Goethen jenen Ausſpruch ſogleich aufs Wort geglaubt habe.

„Ja", ſagte er, „ich glaubte ihm aufs Wort; denn was er vorherſagte, war immer richtig. Am nächſten Tage", fuhr er fort, „erzählte mein Herr ſeine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin ins Ohr flüſterte: «Höre! Goethe ſchwärmt!» Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies ſich auch bald aus, daß er recht geſehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derſelbigen Nacht ein Theil von Meſſina durch ein Erdbeben zerſtört worden."

Freitag den 14. November 1823.

Gegen Abend sendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu besuchen; Humboldt sei am Hofe, und ich würde ihm daher um so willkommener sein. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in seinem Lehnstuhl sitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmlischer Sanftmuth einige Worte sprach. Ein großer Ofenschirm stand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiter hin auf dem Tische standen. Auch der Herr Kanzler trat herein und gesellte sich zu uns. Wir setzten uns in Goethe's Nähe und führten leichte Gespräche, damit er sich nur zuhörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrath Rehbein. Er fand Goethe's Puls, wie er sich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre!" klagte er dann. Rehbein schlug vor, ihm ein Pflaster dahin zu legen; wir sprachen über die guten Wirkungen eines solchen Mittels, und Goethe ließ sich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Gespräch auf Marienbad, wodurch bei Goethe angenehme Erinnerungen erweckt zu werden schienen. Man machte Plane, nächsten Sommer wieder hinzugehen, und bemerkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Aussichten Goethe in die heiterste Stimmung versetzt wurde. Auch sprach man über Madame Szymanowska und gedachte der Tage, wo sie hier war und die Männer sich um ihre Gunst bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Kanzler die Indischen Gedichte. Goethe sprach derweilen mit mir über seine „Elegie von Marienbad".

Um acht Uhr ging der Kanzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich setzte mich wieder. Das Gespräch kam auf das Theater, und daß morgen der „Wallenstein" würde gegeben werden. Dies gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

„Es geht mir mit Schiller eigen", sagte ich; „einige Scenen seiner großen Theaterstücke lese ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verstöße gegen

die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbst mit dem «Wallenstein» geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß Schiller's philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er sich denken konnte, mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider sein."

„Es ist betrübend", sagte Goethe, „wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Speculationen an ihn geschrieben. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der Intention plagte, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unsagliche Verwirrung. Und als ob", fügte Goethe lächelnd hinzu, „die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte!

„Es war nicht Schiller's Sache", fuhr Goethe fort, „mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinctmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflectiren; woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte sehr viel hin- und herzureden, sodaß er alle seine spätern Stücke Scene für Scene mit mir durchgesprochen hat.

„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetischen Planen vorhatte, mit irgendjemand zu reden, selbst nicht mit Schiller. Ich trug alles still mit mir herum, und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen «Hermann und Dorothea» fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Silbe gesagt, daß ich dergleichen vorhatte.

„Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum «Wallenstein» sagen werden! Sie werden große Gestalten sehen, und

das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es sich wahrscheinlich nicht vermuthen."

Sonnabend den 15. November 1823.

Abends war ich im Theater, wo ich zum ersten mal den „Wallenstein" sah. Goethe hatte nicht zu viel gesagt; der Eindruck war groß und mein tiefstes Innere aufregend. Die Schauspieler, größtentheils noch aus der Zeit, wo Schiller und Goethe persönlich auf sie einwirkten, brachten mir ein Ensemble bedeutender Personen vor Augen, wie sie beim Lesen meiner Einbildungskraft nicht mit der Individualität erschienen waren, weshalb denn das Stück mit außerordentlicher Kraft an mir vorüberging und ich es sogar während der Nacht nicht aus dem Sinne brachte.

Sonntag den 16. November 1823.

Abends bei Goethe. Er saß noch in seinem Lehnstuhl und schien ein wenig schwach. Seine erste Frage war nach dem „Wallenstein". Ich gab ihm Rechenschaft von dem Eindruck, den das Stück von der Bühne herunter auf mich gemacht; er hörte es mit sichtbarer Freude.

Herr Soret kam, von Frau von Goethe hereingeführt, und blieb ein Stündchen, indem er im Auftrag des Großherzogs goldene Medaillen brachte, deren Vorzeigung und Besprechung Goethen eine angenehme Unterhaltung zu gewähren schien.

Frau von Goethe und Herr Soret gingen an Hof, und so war ich mit Goethe wieder allein gelassen.

Eingedenk seines Versprechens, mir seine „Elegie von Marienbad" zu einer passenden Stunde abermals zu zeigen, stand Goethe auf, stellte ein Licht auf seinen Schreibtisch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor

Augen zu haben. Goethe setzte sich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungestörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile gelesen, wollte ich ihm etwas darüber sagen; es kam mir aber vor als ob er schlief. Ich benutzte daher den günstigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabei einen seltenen Genuß. Die jugendlichste Glut der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, das erschien mir im allgemeinen als des Gedichts durchgreifender Charakter. Uebrigens kam es mir vor als seien die ausgesprochenen Gefühle stärker, als wir sie in andern Gedichten Goethe's anzutreffen gewohnt sind, und ich schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

„Sie sehen das Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes", fügte er hinzu; „als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen.

„Ich schrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiste und ich mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, sodaß es abends fertig auf dem Papiere stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus Einem Gusse, welches dem Ganzen zugute kommen mag."

„Zugleich", sagte ich, „hat es in seiner ganzen Art viel Eigenthümliches, sodaß es an keins Ihrer andern Gedichte erinnert."

„Das mag daher kommen", sagte Goethe: „ich setzte auf die Gegenwart, so wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie ohne Uebertreibung so hoch zu steigern als möglich."

Diese Aeußerung erschien mir sehr wichtig, indem sie Goethe's Verfahren ans Licht setzt und uns seine allgemein bewunderte Mannichfaltigkeit erklärlich macht.

Es war indeß gegen neun Uhr geworden; Goethe bat mich, seinen Bedienten Stadelmann zu rufen, welches ich that.

Er ließ sich darauf von diesem das verordnete Pflaster auf die Brust zur Seite des Herzens legen. Ich stellte mich derweil ans Fenster. Hinter meinem Rücken hörte ich nun, wie er gegen Stadelmann klagte, daß sein Uebel sich gar nicht bessern wolle, und daß es einen bleibenden Charakter annehme. Als die Operation vorbei war, setzte ich mich noch ein wenig zu ihm. Er klagte nun auch gegen mich, daß er seit einigen Nächten gar nicht geschlafen habe, und daß auch zum Essen gar keine Neigung vorhanden. „Der Winter geht nun so hin", sagte er, „ich kann nichts thun, ich kann nichts zusammenbringen, der Geist hat gar keine Kraft." Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn bat, nur nicht so viel an seine Arbeiten zu denken, und daß ja dieser Zustand hoffentlich bald vorübergehen werde. „Ach", sagte er darauf, „ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe schon zu viel solcher Zustände durchlebt und habe schon gelernt zu leiden und zu dulden." Er saß in einem Schlafrock von weißem Flanell, über seine Knie und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt. „Ich werde gar nicht zu Bett gehen", sagte er, „ich werde so auf meinem Stuhl die Nacht sitzen bleiben, denn zum rechten Schlaf komme ich doch nicht."

Es war indeß Zeit geworden, er reichte mir seine liebe Hand, und ich ging.

Als ich unten in das Bedientenzimmer trat, um meinen Mantel zu nehmen, fand ich Stadelmann sehr bestürzt. Er sagte, er habe sich über seinen Herrn erschrocken; wenn er klage, so sei das ein schlimmes Zeichen. Auch wären die Füße plötzlich ganz dünn geworden, die bisher ein wenig geschwollen gewesen. Er wolle morgen in aller Frühe zum Arzt gehen, um ihm die schlimmen Zeichen zu melden. Ich suchte ihn zu beruhigen, allein er ließ sich seine Furcht nicht ausreden.

Montag den 17. November 1823.

Als ich diesen Abend ins Theater kam, drängten viele Personen sich mir entgegen und erkundigten sich sehr ängstlich

nach Goethe's Befinden. Sein Zuſtand mußte ſich in der Stadt ſchnell verbreitet haben und vielleicht ärger gemacht worden ſein, als er wirklich war. Einige ſagten mir, er habe die Bruſtwaſſerſucht. Ich war betrübt den ganzen Abend.

Mittwoch den 19. November 1823.

Geſtern ging ich in Sorgen umher. Es ward außer ſeiner Familie niemand zu ihm gelaſſen.

Heute gegen Abend ging ich hin und wurde auch angenommen. Ich fand ihn noch in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen, er ſchien dem Aeußern nach noch ganz wie ich ihn am Sonntag verlaſſen, doch war er heitern Geiſtes.

Wir ſprachen beſonders über Zauper und die ſehr ungleichen Wirkungen, die aus dem Studium der Literatur der Alten hervorgehen.

Freitag den 21. November 1823.

Goethe ließ mich rufen. Ich fand ihn zu meiner großen Freude wieder auf und in ſeinem Zimmer umhergehen. Er gab mir ein kleines Buch: „Ghaſelen" des Grafen Platen. „Ich hatte mir vorgenommen", ſagte er, „in «Kunſt und Alterthum» etwas darüber zu ſagen, denn die Gedichte verdienen es. Mein Zuſtand läßt mich aber zu nichts kommen. Sehen Sie doch zu, ob es Ihnen gelingen will, einzudringen und den Gedichten etwas abzugewinnen."

Ich verſprach, mich daran zu verſuchen.

„Es iſt bei den Ghaſelen das Eigenthümliche", fuhr Goethe fort, „daß ſie eine große Fülle von Gehalt verlangen; der ſtets wiederkehrende gleiche Reim will immer einen Vorrath ähnlicher Gedanken bereit finden. Deshalb gelingen ſie nicht jedem; dieſe aber werden Ihnen gefallen." Der Arzt trat herein, und ich ging.

Montag den 24. November 1823.

Sonnabend und Sonntag ſtudirte ich die Gedichte. Dieſen Morgen ſchrieb ich meine Anſicht darüber und ſchickte ſie Goethen zu, denn ich hatte erfahren, daß er ſeit einigen Tagen niemand vor ſich laſſe, indem der Arzt ihm alles Reden verboten.

Heute gegen Abend ließ er mich dennoch rufen. Als ich zu ihm hineintrat, fand ich einen Stuhl bereits in ſeine Nähe geſetzt; er reichte mir ſeine Hand entgegen und war äußerſt liebevoll und gut. Er fing ſogleich an über meine kleine Recenſion zu reden. „Ich habe mich ſehr darüber gefreut", ſagte er; „Sie haben eine ſchöne Gabe. Ich will Ihnen etwas ſagen", fuhr er dann fort, „wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literariſche Anträge gemacht werden ſollten, ſo lehnen Sie ſolche ab oder ſagen es mir wenigſtens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden ſind, ſo möchte ich nicht gern, daß Sie auch zu andern ein Verhältniß hätten."

Ich antwortete, daß ich mich blos zu ihm halten wolle, und daß es mir auch vorderhand um anderweitige Verbindungen durchaus nicht zu thun ſei.

Das war ihm lieb, und er ſagte darauf, daß wir dieſen Winter noch manche hübſche Arbeit miteinander machen wollten.

Wir kamen dann auf die „Ghaſelen" ſelbſt zu ſprechen, und Goethe freute ſich über die Vollendung dieſer Gedichte, und daß unſere neueſte Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe.

„Ihnen", fuhr er dann fort, „möchte ich unſere neueſten Talente zu einem beſondern Studium und Augenmerk empfehlen. Ich möchte, daß Sie ſich von allem, was in unſerer Literatur Bedeutendes hervortritt, in Kenntniß ſetzten und mir das Verdienſtliche vor Augen brächten, damit wir in den Heften von «Kunſt und Alterthum» darüber reden und das Gute, Edle und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könnten. Denn mit dem beſten Willen komme ich bei meinem hohen Alter und bei meinen tauſendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hülfe nicht dazu."

Ich verſprach dieſes zu thun, indem ich mich zugleich freute zu ſehen, daß unſere neueſten Schriftſteller und Dichter Goethen mehr am Herzen liegen, als ich mir gedacht hatte.

Die Tage darauf ſendete Goethe mir die neueſten literariſchen Tagesblätter zu dem beſprochenen Zwecke. Ich ging einige Tage nicht zu ihm und ward auch nicht gerufen. Ich hörte, ſein Freund Zelter ſei gekommen ihn zu beſuchen.

Montag den 1. December 1823.

Heute ward ich bei Goethe zu Tiſche geladen. Ich fand Zelter bei ihm ſitzen, als ich hereintrat. Sie kamen mir einige Schritte entgegen und gaben mir die Hände. „Hier", ſagte Goethe, „haben wir meinen Freund Zelter. Sie machen an ihm eine gute Bekanntſchaft; ich werde Sie bald einmal nach Berlin ſchicken, da ſollen Sie denn von ihm auf das beſte gepflegt werden." — „In Berlin mag es gut ſein", ſagte ich. „Ja", ſagte Zelter lachend, „es läßt ſich darin viel lernen und verlernen."

Wir ſetzten uns und führten allerlei Geſpräche. Ich fragte nach Schubarth. „Er beſucht mich wenigſtens alle acht Tage", ſagte Zelter. „Er hat ſich verheirathet, iſt aber ohne Anſtellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben."

Zelter fragte mich darauf, ob ich Immermann kenne. „Seinen Namen", ſagte ich, „habe ich bereits ſehr oft nennen hören, doch von ſeinen Schriften kenne ich bisjetzt nichts." „Ich habe ſeine Bekanntſchaft zu Münſter gemacht", ſagte Zelter; „es iſt ein ſehr hoffnungsvoller junger Mann, und es wäre ihm zu wünſchen, daß ſeine Anſtellung ihm für ſeine Kunſt mehr Zeit ließe." Goethe lobte gleichfalls ſein Talent. „Wir wollen ſehen", ſagte er, „wie er ſich entwickelt; ob er ſich bequemen mag, ſeinen Geſchmack zu reinigen und hin-

sichtlich der Form die anerkannt besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar sein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre."

Der kleine Walter kam gesprungen und machte sich an Zelter und seinen Großpapa mit vielen Fragen. „Wenn du kommst, unruhiger Geist", sagte Goethe, „so verdirbst du gleich jedes Gespräch." Uebrigens liebte er den Knaben und war unermüdet, ihm alles zu Willen zu thun.

Frau von Goethe und Fräulein Ulrike traten herein; auch der junge Goethe in Uniform und Degen, um an Hof zu gehen. Wir setzten uns zu Tisch. Fräulein Ulrike und Zelter waren besonders munter und neckten sich auf die anmuthigste Weise während der ganzen Tafel. Zelter's Person und Gegenwart that mir sehr wohl. Er war als ein glücklicher gesunder Mensch immer ganz dem Augenblick hingegeben, und es fehlte ihm nie am rechten Wort. Dabei war er voller Gutmüthigkeit und Behagen und so ungenirt, daß er alles herausſagen mochte und mitunter sogar sehr Derbes. Seine eigene geistige Freiheit theilte sich mit, sodaß alle beengende Rücksicht in seiner Nähe sehr bald wegfiel. Ich that im stillen den Wunsch, eine Zeit lang mit ihm zu leben, und bin gewiß, es würde mir gut thun.

Bald nach Tisch ging Zelter. Auf den Abend war er zur Großfürstin gebeten.

Donnerstag den 4. December 1823.

Diesen Morgen brachte mir Secretär Kräuter eine Einladung bei Goethe zu Tische. Dabei gab er mir von Goethe den Wink, Zeltern doch ein Exemplar meiner „Beiträge zur Poesie" zu verehren. Ich that so und brachte es ihm ins Wirthshaus. Zelter gab mir dagegen die „Gedichte" von Immermann. „Ich schenkte das Exemplar Ihnen gern", sagte er; „allein Sie sehen, der Verfasser hat es mir zugeschrieben, und so ist es mir ein werthes Andenken, das ich behalten muß."

Ich machte darauf mit Zelter vor Tiſche einen Spaziergang durch den Park nach Oberweimar. Bei manchen Stellen erinnerte er ſich früherer Zeiten und erzählte mir dabei viel von Schiller, Wieland und Herder, mit denen er ſehr befreundet geweſen, was er als einen hohen Gewinn ſeines Lebens ſchätzte.

Er ſprach darauf viel über Compoſition und recitirte dabei mehrere Lieder von Goethe. „Wenn ich ein Gedicht componiren will", ſagte er, „ſo ſuche ich zuvor in den Wortverſtand einzudringen und mir die Situation lebendig zu machen. Ich leſe es mir dann laut vor, bis ich es auswendig weiß, und ſo, indem ich es mir immer einmal wieder recitire, kommt die Melodie von ſelber."

Wind und Regen nöthigten uns, früher zurückzugehen als wir gern wollten. Ich begleitete ihn bis vor Goethe's Haus, wo er zu Frau von Goethe hinaufging, um mit ihr vor Tiſch noch einiges zu ſingen.

Darauf um zwei Uhr kam ich zu Tiſche. Ich fand Zelter bereits bei Goethe ſitzen und Kupferſtiche italieniſcher Gegenden betrachten. Frau von Goethe trat herein, und wir gingen zu Tiſche. Fräulein Ulrike war heute abweſend, desgleichen der junge Goethe, welcher blos hereinkam, um Guten Tag zu ſagen, und dann wieder an Hof ging.

Die Tiſchgeſpräche waren heute beſonders mannichfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, ſowol von Zelter als Goethe, welche alle dahin gingen, die Eigenſchaften ihres gemeinſchaftlichen Freundes Friedrich Auguſt Wolf zu Berlin ins Licht zu ſetzen. Dann ward über die Nibelungen viel geſprochen, dann über Lord Byron und ſeinen zu hoffenden Beſuch in Weimar, woran Frau von Goethe beſonders theilnahm. Das Rochusfeſt zu Bingen war ferner ein ſehr heiterer Gegenſtand, wobei Zelter ſich beſonders zwei ſchöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit ſich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken ſchien. Das geſellige Lied „Kriegsglück" von Goethe ward darauf ſehr heiter beſprochen. Zelter war unerſchöpflich in Anekdoten von bleſſirten Soldaten und ſchönen Frauen, welche alle dahin gingen, um die Wahrheit des

Gedichts zu beweiſen. Goethe ſelber ſagte, er habe nach ſolchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe alles in Weimar perſönlich erlebt. Frau von Goethe aber hielt immerwährend ein heiteres Widerſpiel, indem ſie nicht zugeben wollte, daß die Frauen ſo wären als das „garſtige" Gedicht ſie ſchildere.

Und ſo vergingen denn auch heute die Stunden bei Tiſche ſehr angenehm.

Als ich darauf ſpäter mit Goethe allein war, fragte er mich über Zelter. „Nun", ſagte er, „wie gefällt er Ihnen?" Ich ſprach über das durchaus Wohlthätige ſeiner Perſönlichkeit. „Er kann", fügte Goethe hinzu, „bei der erſten Bekanntſchaft etwas ſehr derb, ja mitunter ſogar etwas roh erſcheinen. Allein das iſt nur äußerlich. Ich kenne kaum jemand, der zugleich ſo zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergeſſen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beiſammen, daß man mit der Delicateſſe nicht weit reicht, ſondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſein muß, um ſich über Waſſer zu halten."

1824.

Dienstag den 27. Januar 1824.

Goethe ſprach mit mir über die Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte, mit deren Ausarbeitung er ſich gegenwärtig beſchäftigt. Es kam zur Erwähnung, daß dieſe Epoche ſeines ſpätern Lebens nicht die Ausführlichkeit des Details haben könne wie die Jugendepoche von „Wahrheit und Dichtung".

„Ich muß", ſagte Goethe, „dieſe ſpätern Jahre mehr als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Thätigkeit zur Erſcheinung kommen. Ueberhaupt iſt die bedeutendſte Epoche eines Individuums die der Entwickelung, welche ſich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von «Wahrheit und Dichtung» abſchließt. Später beginnt der Conflict mit der Welt, und dieſer hat nur inſofern Intereſſe als etwas dabei herauskommt.

„Und dann, das Leben eines deutſchen Gelehrten, was iſt es? Was in meinem Falle daran etwa Gutes ſein möchte, iſt nicht mitzutheilen, und das Mittheilbare iſt nicht der Mühe werth. Und wo ſind denn die Zuhörer, denen man mit einigem Behagen erzählen möchte?

„Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke, und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig ſind, die mit mir jung waren, ſo fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. Sowie man ankommt, ſchließt man Bekanntſchaften und Freundſchaften mit ſolchen, die ſchon eine Zeit lang dort waren und die in den nächſten Wochen wieder abgehen. Der Verluſt iſt ſchmerzlich. Nun hält man ſich an die zweite Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und ſich auf das innigſte

verbindet. Aber auch dieſe geht und läßt uns einſam mit der dritten, die nahe vor unſerer Abreiſe ankommt und mit der man auch gar nichts zu thun hat.

„Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünfundſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben ſein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit geſagt iſt. Der Anſprüche an meine Thätigkeit, ſowol von außen als innen, waren zu viele.

„Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war dieſes durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber ſollte ſich bald nach meinem «Götz» und «Werther» an mir das Wort eines Weiſen bewähren, welcher ſagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe gethan habe, ſo wiſſe ſie dafür zu ſorgen, daß man es nicht zum zweiten mal thue.

„Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben ſind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer ſchweige. Dieſes würde nun in der That ein ſehr ſchlechter Spaß ſein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die andern denken, aber ſie nicht, wie ich."

Sonntag den 15. Februar 1824.

Heute vor Tiſch hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen laſſen. Ich fand ihn frühſtückend, als ich zu ihm ins Zimmer trat; er ſchien ſehr heiterer Stimmung.

„Ich habe einen angenehmen Beſuch gehabt", ſagte er mir freudig entgegen; „ein ſehr hoffnungsvoller junger Mann, Meyer aus Weſtfalen, iſt vorhin bei mir geweſen. Er hat Gedichte gemacht, die ſehr viel erwarten laſſen. Er iſt erſt achtzehn Jahre alt und ſchon unglaublich weit.

„Ich freue mich", ſagte Goethe darauf lachend, „daß ich jetzt nicht achtzehn Jahre alt bin. Als ich achtzehn war, war Deutſchland auch erſt achtzehn, da ließ ſich noch etwas machen; aber jetzt wird unglaublich viel gefordert, und es ſind alle Wege verrannt.

„Deutſchland ſelbſt ſteht in allen Fächern ſo hoch, daß wir kaum alles überſehen können, und nun ſollen wir noch Griechen und Lateiner ſein, und Engländer und Franzoſen dazu! Ja obendrein hat man die Verrücktheit, auch nach dem Orient zu weiſen, und da muß denn ein junger Menſch ganz confus werden.

„Ich habe ihm zum Troſt meine koloſſale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bei den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er iſt ein prächtiger junger Menſch! Wenn er ſich vor Zerſplitterung in Acht nimmt, ſo kann etwas aus ihm werden.

„Aber, wie geſagt, ich danke dem Himmel, daß ich jetzt, in dieſer durchaus gemachten Zeit, nicht jung bin. Ich würde nicht zu bleiben wiſſen. Ja ſelbſt wenn ich nach Amerika flüchten wollte, ich käme zu ſpät, denn auch dort wäre es ſchon zu helle."

Sonntag den 22. Februar 1824.

Zu Tiſche mit Goethe und ſeinem Sohn, welcher letztere uns manches heitere Geſchichtchen aus ſeiner Studentenzeit, namentlich aus ſeinem Aufenthalt in Heidelberg erzählte. Er hatte mit ſeinen Freunden in den Ferien manchen Ausflug am Rhein gemacht, wo ihm beſonders ein Wirth in gutem Andenken geblieben war, bei dem er einſt mit zehn andern Studenten übernachtet, und welcher unentgeltlich den Wein

hergegeben, blos damit er einmal seine Freude an einem sogenannten Commers haben möge.

Nach Tische legte Goethe uns colorirte Zeichnungen italienischer Gegenden vor, besonders des nördlichen Italien mit den Gebirgen der angrenzenden Schweiz und dem Lago-Maggiore. Die Borromäischen Inseln spiegelten sich im Wasser, man sah am Ufer Fahrzeuge und Fischergeräth, wobei Goethe bemerklich machte, daß dies der See aus seinen „Wanderjahren" sei. Nordwestlich, in der Richtung nach dem Monte-Rosa, stand das den See begrenzende Vorgebirge in dunkeln blauschwarzen Massen, so wie es kurz nach Sonnenuntergang zu sein pflegt.

Ich machte die Bemerkung, daß mir, als einem in der Ebene Geborenen, die düstere Erhabenheit solcher Massen ein unheimliches Gefühl errege, und daß ich keineswegs Lust verspüre, in solchen Schluchten zu wandern.

„Dieses Gefühl", sagte Goethe, „ist in der Ordnung. Denn im Grunde ist dem Menschen nur der Zustand gemäß, worin und wofür er geboren worden. Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause. Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, erst in spätern Jahren, wo ich die Gebirge blos in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen."

Wir besahen darauf eine große Folge von Kupferstichen nach Gemälden neuer Künstler aus einer französischen Galerie. Die Erfindung in diesen Bildern war fast durchgehends schwach, sodaß wir unter vierzig Stücken kaum vier bis fünf gute fanden. Diese guten waren: ein Mädchen, das sich einen Liebesbrief schreiben läßt; eine Frau in einem maison à vendre, das niemand kaufen will; ein Fischfang; Musikanten vor einem Muttergottesbilde. Auch eine Landschaft in Pouſſin's Manier war nicht übel, wobei Goethe sich folgendermaßen äußerte: „Solche Künstler", sagte er, „haben den allgemeinen Begriff von Pouſſin's Landschaften aufgefaßt, und mit diesem Begriff wirken sie fort. Man kann ihre Bilder nicht gut und nicht schlecht nennen. Sie sind nicht

ſchlecht, weil überall ein tüchtiges Muſter hindurchblickt; aber man kann ſie nicht gut heißen, weil den Künſtlern gewöhnlich Pouſſin's große Perſönlichkeit fehlt. Es iſt unter den Poeten nicht anders, und es gibt deren, die ſich z. B. in Shakſpeare's großer Manier ſehr unzulänglich ausnehmen würden."

Zum Schluß Rauch's Modell zu Goethe's Statue, für Frankfurt beſtimmt, lange betrachtet und beſprochen.

Dienstag den 24. Februar 1824.

Heute um ein Uhr zu Goethe. Er legte mir Manuſcripte vor, die er für das erſte Heft des fünften Bandes von „Kunſt und Alterthum" dictirt hatte. Zu meiner Beurtheilung des deutſchen „Paria" fand ich von ihm einen Anhang gemacht, ſowol in Bezug auf das franzöſiſche Trauerſpiel als ſeine eigene lyriſche Trilogie, wodurch denn dieſer Gegenſtand gewiſſermaßen in ſich geſchloſſen war.

„Es iſt gut", ſagte Goethe, „daß Sie bei Gelegenheit Ihrer Recenſion ſich die indiſchen Zuſtände zu eigen gemacht haben; denn wir behalten von unſern Studien am Ende doch nur das, was wir praktiſch anwenden."

Ich gab ihm recht und ſagte, daß ich bei meinem Aufenthalt auf der Akademie dieſe Erfahrung gemacht, indem ich von den Vorträgen der Lehrer nur das behalten, zu deſſen Anwendung eine praktiſche Richtung in mir gelegen; dagegen hätte ich alles, was nicht ſpäter bei mir zur Ausübung gekommen, durchaus vergeſſen. „Ich habe", ſagte ich, „bei Heeren alte und neue Geſchichte gehört, aber ich weiß davon kein Wort mehr. Würde ich aber jetzt einen Punkt der Geſchichte in der Abſicht ſtudiren, um ihn etwa dramatiſch darzuſtellen, ſo würde ich ſolche Studien mir ſicher für immer zu eigen machen."

„Ueberall", ſagte Goethe, „treibt man auf Akademien viel zu viel und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bei weitem über die Bedürfniſſe der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie

und Botanik als zur Arzneikunde gehörig vorgetragen, und der Mediciner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediciner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das eine wird über das andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnt daher alle zerstreuende Anforderungen ab und beschränkt sich auf Ein Fach und wird tüchtig in Einem."

Darauf zeigte mir Goethe eine kurze Kritik, die er über Byron's „Kain" geschrieben und die ich mit großem Interesse las.

„Man sieht", sagte er, „wie einem freien Geiste wie Byron die Unzulänglichkeit der kirchlichen Dogmen zu schaffen gemacht, und wie er sich durch ein solches Stück von einer ihm aufgedrungenen Lehre zu befreien gesucht. Die englische Geistlichkeit wird es ihm freilich nicht Dank wissen; mich soll aber wundern, ob er nicht in Darstellung nachbarlicher biblischer Gegenstände fortschreiten wird, und ob er sich ein Sujet wie den Untergang von Sodom und Gomorrha wird entgehen lassen."

Nach diesen literarischen Betrachtungen lenkte Goethe mein Interesse auf die bildende Kunst, indem er mir einen antiken geschnittenen Stein zeigte, von welchem er schon tags vorher mit Bewunderung gesprochen. Ich war entzückt bei der Betrachtung der Naivetät des dargestellten Gegenstandes. Ich sah einen Mann, der ein schweres Gefäß von der Schulter genommen, um einen Knaben daraus trinken zu lassen. Diesem aber ist es noch nicht bequem, noch nicht mundrecht genug, das Getränk will nicht fließen, und indem er seine beiden Händchen an das Gefäß legt, blickt er zu dem Manne hinauf und scheint ihn zu bitten, es noch ein wenig zu neigen.

„Nun, wie gefällt Ihnen das?" sagte Goethe. „Wir Neuern", fuhr er fort, „fühlen wol die große Schönheit eines solchen rein natürlichen, rein naiven Motivs, wir haben auch wol die Kenntniß und den Begriff, wie es zu machen wäre;

allein wir machen es nicht, der Verstand herrscht vor, und es fehlt immer diese entzückende Anmuth."

Wir betrachteten darauf eine Medaille von Brandt in Berlin, den jungen Theseus darstellend, wie er die Waffen seines Vaters unter dem Steine hervornimmt. Die Stellung der Figur hatte viel Löbliches, jedoch vermißten wir eine genugsame Anstrengung der Glieder gegen die Last des Steins. Auch erschien es keineswegs gut gedacht, daß der Jüngling schon in der einen Hand die Waffen hält, während er noch mit der andern den Stein hebt; denn nach der Natur der Sache wird er zuerst den schweren Stein zur Seite werfen und dann die Waffen aufnehmen. „Dagegen", sagte Goethe, „will ich Ihnen eine antike Gemme zeigen, worauf derselbe Gegenstand von einem Alten behandelt ist."

Er ließ von Stadelmann einen Kasten herbeiholen, worin sich einige hundert Abdrücke antiker Gemmen fanden, die er bei Gelegenheit seiner italienischen Reise sich aus Rom mitgebracht. Da sah ich nun denselbigen Gegenstand von einem alten Griechen behandelt, und zwar wie anders! Der Jüngling stemmt sich mit aller Anstrengung gegen den Stein, auch ist er einer solchen Last gewachsen, denn man sieht das Gewicht schon überwunden und den Stein bereits zu dem Punkt gehoben, um sehr bald zur Seite geworfen zu werden. Seine ganze Körperkraft wendet der junge Held gegen die schwere Masse, und nur seine Blicke richtet er niederwärts auf die unten vor ihm liegenden Waffen.

Wir freuten uns der großen Naturwahrheit dieser Behandlung.

„Meyer pflegt immer zu sagen", fiel Goethe lachend ein, „wenn nur das Denken nicht so schwer wäre! — Das Schlimme aber ist", fuhr er heiter fort, „daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig sein, sodaß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns dastehen und uns zurufen: da sind wir!"

Mittwoch den 25. Februar 1824.

Goethe zeigte mir heute zwei höchſt merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade ſittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch ſo ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unſittlich zu nennen pflegt, weshalb er ſie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte.

„Könnten Geiſt und höhere Bildung", ſagte er, „ein Gemeingut werden, ſo hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr ſein und brauchte ſich nicht zu ſcheuen, das Beſte zu ſagen. So aber muß er ſich immer in einem gewiſſen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß ſeine Werke in die Hände einer gemiſchten Welt kommen, und er hat daher Urſache, ſich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menſchen durch eine zu große Offenheit kein Aergerniß gebe. Und dann iſt die Zeit ein wunderlich Ding. Sie iſt ein Tyrann, der ſeine Launen hat und der zu dem, was einer ſagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Geſicht macht. Was den alten Griechen zu ſagen erlaubt war, will uns zu ſagen nicht mehr anſtehen, und was Shakſpeare's kräftigen Mitmenſchen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, ſodaß in der neueſten Zeit ein Family-Shakspeare ein gefühltes Bedürfniß wird."

„Auch liegt ſehr vieles in der Form", fügte ich hinzu. „Das eine jener beiden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückſtoßendes. Einzelne Motive ſind allerdings an ſich widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze ſo viel Großheit und Würde, daß es uns wird als hörten wir einen kräftigen Alten und als wären wir in die Zeit griechiſcher Heroen zurückverſetzt. Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meiſter Arioſt, iſt weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unſere Gegenwart hereintritt, erſcheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegener."

„Sie haben recht", sagte Goethe, „es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner «Römischen Elegien» in den Ton und die Versart von Byron's «Don Juan» übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen."

Die französischen Zeitungen wurden gebracht. Der beendigte Feldzug der Franzosen in Spanien unter dem Herzog von Angoulême hatte für Goethe großes Interesse. „Ich muß die Bourbons wegen dieses Schrittes durchaus loben", sagte er, „denn erst hierdurch gewinnen sie ihren Thron, indem sie die Armee gewinnen. Und das ist erreicht. Der Soldat kehrt mit Treue für seinen König zurück, denn er hat aus seinen eigenen Siegen sowie aus den Niederlagen der vielköpfig befehligten Spanier die Ueberzeugung gewonnen, was für ein Unterschied es sei, einem Einzelnen gehorchen oder Vielen. Die Armee hat den alten Ruhm behauptet, und an den Tag gelegt, daß sie fortwährend in sich selber brav sei und daß sie auch ohne Napoleon zu siegen vermöge."

Goethe wendete darauf seine Gedanken in der Geschichte rückwärts und sprach sehr viel über die preußische Armee im Siebenjährigen Kriege, die durch Friedrich den Großen an ein beständiges Siegen gewöhnt und dadurch verwöhnt worden, sodaß sie in späterer Zeit aus zu großem Selbstvertrauen so viele Schlachten verloren. Alle einzelnen Details waren ihm gegenwärtig, und ich hatte sein glückliches Gedächtniß zu bewundern.

„Ich habe den großen Vortheil", fuhr er fort, „daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, sodaß ich vom Siebenjährigen Kriege, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der Französischen Revolution, und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz andern Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden

und die ſich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müſſen, die ſie nicht verſtehen.

„Was uns die nächſten Jahre bringen werden, iſt durchaus nicht vorherzuſagen; doch ich fürchte, wir kommen ſo bald nicht zur Ruhe. Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden: den Großen nicht, daß kein Misbrauch der Gewalt ſtattfinde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmählicher Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtande ſich begnüge. Könnte man die Menſchheit vollkommen machen, ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig herüber- und hinüberſchwanken, der eine Theil wird leiden, während der andere ſich wohlbefindet, Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.

„Das Vernünftigſte iſt immer, daß jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das ſeinige zu thun. Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürſt wiſſe zu regieren. Denn dies iſt auch ein Metier, das gelernt ſein will, und das ſich niemand anmaßen ſoll, der es nicht verſteht.“

Goethe kam darauf wieder auf die franzöſiſchen Zeitungen. „Die Liberalen“, ſagte er, „mögen reden, denn wenn ſie vernünftig ſind, hört man ihnen gern zu; allein den Royaliſten, in deren Händen die ausübende Gewalt iſt, ſteht das Reden ſchlecht, ſie müſſen handeln. Mögen ſie Truppen marſchiren laſſen, und köpfen und hängen, das iſt recht; allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten ſie reden.

„In dem, was ich ſelber zu thun und zu treiben hatte“, fuhr Goethe fort, „habe ich mich immer als Royaliſt behauptet. Die andern habe ich ſchwatzen laſſen, und ich habe gethan was ich für gut fand. Ich überſah meine Sache und wußte wohin ich wollte. Hatte ich als einzelner einen Fehler begangen, ſo konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreien und mehrern begangen, ſo wäre ein

Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter vielen ist zu vielerlei Meinung."

Darauf bei Tische war Goethe von der heitersten Laune. Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spiegel, worein er sehr schöne Verse geschrieben. Es war ein Platz für ihn zwei Jahre lang offen gelassen, und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes Versprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau von Spiegel gelesen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobei ich auf manchen bedeutenden Namen stieß. Gleich auf der nächsten Seite stand ein Gedicht von Tiedge, ganz in der Gesinnung und dem Tone seiner „Urania" geschrieben. „In einer Anwandlung von Verwegenheit", sagte Goethe, „war ich im Begriff einige Verse darunterzusetzen; es freut mich aber, daß ich es unterlassen, denn es ist nicht das erste mal, daß ich durch rückhaltslose Aeußerungen gute Menschen zurückgestoßen und die Wirkung meiner besten Sachen verdorben habe.

„Indessen", fuhr Goethe fort, „habe ich von Tiedge's «Urania» nicht wenig auszustehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts gesungen und nichts declamirt wurde als die «Urania». Wo man hinkam, fand man die «Urania» auf allen Tischen; die «Urania» und die Unsterblichkeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im stillen, aber er hat nicht Ursache sich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedge's «Urania» indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen eine gewisse Aristokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinirte. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf

dieſes Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn ſonſt würde meine Plage erſt recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und ſagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergeſagt? Iſt es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende ſein.

„Die Beſchäftigung mit Unſterblichkeitsideen", fuhr Goethe fort, „iſt für vornehme Stände und beſonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Menſch aber, der ſchon hier etwas Ordentliches zu ſein gedenkt und der daher täglich zu ſtreben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf ſich beruhen und iſt thätig und nützlich in dieſer. Ferner ſind Unſterblichkeitsgedanken für ſolche, die in Hinſicht auf Glück hier nicht zum beſten weggekommen ſind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein beſſeres Geſchick hätte, ſo hätte er auch beſſere Gedanken."

Donnerstag den 26. Februar 1824.

Mit Goethe zu Tiſche. — Nachdem gegeſſen und abgeräumt war, ließ er durch Stadelmann große Portefeuilles mit Kupferſtichen herbeiſchleppen. Auf den Mappen hatte ſich einiger Staub geſammelt, und da keine paſſenden Tücher zum Abwiſchen in der Nähe waren, ſo ward Goethe unwillig und ſchalt ſeinen Diener. „Ich erinnere dich zum letzten mal", ſagte er, „denn gehſt du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, ſo gehe ich morgen ſelbſt, und du ſollſt ſehen, daß ich Wort halte!" Stadelmann ging.

„Ich hatte einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauſpieler Becker", fuhr Goethe gegen mich heiter fort, „der ſich weigerte, einen Reiter im «Wallenſtein» zu ſpielen. Ich ließ ihm aber ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo würde ich ſie ſelber ſpielen. Das wirkte. Denn ſie kannten

mich beim Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu thun."

„Und würden Sie im Ernſt die Rolle geſpielt haben?" fragte ich.

„Ja", ſagte Goethe, „ich hätte ſie geſpielt und würde den Herrn Becker heruntergeſpielt haben, denn ich kannte die Rolle beſſer als er."

Wir öffneten darauf die Mappen und ſchritten zur Betrachtung der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hierbei in Bezug auf mich ſehr ſorgfältig, und ich fühle, daß es ſeine Abſicht iſt, mich in der Kunſtbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einſicht zu bringen. Nur das in ſeiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und macht mir des Künſtlers Intention und Verdienſt deutlich, damit ich erreichen möge, die Gedanken der Beſten nachzudenken und den Beſten gleich zu empfinden. „Dadurch", ſagte er heute, „bildet ſich das, was wir Geſchmack nennen. Denn den Geſchmack kann man nicht am Mittelgut bilden, ſondern nur am Allervorzüglichſten. Ich zeige Ihnen daher nur das Beſte; und wenn Sie ſich darin befeſtigen, ſo haben Sie einen Maßſtab für das übrige, das Sie nicht überſchätzen, aber doch ſchätzen werden. Und ich zeige Ihnen das Beſte in jeder Gattung, damit Sie ſehen, daß keine Gattung geringzuachten, ſondern daß jede erfreulich iſt, ſobald ein großes Talent darin den Gipfel erreichte. Dieſes Bild eines franzöſiſchen Künſtlers z. B. iſt galant wie kein anderes und daher ein Muſterſtück ſeiner Art."

Goethe reichte mir das Blatt, und ich ſah es mit Freuden. In einem reizenden Zimmer eines Sommerpalais, wo man durch offene Fenſter und Thüren die Ausſicht in den Garten hat, ſieht man eine Gruppe der anmuthigſten Perſonen. Eine ſitzende ſchöne Frau von etwa dreißig Jahren hält ein Notenbuch, woraus ſie ſoeben geſungen zu haben ſcheint. Etwas tiefer, an ihrer Seite ſitzend, lehnt ſich ein junges Mädchen von etwa funfzehn. Rückwärts am offenen Fenſter ſteht eine andere junge Dame, ſie hält eine Laute und ſcheint noch Töne zu greifen. In dieſem Augenblick iſt ein junger

Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen sich richten; er scheint die musikalische Unterhaltung unterbrochen zu haben, und indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen steht, macht er den Eindruck, als sagte er entschuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.

„Das, dächte ich", sagte Goethe, „wäre so galant wie irgendein Stück von Calderon, und Sie haben nun in dieser Art das Vorzüglichste gesehen. Was aber sagen Sie hierzu?"

Mit diesen Worten reichte er mir einige radirte Blätter des berühmten Thiermalers Roos, lauter Schafe, und diese Thiere in allen ihren Lagen und Zuständen. Das Einfältige der Physiognomien, das Häßliche, Struppige der Haare, alles mit der äußersten Wahrheit, als wäre es die Natur selber.

„Mir wird immer bange", sagte Goethe, „wenn ich diese Thiere ansehe. Das Beschränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zustandes zieht mich in das Mitgefühl desselben hinein; man fürchtet, zum Thier zu werden, und möchte fast glauben, der Künstler sei selber eins gewesen. Auf jeden Fall bleibt es im hohen Grade erstaunenswürdig, wie er sich in die Seelen dieser Geschöpfe hat hineindenken und hineinempfinden können, um den innern Charakter in der äußern Hülle mit solcher Wahrheit durchblicken zu lassen. Man sieht aber, was ein großes Talent machen kann, wenn es bei Gegenständen bleibt, die seiner Natur analog sind."

„Hat denn dieser Künstler", sagte ich, „nicht auch Hunde, Katzen und Raubthiere mit einer ähnlichen Wahrheit gebildet? Ja hat er, bei der großen Gabe sich in einen fremden Zustand hineinzufühlen, nicht auch menschliche Charaktere mit einer gleichen Treue behandelt?"

„Nein", sagte Goethe, „alles das lag außer seinem Kreise; dagegen die frommen grasfressenden Thiere, wie Schafe, Ziegen, Kühe und dergleichen, ward er nicht müde ewig zu wiederholen; dies war seines Talents eigentliche Region, aus der er auch zeitlebens nicht herausging. Und daran that er wohl. Das Mitgefühl der Zustände dieser Thiere war ihm angeboren, die Kenntniß ihres Psycholo-

gischen war ihm gegeben, und so hatte er denn auch für deren Körperliches ein so glückliches Auge. Andere Geschöpfe dagegen waren ihm vielleicht nicht so durchsichtig, und es fehlte ihm daher zu ihrer Darstellung sowol Beruf als Trieb."

Durch diese Aeußerung Goethe's ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er mir vor einiger Zeit gesagt, daß dem echten Dichter die Kenntniß der Welt angeboren sei, und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. „Ich schrieb meinen «Götz von Berlichingen»", sagte er, „als junger Mensch von zweiundzwanzig und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntniß mannichfaltiger menschlicher Zustände durch Anticipation besitzen.

„Ueberhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt so war wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen. Ja ich möchte sagen: hätte ich mit Darstellung der Welt so lange gewartet, bis ich sie kannte, so wäre meine Darstellung Persiflage geworden."

„Es liegt in den Charakteren", sagte er ein andermal, „eine gewisse Nothwendigkeit, eine gewisse Consequenz, vermöge welcher bei diesem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewisse secundäre Züge stattfinden. Dieses lehrt die Empirie genugsam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntniß davon angeboren sein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung sich vereinige, will ich nicht untersuchen; aber so viel weiß ich: wenn ich jemand eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden lassen."

So hatte Goethe von Lord Byron gesagt, daß ihm die Welt durchsichtig sei, und daß ihm ihre Darstellung durch Anticipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel, ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete thierische Natur darzustellen, indem seine Individualität mir zu gewaltsam erscheine, um sich solchen Gegenständen mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieses zu und erwiderte, daß die

Anticipation ſich überall nur ſo weit erſtrecke, als die Gegenſtände dem Talent analog ſeien, und wir wurden einig, daß in dem Verhältniß, wie die Anticipation beſchränkt oder umfaſſend ſei, das darſtellende Talent ſelbſt von größerm oder geringerm Umfange befunden werde.

„Wenn Euer Excellenz behaupten", ſagte ich darauf, „daß dem Dichter die Welt angeboren ſei, ſo haben Sie wol nur die Welt des Innern dabei im Sinne, aber nicht die empiriſche Welt der Erſcheinung und Convenienz; und wenn alſo dem Dichter eine wahre Darſtellung derſelben gelingen ſoll, ſo muß doch wol die Erforſchung des Wirklichen hinzukommen?"

„Allerdings", erwiderte Goethe, „es iſt ſo. Die Region der Liebe, des Haſſes, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie die Zuſtände und Leidenſchaften der Seele heißen, iſt dem Dichter angeboren, und ihre Darſtellung gelingt ihm. Es iſt aber nicht angeboren, wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiſerkrönung verfährt; und um nicht gegen die Wahrheit ſolcher Dinge zu verſtoßen, muß der Dichter ſie aus Erfahrung oder Ueberlieferung ſich aneignen. So konnte ich im «Fauſt» den düſtern Zuſtand des Lebensüberdruſſes im Helden ſowie die Liebesempfindungen Gretchen's recht gut durch Anticipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu ſagen:

Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des ſpäten Monds mit feuchter Glut heran —

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur."

„Es iſt aber", ſagte ich, „im ganzen «Fauſt» keine Zeile, die nicht von ſorgfältiger Durchforſchung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als ſei Ihnen das alles, ohne die reichſte Erfahrung, nur ſo geſchenkt worden."

„Mag ſein", antwortete Goethe; „allein hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit ſehenden Augen blind geblieben, und alle Erforſchung und Erfahrung wäre nichts geweſen als ein ganz todtes vergebliches Bemühen. Das Licht iſt da, und die

Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen."

Sonnabend den 28. Februar 1824.

„Es gibt vortreffliche Menschen", sagte Goethe, „die nichts aus dem Stegreife, nichts obenhin zu thun vermögen, sondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenstände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man selten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünscht; allein auf diesem Wege wird das Höchste geleistet."

Ich brachte das Gespräch auf Ramberg. „Das ist freilich ein Künstler ganz anderer Art", sagte Goethe, „ein höchst erfreuliches Talent, und zwar ein improvisirendes, das nicht seinesgleichen hat. Er verlangte einst in Dresden von mir eine Aufgabe. Ich gab ihm den Agamemnon, wie er, von Troja in seine Heimat zurückkehrend, vom Wagen steigt, und wie es ihm unheimlich wird, die Schwelle seines Hauses zu betreten. Sie werden zugeben, daß dies ein Gegenstand der allerschwierigsten Sorte ist, der bei einem andern Künstler die reiflichste Ueberlegung würde erfordert haben. Ich hatte aber kaum das Wort ausgesprochen, als Ramberg schon an zu zeichnen fing, und zwar mußte ich bewundern, wie er den Gegenstand sogleich richtig auffaßte. Ich kann nicht leugnen, ich möchte einige Blätter von Ramberg's Hand besitzen."

Wir sprachen sodann über andere Künstler, die in ihren Werken leichtsinnig verfahren und zuletzt in Manier zu Grunde gehen.

„Die Manier", sagt Goethe, „will immer fertig sein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung. Roos ist unermüdlich in emsiger Zeichnung der Haare und Wolle seiner Ziegen und Schafe, und man sieht an dem unendlichen Detail, daß er während der Arbeit die reinste Seligkeit genoß und nicht daran dachte, fertig zu werden.

„Geringern Talenten genügt nicht die Kunst als solche; sie haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Augen, den sie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bei so weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zu Stande kommen.“

Sonntag den 29. Februar 1824.

Ich ging um zwölf Uhr zu Goethe, der mich vor Tische zu einer Spazierfahrt hatte einladen lassen. Ich fand ihn frühstückend, als ich zu ihm hereintrat, und setzte mich ihm gegenüber, indem ich das Gespräch auf die Arbeiten brachte, die uns gemeinschaftlich in Bezug auf die neue Ausgabe seiner Werke beschäftigen. Ich redete ihm zu, sowol seine „Götter, Helden und Wieland“ als auch seine „Briefe des Pastors“ in diese neue Edition mit aufzunehmen.

„Ich habe“, sagte Goethe, „auf meinem jetzigen Standpunkte über jene jugendlichen Productionen eigentlich kein Urtheil. Da mögt ihr Jüngern entscheiden. Ich will indeß jene Anfänge nicht schelten; ich war freilich noch dunkel und strebte in bewußtlosem Drange vor mir hin, aber ich hatte ein Gefühl des Rechten, eine Wünschelruthe, die mir anzeigte, wo Gold war.“

Ich machte bemerklich, daß dieses bei jedem großen Talent der Fall sein müsse, indem es sonst bei seinem Erwachen in der gemischten Welt nicht das Rechte ergreifen und das Verkehrte vermeiden würde.

Es war indeß angespannt, und wir fuhren den Weg nach Jena hinaus. Wir sprachen verschiedene Dinge, Goethe erwähnte die neuen französischen Zeitungen.

„Die Constitution in Frankreich“, sagte er, „bei einem Volke, das so viele verdorbene Elemente in sich hat, ruht auf ganz anderm Fundamente als die in England. Es ist in Frankreich alles durch Bestechungen zu erreichen, ja die ganze Französische Revolution ist durch Bestechungen geleitet worden.“

Darauf erzählte mir Goethe die Nachricht von dem Tode Engen Napoleon's, Herzogs von Leuchtenberg, die dieſen Morgen eingegangen, welcher Fall ihn tief zu betrüben ſchien. „Er war einer von den großen Charakteren", ſagte Goethe, „die immer ſeltener werden, und die Welt iſt abermals um einen bedeutenden Menſchen ärmer. Ich kannte ihn perſönlich; noch vorigen Sommer war ich mit ihm in Marienbad zuſammen. Er war ein ſchöner Mann von etwa zweiundvierzig Jahren, aber er ſchien älter zu ſein, und das war kein Wunder, wenn man bedenkt, was er ausgeſtanden und wie in ſeinem Leben ſich ein Feldzug und eine große That auf die andere drängte. Er theilte mir in Marienbad einen Plan mit, über deſſen Ausführung er viel mit mir verhandelte. Er ging nämlich damit um, den Rhein mit der Donau durch einen Kanal zu vereinigen. Ein rieſenhaftes Unternehmen, wenn man die widerſtrebende Localität bedenkt. Aber jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erſchüttert hat, erſcheint nichts unmöglich. Karl der Große hatte ſchon denſelbigen Plan und ließ auch mit der Arbeit anfangen; allein das Unternehmen gerieth bald ins Stocken: der Sand wollte nicht Stich halten, die Erdmaſſen fielen von beiden Seiten immer wieder zuſammen."

Montag den 22. März 1824.

Mit Goethe vor Tiſche nach ſeinem Garten gefahren.

Die Lage dieſes Gartens, jenſeit der Ilm, in der Nähe des Parks, an dem weſtlichen Abhange eines Hügelzugs, hat etwas ſehr Trauliches. Vor Nord- und Oſtwinden geſchützt, iſt er den erwärmenden und belebenden Einwirkungen des ſüdlichen und weſtlichen Himmels offen, welches ihn beſonders im Herbſt und Frühling zu einem höchſt angenehmen Aufenthalte macht.

Der in nordweſtlicher Richtung liegenden Stadt iſt man ſo nahe, daß man in wenigen Minuten dort ſein kann, und doch, wenn man umherblickt, ſieht man nirgends ein Gebäude

oder eine Thurmſpitze ragen, die an eine ſolche ſtädtiſche Nähe erinnern könnte; die hohen dichten Bäume des Parks verhüllen alle Ausſicht nach jener Seite. Sie ziehen ſich links, nach Norden zu, unter dem Namen des Sterns ganz nahe an den Fahrweg heran, der unmittelbar vor dem Garten vorüberführt.

Gegen Weſten und Südweſten blickt man frei über eine geräumige Wieſe hin, durch welche in der Entfernung eines guten Pfeilſchuſſes die Ilm in ſtillen Windungen vorbeigeht. Jenſeit des Fluſſes erhebt ſich das Ufer gleichfalls hügelartig, an deſſen Abhängen und auf deſſen Höhe in den mannichfaltigen Laubſchattirungen hoher Erlen, Eſchen, Pappelweiden und Birken der ſich breit hinziehende Park grünt, indem er den Horizont gegen Mittag und Abend in erfreulicher Entfernung begrenzt.

Dieſe Anſicht des Parks über die Wieſe hin, beſonders im Sommer, gewährt den Eindruck als ſei man in der Nähe eines Waldes, der ſich ſtundenweit ausdehnt. Man denkt, es müſſe jeden Augenblick ein Hirſch, ein Reh auf die Wieſenfläche hervorkommen. Man fühlt ſich in den Frieden tiefer Natureinſamkeit verſetzt, denn die große Stille iſt oft durch nichts unterbrochen als durch die einſamen Töne der Amſel oder durch den pauſenweiſe abwechſelnden Geſang einer Walddroſſel.

Aus ſolchen Träumen gänzlicher Abgeſchiedenheit erweckt uns jedoch das gelegentliche Schlagen der Thurmuhr, das Geſchrei der Pfauen von der Höhe des Parks herüber, oder das Trommeln und Hörnerblaſen des Militärs der Kaſerne. Und zwar nicht unangenehm, denn es erwacht mit ſolchen Tönen das behagliche Nähegefühl der heimatlichen Stadt, von der man ſich meilenweit verſetzt glaubte.

Zu gewiſſen Tages- und Jahreszeiten ſind dieſe Wieſenflächen nichts weniger als einſam. Bald ſieht man Landleute, die nach Weimar zu Markt oder in Arbeit gehen und von dort zurückkommen, bald Spaziergänger aller Art längs den Krümmungen der Ilm, beſonders in der Richtung nach Oberweimar, das zu gewiſſen Tagen ein ſehr beſuchter Ort iſt. Sodann die Zeit der Heuernte belebt dieſe Räume auf

das heiterſte. Hinterdrein ſieht man weidende Schafheerden, auch wol die ſtattlichen Schweizerkühe der nahen Oekonomie.

Heute jedoch war von allen dieſen die Sinne erquickenden Sommererſcheinungen noch keine Spur. Auf den Wieſen waren kaum einige grünende Stellen ſichtbar, die Bäume des Parks ſtanden noch in braunen Zweigen und Knospen; doch verkündigte der Schlag der Finken ſowie der hin und wieder vernehmbare Geſang der Amſel und Droſſel das Herannahen des Frühlings.

Die Luft war ſommerartig, angenehm; es wehte ein ſehr linder Südweſtwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heitern Himmel herüber; ſehr hoch bemerkte man ſich auflöſende Cirrusſtreifen. Wir betrachteten die Wolken genau und ſahen, daß ſich die ziehenden geballten der untern Region gleichfalls auflöſten, woraus Goethe ſchloß, daß das Barometer im Steigen begriffen ſein müſſe.

Goethe ſprach darauf ſehr viel über das Steigen und Fallen des Barometers, welches er die Waſſerbejahung und Waſſerverneinung nannte. Er ſprach über das Ein- und Ausathmen der Erde nach ewigen Geſetzen, über eine mögliche Sündflut bei fortwährender Waſſerbejahung. Ferner: daß jeder Ort ſeine eigene Atmoſphäre habe, daß jedoch in den Barometerſtänden von Europa eine große Gleichheit ſtattfinde. Die Natur ſei incommenſurabel, und bei den großen Irregularitäten ſei es ſehr ſchwer, das Geſetzliche zu finden.

Während er mich ſo über höhere Dinge belehrte, gingen wir in dem breiten Sandwege des Gartens auf und ab. Wir traten in die Nähe des Hauſes, das er ſeinem Diener aufzuſchließen befahl, um mir ſpäter das Innere zu zeigen. Die weißabgetünchten Außenſeiten ſah ich ganz mit Roſenſtöcken umgeben, die, von Spalieren gehalten, ſich bis zum Dache hinaufgerankt hatten. Ich ging um das Haus herum und bemerkte zu meinem beſondern Intereſſe an den Wänden in den Zweigen des Roſengebüſches eine große Zahl mannichfaltiger Vogelneſter, die ſich vom vorigen Sommer her erhalten hatten und jetzt bei mangelndem Laube den Blicken freiſtanden, beſonders Neſter der Hänflinge und verſchiedener Art Grasmücken, wie ſie höher oder niedriger zu bauen Neigung haben.

Goethe führte mich darauf in das Innere des Hauſes, das ich vorigen Sommer zu ſehen verſäumt hatte. Unten fand ich nur ein wohnbares Zimmer, an deſſen Wänden einige Karten und Kupferſtiche hingen, desgleichen ein farbiges Porträt Goethe's in Lebensgröße, und zwar von Meyer gemalt bald nach der Zurückkunft beider Freunde aus Italien. Goethe erſcheint hier im kräftigen mittlern Mannesalter, ſehr braun und etwas ſtark. Der Ausdruck des wenig belebten Geſichts iſt ſehr ernſt; man glaubt einen Mann zu ſehen, dem die Laſt künftiger Thaten auf der Seele liegt.

Wir gingen die Treppe hinauf in die obern Zimmer; ich fand deren drei und ein Cabinetchen, aber alle ſehr klein und ohne eigentliche Bequemlichkeit. Goethe ſagte, daß er in frühern Jahren hier eine ganze Zeit mit Freuden gewohnt und ſehr ruhig gearbeitet habe.

Die Temperatur dieſer Zimmer war etwas kühl, und wir trachteten wieder nach der milden Wärme im Freien. In dem Hauptwege in der Mittagsſonne auf- und abgehend, kam das Geſpräch auf die neueſte Literatur, auf Schelling und unter andern auch auf einige neue Schauſpiele von Platen.

Bald jedoch kehrte unſere Aufmerkſamkeit auf die uns umgebende nächſte Natur zurück. Die Kaiſerkronen und Lilien ſproßten ſchon mächtig, auch kamen die Malven zu beiden Seiten des Weges ſchon grünend hervor.

Der obere Theil des Gartens, am Abhange des Hügels, liegt als Wieſe mit einzelnen zerſtreut ſtehenden Obſtbäumen. Wege ſchlängeln ſich hinauf, längs der Höhe hin und wieder herunter, welches einige Neigung in mir erregte, mich oben umzuſehen. Goethe ſchritt, dieſe Wege hinanſteigend, mir raſch voran, und ich freute mich über ſeine Rüſtigkeit.

Oben an der Hecke fanden wir eine Pfauhenne, die vom fürſtlichen Park herübergekommen zu ſein ſchien; wobei Goethe mir ſagte, daß er in Sommertagen die Pfauen durch ein beliebtes Futter herüberzulocken und herzugewöhnen pflege.

An der andern Seite den ſich ſchlängelnden Weg herabkommend, fand ich von Gebüſch umgeben einen Stein mit den eingehauenen Verſen des bekannten Gedichts:

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten —

und ich hatte das Gefühl, daß ich mich an einer classischen Stelle befinde.

Ganz nahe dabei kamen wir auf eine Baumgruppe halbwüchsiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen. Unter den Tannen fand ich ein herabgeworfenes Gewölle eines Raubvogels; ich zeigte es Goethen, der mir erwiderte, daß er dergleichen an dieser Stelle häufig gefunden, woraus ich schloß, daß diese Tannen ein beliebter Aufenthalt einiger Eulen sein mögen, die in dieser Gegend häufig gefunden werden.

Wir traten um die Baumgruppe herum und befanden uns wieder an dem Hauptwege in der Nähe des Hauses. Die soeben umschrittenen Eichen, Tannen, Birken und Buchen, wie sie untermischt stehen, bilden hier einen Halbkreis, den innern Raum grottenartig überwölbend, worin wir uns auf kleinen Stühlen setzten, die einen runden Tisch umgaben. Die Sonne war so mächtig, daß der geringe Schatten dieser blätterlosen Bäume bereits als eine Wohlthat empfunden ward. „Bei großer Sommerhitze", sagte Goethe, „weiß ich keine bessere Zuflucht als diese Stelle. Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, ich habe die Freude gehabt, sie heranwachsen zu sehen, und genieße nun schon seit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieser Eichen und Buchen ist der mächtigsten Sonne undurchdringlich; ich sitze hier gern an warmen Sommertagen nach Tische, wo denn auf diesen Wiesen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrscht, von der die Alten sagen würden: daß der Pan schlafe."

Indessen hörten wir es in der Stadt zwei Uhr schlagen und fuhren zurück.

Dienstag den 30. März 1824.

Abends bei Goethe. Ich war allein mit ihm. Wir sprachen vielerlei und tranken eine Flasche Wein dazu. Wir sprachen über das französische Theater im Gegensatze zum deutschen.

„Es wird schwer halten", sagte Goethe, „daß das deutsche Publikum zu einer Art von reinem Urtheil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar ist uns besonders hinderlich, daß auf unsern Bühnen alles durcheinander gegeben wird. An derselbigen Stelle, wo wir gestern den «Hamlet» sahen, sehen wir heute den «Staberle», und wo uns morgen die «Zauberflöte» entzückt, sollen wir übermorgen an den Späßen des «Neuen Sonntagskindes» Gefallen finden. Dadurch entsteht beim Publikum eine Confusion im Urtheil, eine Vermengung der verschiedenen Gattungen, die es nie gehörig schätzen und begreifen lernt. Und dann hat jeder seine individuellen Forderungen und seine persönlichen Wünsche, mit denen er sich wieder nach der Stelle wendet, wo er sie realisirt fand. An demselbigen Baume, wo er heute Feigen gepflückt, will er sie morgen wieder pflücken, und er würde ein sehr verdrießliches Gesicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachsen wären. Ist aber jemand Freund von Schlehen, der wendet sich an die Dornen.

„Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück blos für Männer zu geben. Allein dies setzte eine sehr große Residenz voraus und war in unsern kleinen Verhältnissen nicht zu realisiren."

Wir sprachen über die Stücke von Iffland und Kotzebue, die Goethe in ihrer Art sehr hoch schätzte. „Eben aus dem gedachten Fehler", sagte er, „daß niemand die Gattungen gehörig unterscheidet, sind die Stücke jener Männer oft sehr ungerechterweise getadelt worden. Man kann aber lange warten, ehe ein paar so populäre Talente wiederkommen."

Ich lobte Iffland's „Hagestolzen", die mir von der Bühne herunter sehr wohl gefallen hatten. „Es ist ohne Frage Iffland's bestes Stück", sagte Goethe; „es ist das einzige, wo er aus der Prosa ins Ideelle geht."

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortsetzung der „Hagestolzen" gemacht, aber nicht geschrieben, sondern blos gesprächsweise gemacht. Goethe

entwickelte mir die Handlung Scene für Scene; es war sehr artig und heiter, und ich hatte daran große Freude.

Goethe sprach darauf über einige neue Schauspiele von Platen. „Man sieht", sagte er, „an diesen Stücken die Einwirkung Calderon's. Sie sind durchaus geistreich und in gewisser Hinsicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein specifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehalts. Sie sind nicht der Art, um im Gemüth des Lesers ein tiefes und nachwirkendes Interesse zu erregen, vielmehr berühren sie die Saiten unsers Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der auf dem Wasser schwimmend keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche sehr leicht getragen wird.

„Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platen's sehr tüchtigem Charakter, allein das kommt, wahrscheinlich aus einer abweichenden Kunstansicht, hier nicht zur Erscheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geist, treffenden Witz und sehr viele künstlerische Vollendung; allein damit ist es, besonders bei uns Deutschen, nicht gethan.

„Ueberhaupt, der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents. Napoleon sagte von Corneille: «S'il vivait, je le ferais Prince» — und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von diesem sagte er es nicht. Deshalb steht auch der Lafontaine bei den Franzosen in so hoher Achtung, nicht seines poetischen Verdienstes wegen, sondern wegen der Großheit seines Charakters, der aus seinen Schriften hervorgeht."

Wir kamen sodann auf die „Wahlverwandtschaften" zu reden, und Goethe erzählte mir von einem durchreisenden Engländer, der sich scheiden lassen wolle, wenn er nach England zurückkäme. Er lachte über solche Thorheit und erwähnte mehrere Beispiele von Geschiedenen, die nachher doch nicht hätten voneinander lassen können.

„Der selige Reinhard in Dresden", sagte er, „wunderte

sich oft über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke."

Diese Aeußerung Goethe's war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil sie ganz entschieden an den Tag legt, wie er es mit jenem so oft gemisdeuteten Romane eigentlich gemeint hat.

Wir sprachen darauf über Tieck und dessen persönliche Stellung zu Goethe.

„Ich bin Tieck herzlich gut", sagte Goethe, „und er ist auch im ganzen sehr gut gegen mich gesinnt; allein es ist in seinem Verhältniß zu mir doch etwas, wie es nicht sein sollte. Und zwar bin ich daran nicht schuld, und er ist es auch nicht, sondern es hat seine Ursachen anderer Art.

„Als nämlich die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten sie sich nach einem Talent umsehen, das sie mir entgegenstellten. Ein solches fanden sie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genugsam bedeutend erscheine, so mußten sie mehr aus ihm machen, als er war. Dieses schadete unserm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es sich eigentlich bewußt zu werden, in eine schiefe Stellung.

„Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakspeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe."

Goethe war diesen Abend besonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuscript ungedruckter Gedichte herbei, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art, ihm zuzuhören, denn nicht allein daß die originelle Kraft und Frische der Gedichte mich in hohem Grade anregte, sondern Goethe zeigte sich auch beim Vorlesen von

einer mir bisher unbekannten, höchst bedeutenden Seite. Welche Mannichfaltigkeit und Kraft der Stimme! Welcher Ausdruck und welches Leben des großen Gesichts voller Falten! Und welche Augen!

Mittwoch den 14. April 1824.

Um ein Uhr mit Goethe spazieren gefahren. Wir sprachen über den Stil verschiedener Schriftsteller.

„Den Deutschen", sagte Goethe, „ist im ganzen die philosophische Speculation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen blos aufs Praktische gehen, schreiben am besten. So ist Schiller's Stil am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophirt, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen, mit denen ich mich gerade beschäftige.

„Gleicherweise gibt es unter deutschen Frauenzimmern geniale Wesen, die einen ganz vortrefflichen Stil schreiben, sodaß sie sogar manche unserer gepriesenen Schriftsteller darin übertreffen.

„Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktische, auf das Reale gerichtete Menschen.

„Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmuthig, um ihm zu gefallen.

„Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern: will jemand einen *klaren* Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will jemand einen *großartigen* Stil schreiben, so *habe* er einen großartigen Charakter."

Goethe ſprach darauf über ſeine Gegner, und daß dieſes Geſchlecht nie ausſterbe. „Ihre Zahl iſt Legion", ſagte er, „doch iſt es nicht unmöglich, ſie einigermaßen zu klaſſificiren.

„Zuerſt nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es ſind ſolche, die mich nicht verſtanden und die mich tadelten ohne mich zu kennen. Dieſe anſehnliche Maſſe hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es ſoll ihnen verziehen ſein, denn ſie wußten nicht was ſie thaten.

„Eine zweite große Menge bilden ſodann meine Neider. Dieſe Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gern vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, ſo würden ſie aufhören.

„Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Succes meine Gegner geworden. Es ſind begabte Talente darunter, allein ſie können mir nicht verzeihen, daß ich ſie verdunkele.

„Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Menſch bin und als ſolcher menſchliche Fehler und Schwächen habe, ſo können auch meine Schriften davon nicht frei ſein. Da es mir aber mit meiner Bildung Ernſt war und ich an meiner Veredlung unabläſſig arbeitete, ſo war ich im beſtändigen Fortſtreben begriffen, und es ereignete ſich oft, daß ſie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längſt abgelegt hatte. Dieſe Guten haben mich am wenigſten verletzt; ſie ſchoſſen nach mir, wenn ich ſchon meilenweit von ihnen entfernt war. Ueberhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte ſogleich an etwas Neues.

„Eine fernere große Maſſe zeigte ſich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweiſe und verſchiedenen Anſichten. Man ſagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden: und ſo möchten ſich auch unter tauſend Menſchen kaum zwei finden, die in ihrer Geſinnungs- und Denkungsweiſe vollkommen harmoniren. Setze ich dieſes voraus, ſo ſollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widerſacher ſo groß iſt, als vielmehr darüber, daß ich noch

so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich von mir ab, denn sie war ganz in subjectiver Richtung begriffen, während ich in meinem objectiven Bestreben im Nachtheile und völlig allein stand.

„Schiller hatte in dieser Hinsicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einst nicht undeutlich zu verstehen, ich möchte es doch machen wie Schiller. Darauf setzte ich ihm Schiller's Verdienste erst recht auseinander, denn ich kannte sie doch besser als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig fort, ohne mich um den Succeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich so wenige Notiz als möglich."

Wir fuhren zurück und waren darauf bei Tische sehr heiter. Frau von Goethe erzählte viel von Berlin, woher sie vor kurzem gekommen; sie sprach mit besonderer Wärme von der Herzogin von Cumberland, die ihr viel Freundliches erwiesen. Goethe erinnerte sich dieser Fürstin, die als sehr junge Prinzeß eine Zeit lang bei seiner Mutter gewohnt, mit besonderer Neigung.

Abends hatte ich bei Goethe einen musikalischen Kunstgenuß bedeutender Art, indem ich den „Messias" von Händel theilweise vortragen hörte, wozu einige treffliche Sänger sich unter Eberwein's Leitung vereinigt hatten. Auch Gräfin Karoline von Egloffstein, Fräulein von Froriep, sowie Frau von Pogwisch und Frau von Goethe hatten sich den Sängerinnen angeschlossen und wirkten dadurch zur Erfüllung eines lange gehegten Wunsches von Goethe auf das freundlichste mit.

Goethe, in einiger Ferne sitzend im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend, voll Bewunderung des großartigen Werks.

Montag den 19. April 1824.

Der größte Philologe unserer Zeit, Friedrich August Wolf aus Berlin, ist hier, auf seiner Durchreise nach dem südlichen Frankreich begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren

heute ein Diner, wobei von weimarischen Freunden Generalsuperintendent Röhr, Kanzler von Müller, Oberbaudirector Coudray, Professor Riemer und Hofrath Rehbein außer mir anwesend waren. Ueber Tische ging es äußerst heiter zu: Wolf gab manchen geistreichen Einfall zum besten; Goethe, in der anmuthigsten Laune, spielte immer den Gegner. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen", sagte Goethe mir später, „als daß ich immer als Mephistopheles gegen ihn agire. Auch geht er sonst mit seinen innern Schätzen nicht hervor."

Die geistreichen Scherze über Tische waren zu flüchtig und zu sehr die Frucht des Augenblicks, als daß man sich ihrer hätte bemächtigen können. Wolf war in witzigen und schlagenden Antworten und Wendungen sehr groß, doch kam es mir vor als ob Goethe dennoch eine gewisse Superiorität über ihn behauptet hätte.

Die Stunden bei Tische entschwanden wie mit Flügeln, und es war sechs Uhr geworden, ehe man es sich versah. Ich ging mit dem jungen Goethe ins Theater, wo man die „Zauberflöte" gab. Später sah ich auch Wolf in der Loge mit dem Großherzog Karl August.

Wolf blieb bis zum 25. in Weimar, wo er in das südliche Frankreich abreiste. Der Zustand seiner Gesundheit war der Art, daß Goethe die innigste Besorgniß über ihn nicht verhehlte.

Sonntag den 2. Mai 1824.

Goethe machte mir Vorwürfe, daß ich eine hiesige angesehene Familie nicht besucht. „Sie hätten", sagte er, „im Laufe des Winters dort manchen genußreichen Abend verleben, auch die Bekanntschaft manches bedeutenden Fremden dort machen können; das ist Ihnen nun, Gott weiß durch welche Grille, alles verloren gegangen."

„Bei meiner erregbaren Natur", antwortete ich, „und bei meiner Disposition, vielseitig Interesse zu nehmen und in fremde Zustände einzugehen, hätte mir nichts lästiger und verderblicher sein können als eine zu große Fülle neuer Eindrücke. Ich bin nicht zu Gesellschaften erzogen und nicht darin hergekommen. Meine frühern Lebenszustände waren der Art, daß es mir ist als hätte ich erst seit der kurzen Zeit zu leben angefangen, die ich in Ihrer Nähe bin. Nun ist mir alles neu. Jeder Theaterabend, jede Unterredung mit Ihnen macht in meinem Innern Epoche. Was an anders cultivirten und anders gewöhnten Personen gleichgültig vorübergeht, ist bei mir im höchsten Grade wirksam; und da die Begier mich zu belehren groß ist, so ergreift meine Seele alles mit einer gewissen Energie und saugt daraus so viele Nahrung als möglich. Bei solcher Lage meines Innern hatte ich daher im Laufe des letzten Winters am Theater und dem Verkehr mit Ihnen vollkommen genug, und ich hätte mich nicht neuen Bekanntschaften und anderm Umgange hingeben können, ohne mich im Innersten zu zerstören."

„Ihr seid ein wunderlicher Christ", sagte Goethe lachend; „thut was Ihr wollt, ich will Euch gewähren lassen."

„Und dann", fuhr ich fort, „trage ich in die Gesellschaft gewöhnlich meine persönlichen Neigungen und Abneigungen und ein gewisses Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden. Ich suche eine Persönlichkeit, die meiner eigenen Natur gemäß sei; dieser möchte ich mich gern hingeben und mit den andern nichts zu thun haben."

„Diese Ihre Naturtendenz", erwiderte Goethe, „ist freilich nicht geselliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unsere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen! Es ist eine große Thorheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmoniren sollen. Ich habe es nie gethan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein

entſteht die Kenntniß mannichfaltiger Charaktere ſowie die nöthige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerſtrebenden Naturen muß man ſich zuſammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verſchiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, ſodaß man ſich denn bald jedem Vis-à-vis gewachſen fühlt. So ſollen Sie es auch machen. Sie haben dazu mehr Anlage, als Sie ſelber glauben; und das hilft nun einmal nichts, Sie müſſen in die große Welt hinein, Sie mögen ſich ſtellen wie Sie wollen."

Ich merkte mir dieſe guten Worte und nahm mir vor, ſoviel wie möglich danach zu handeln.

Gegen Abend hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen laſſen. Unſer Weg ging durch Oberweimar über die Hügel, wo man gegen Weſten die Anſicht des Parks hat. Die Bäume blühten, die Birken waren ſchon belaubt und die Wieſen durchaus ein grüner Teppich, über welche die ſinkende Sonne herſtreifte. Wir ſuchten maleriſche Gruppen und konnten die Augen nicht genug aufthun. Es ward bemerkt, daß weißblühende Bäume nicht zu malen, weil ſie kein Bild machen, ſowie daß grünende Birken nicht im Vordergrunde eines Bildes zu gebrauchen, indem das ſchwache Laub dem weißen Stamme nicht das Gleichgewicht zu halten vermöge; es bilde keine großen Partien, die man durch mächtige Licht- und Schattenmaſſen herausheben könne. „Ruysdael", ſagte Goethe, „hat daher nie belaubte Birken in den Vordergrund geſtellt, ſondern bloße Birkenſtämme, abgebrochene, die kein Laub haben. Ein ſolcher Stamm paßt vortrefflich in den Vordergrund, denn ſeine helle Geſtalt tritt auf das mächtigſte heraus."

Wir ſprachen ſodann, nach flüchtiger Berührung anderer Gegenſtände, über die falſche Tendenz ſolcher Künſtler, welche die Religion zur Kunſt machen wollen, während ihnen die Kunſt Religion ſein ſollte. „Die Religion", ſagte Goethe, „ſteht in demſelbigen Verhältniß zur Kunſt wie jedes andere höhere Lebensintereſſe auch. Sie iſt blos als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebensſtoffen gleiche Rechte hat. Auch ſind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe,

mit welchen ein Kunstwerk aufzufassen ist, vielmehr gehören dazu ganz andere menschliche Kräfte und Fähigkeiten. Die Kunst aber soll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir sie auffassen; thut sie das nicht, so verfehlt sie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns vorüber. Ein religiöser Stoff kann indeß gleichfalls ein guter Gegenstand für die Kunst sein, jedoch nur in dem Falle, wenn er allgemein menschlich ist. Deshalb ist eine Jungfrau mit dem Kinde ein durchaus guter Gegenstand, der hundertmal behandelt worden und immer gern wieder gesehen wird."

Wir waren indeß um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in Gedanken verloren, dann sprach er zu mir die Worte eines Alten:

Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.

„Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist", fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die blos unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Die Sonne war indeß hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir spürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren desto rascher in Weimar hinein und an seinem Hause vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinaufzukommen, welches ich that. Er war in äußerst guter, liebenswürdiger Stimmung. Er sprach darauf besonders viel über die Farbenlehre, über seine verstockten Gegner, und daß er das Bewußtsein habe, in dieser Wissenschaft etwas geleistet zu haben.

„Um Epoche in der Welt zu machen", sagte er bei dieser Gelegenheit, „dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens daß man ein guter Kopf sei, und zweitens daß man

eine große Erbschaft thue. Napoleon erbte die Französische Revolution, Friedrich der Große den Schlesischen Krieg, Luther die Finsterniß der Pfaffen, und mir ist der Irrthum der Newton'schen Lehre zutheil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen."

Goethe hatte mir heute früh ein Convolut Papiere in Bezug auf das Theater zugesendet; besonders fand ich darin zerstreute einzelne Bemerkungen, die Regeln und Studien enthaltend, die er mit Wolff und Grüner durchgemacht, um sie zu tüchtigen Schauspielern zu bilden. Ich fand diese Einzelheiten von Bedeutung und für junge Schauspieler in hohem Grade lehrreich, weshalb ich mir vornahm, sie zusammenzustellen und daraus eine Art von Theaterkatechismus zu bilden. Goethe billigte dieses Vorhaben, und wir sprachen die Angelegenheit weiter durch. Dies gab Veranlassung, einiger bedeutender Schauspieler zu gedenken, die aus seiner Schule hervorgegangen, und ich fragte bei dieser Gelegenheit unter andern auch nach der Frau von Heigendorf. „Ich mag auf sie gewirkt haben", sagte Goethe, „allein meine eigentliche Schülerin ist sie nicht. Sie war auf den Bretern wie geboren und gleich in allem sicher und entschieden, gewandt und fertig wie die Ente auf dem Wasser. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, sie that instinctmäßig das Rechte, vielleicht ohne es selber zu wissen."

Wir sprachen darauf über die manchen Jahre seiner Theaterleitung, und welche unendliche Zeit er damit für sein schriftstellerisches Wirken verloren. „Freilich", sagte Goethe, „ich hätte indeß manches gute Stück schreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln."

Donnerstag den 6. Mai 1824.

Als ich im vorigen Sommer nach Weimar kam, war es, wie gesagt, nicht meine Absicht, hier zu bleiben, ich wollte vielmehr blos Goethe's persönliche Bekanntschaft machen und dann an den Rhein gehen, wo ich an einem passenden Orte längere Zeit zu verweilen gedachte.

Gleichwol ward ich in Weimar durch Goethe's besonderes Wohlwollen gefesselt; auch gestaltete sich mein Verhältniß zu ihm immer mehr zu einem praktischen, indem er mich immer tiefer in sein Interesse zog und mir als Vorbereitung einer vollständigen Ausgabe seiner Werke manche nicht unwichtige Arbeit übertrug.

So stellte ich im Laufe dieses Winters unter anderm verschiedene Abtheilungen „Zahmer Xenien" aus den confusesten Convoluten zusammen, redigirte einen Band neuer Gedichte sowie den erwähnten Theaterkatechismus und eine skizzirte Abhandlung über den Dilettantismus in den verschiedenen Künsten.

Jener Vorsatz, den Rhein zu sehen, war indeß in mir beständig wach geblieben, und damit ich nicht ferner den Stachel einer unbefriedigten Sehnsucht in mir tragen möchte, so rieth Goethe selber dazu, einige Monate dieses Sommers auf einen Besuch jener Gegenden zu verwenden.

Es war jedoch sein ganz entschiedener Wunsch, daß ich nach Weimar zurückkehren möchte. Er führte an, daß es nicht gut sei, kaum geknüpfte Verhältnisse wieder zu zerreißen, und daß alles im Leben, wenn es gedeihen wolle, eine Folge haben müsse. Er ließ dabei nicht undeutlich merken, daß er mich in Verbindung mit Riemer dazu ausersehen, ihn nicht allein bei der bevorstehenden neuen Ausgabe seiner Werke thätigst zu unterstützen, sondern auch jenes Geschäft mit gedachtem Freunde allein zu übernehmen, im Fall er bei seinem hohen Alter abgerufen werden sollte.

Er zeigte mir diesen Morgen große Convolute seiner Correspondenz, die er im sogenannten Büstenzimmer hatte auseinanderlegen lassen. „Es sind dies alle Briefe", sagte er, „die seit Anno 1780 von den bedeutendsten Männern

der Nation an mich eingegangen; es steckt darin ein wahrer Schatz von Ideen, und es soll ihre öffentliche Mittheilung Euch künftig vorbehalten sein. Ich lasse jetzt einen Schrank machen, wohinein diese Briefe nebst meinem übrigen literarischen Nachlasse gelegt werden. Das sollen Sie erst alles in Ordnung und beieinander sehen, bevor Sie Ihre Reise antreten, damit ich ruhig sei und eine Sorge weniger habe."

Er eröffnete mir sodann, daß er diesen Sommer Marienbad abermals zu besuchen gedenke, daß er jedoch erst Ende Juli gehen könne, wovon er mir alle Gründe zutraulich entdeckte. Er äußerte den Wunsch, daß ich noch vor seiner Abreise zurück sein möchte, um mich vorher noch zu sprechen.

Ich besuchte darauf nach einigen Wochen meine Lieben zu Hannover, verweilte dann während der Monate Juni und Juli am Rhein, wo ich, besonders zu Frankfurt, Heidelberg und Bonn, unter Goethe's Freunden manche werthe Bekanntschaft machte.

Dienstag den 10. August 1824.

Seit etwa acht Tagen bin ich von meiner Rheinreise zurück. Goethe äußerte bei meiner Ankunft eine lebhafte Freude, und ich meinerseits war nicht weniger glücklich, wieder bei ihm zu sein. Er hatte sehr viel zu reden und mitzutheilen, sodaß ich die ersten Tage wenig von seiner Seite kam. Seine frühere Absicht, nach Marienbad zu gehen, hat er aufgegeben, er will diesen Sommer gar keine Reise machen. „Nun, da Sie wieder hier sind", sagte er gestern, „kann es noch einen recht hübschen August für mich geben."

Vor einigen Tagen communicirte er mir die Anfänge einer Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung", ein auf Quartblättern geschriebenes Heft, kaum von der Stärke eines Fingers. Einiges ist ausgeführt, das meiste jedoch nur in Andeutungen enthalten. Doch ist bereits eine Abtheilung in

fünf Bücher gemacht, und die schematisirten Blätter sind so zusammengelegt, daß man bei einigem Studium den Inhalt des Ganzen wohl übersehen kann.

Das bereits Ausgeführte erscheint mir nun so vortrefflich und der Inhalt des Schematisirten von solcher Bedeutung, daß ich auf das lebhafteste bedauere, eine so viel Belehrung und Genuß versprechende Arbeit in Stocken gerathen zu sehen, und daß ich Goethe auf alle Weise zu einer baldigen Fortsetzung und Vollendung treiben werde.

Die Anlage des Ganzen hat sehr viel vom Roman. Zartes, anmuthiges, leidenschaftliches Liebesverhältniß, heiter im Entstehen, idyllisch im Fortgange, tragisch am Ende durch ein stillschweigendes gegenseitiges Entsagen, schlingt sich durch vier Bücher hindurch und verbindet diese zu einem wohlgeordneten Ganzen. Der Zauber von Lili's Wesen, im Detail geschildert, ist geeignet jeden Leser zu fesseln, sowie er den Liebenden selbst dergestalt in Banden hielt, daß er sich nur durch eine wiederholte Flucht zu retten im Stande war.

Die dargestellte Lebensepoche ist gleichfalls höchst romantischer Natur, oder sie wird es, indem sie sich an dem Hauptcharakter entwickelt. Von ganz besonderer Bedeutung und Wichtigkeit aber ist sie dadurch, daß sie, als Vorepoche der weimarischen Verhältnisse, für das ganze Leben entscheidet. Wenn also irgendein Abschnitt aus Goethe's Leben Interesse hat und den Wunsch einer detaillirten Darstellung rege macht, so ist es dieser.

Um nun bei Goethe für die unterbrochene und seit Jahren ruhende Arbeit neue Lust und Liebe zu erregen, habe ich diese Angelegenheit nicht allein sogleich mündlich mit ihm besprochen, sondern ich habe ihm auch heute folgende Notizen zugehen lassen, damit es ihm vor die Augen trete, was vollendet ist und welche Stellen noch einer Ausführung und anderweiten Anordnung bedürfen.

Erstes Buch.

Dieses Buch, welches der anfänglichen Absicht gemäß als fertig anzusehen ist, enthält eine Art von Exposition, indem namentlich darin der Wunsch nach Theilnahme an

Weltgeſchäften ausgeſprochen wird, auf deſſen Erfüllung das Ende der ganzen Epoche durch die Berufung nach Weimar abläuft. Damit es ſich aber dem Ganzen noch inniger anſchließen möge, ſo rathe ich, das durch die folgenden vier Bücher gehende Verhältniß zu Lili ſchon in dieſem erſten Buche anzuknüpfen und fortzuführen bis zu der Ausflucht nach Offenbach. Dadurch würde auch dieſes erſte Buch an Umfang und Bedeutung gewinnen und ein allzu ſtarkes Anwachſen des zweiten verhütet werden.

Zweites Buch.

Das idylliſche Leben zu Offenbach eröffnete ſodann dieſes zweite Buch und führte das glückliche Liebesverhältniß durch, bis es zuletzt einen bedenklichen, ernſten, ja tragiſchen Charakter anzunehmen beginnt. Hier iſt nun die Betrachtung ernſter Dinge, wie ſie das Schema in Bezug auf Stilling verſpricht, wohl am Platze, und es läßt ſich aus den nur mit wenigen Worten angedeuteten Intentionen auf viel Belehrendes von hoher Bedeutung ſchließen.

Drittes Buch.

Das dritte Buch, welches den Plan zu einer Fortſetzung des „Fauſt“ u. ſ. w. enthält, iſt als Epiſode zu betrachten, welche ſich durch den noch auszuführenden Verſuch der Trennung von Lili den übrigen Büchern gleichfalls anſchließt.

Ob nun dieſer Plan zu „Fauſt“ mitzutheilen oder zurückzuhalten ſein wird, dieſer Zweifel dürfte ſich dann beſeitigen laſſen, wenn man die bereits fertigen Bruchſtücke zur Prüfung vor Augen hat und erſt darüber klar iſt, ob man überall die Hoffnung einer Fortſetzung des „Fauſt“ aufgeben muß oder nicht.

Viertes Buch.

Das dritte Buch ſchlöſſe mit dem Verſuch einer Trennung von Lili. Dieſes vierte beginnt daher ſehr paſſend mit der Ankunft der Stolberge und Haugwitzens, wodurch die Schweizerreiſe und mithin die erſte Flucht von Lili motivirt wird. Das über dieſes Buch vorhandene ausführliche Schema

verspricht uns die interessantesten Dinge und erregt den Wunsch nach möglichst detaillirter Ausführung auf das lebendigste. Die immer wieder hervorbrechende, nicht zu unterdrückende Leidenschaft zu Lili durchwärmt auch dieses Buch mit der Glut jugendlicher Liebe und wirft auf den Zustand des Reisenden eine höchst eigene, angenehme, zauberische Beleuchtung.

Fünftes Buch.

Dieses schöne Buch ist gleichfalls beinahe vollendet. Fortgang und Ende, welche an das unerforschliche höchste Schicksalswesen hinanstreifen, ja es aussprechen, sind wenigstens als durchaus fertig anzusehen, und es bedarf nur noch mit wenigem der Einleitung, worüber ja auch bereits ein sehr klares Schema vorliegt. Die Ausführung dieses ist aber um so nothwendiger und wünschenswerther, als dadurch die weimarischen Verhältnisse zuerst zur Sprache kommen und das Interesse für sie zuerst rege gemacht wird.

Montag den 16. August 1824.

Der Verkehr mit Goethe war in diesen Tagen sehr reichhaltig, ich jedoch mit andern Dingen zu beschäftigt, als daß es mir möglich gewesen, etwas Bedeutendes aus der Fülle seiner Gespräche niederzuschreiben.

Nur folgende Einzelheiten finden sich in meinem Tagebuche notirt, wovon ich die Verbindung und die Anlässe vergessen, aus denen sie hervorgegangen:

„Menschen sind schwimmende Töpfe, die sich aneinander stoßen."

„Am Morgen sind wir am klügsten, aber auch am sorglichsten; denn auch die Sorge ist eine Klugheit, wiewol nur eine passive. Die Dummheit weiß von keiner Sorge."

„Man muß keine Jugendfehler ins Alter hineinnehmen, denn das Alter führt seine eigenen Mängel mit sich.“

„Das Hofleben gleicht einer Musik, wo jeder seine Takte und Pausen halten muß.“

„Die Hofleute müßten vor Langeweile umkommen, wenn sie ihre Zeit nicht durch Ceremonie auszufüllen wüßten.“

„Es ist nicht gut, einem Fürsten zu rathen, auch in der geringfügigsten Sache abzudanken.“

„Wer Schauspieler bilden will, muß unendliche Geduld haben.“

Dienstag den 9. November 1824.

Abends bei Goethe. Wir sprachen über Klopstock und Herder, und ich hörte ihm gern zu, wie er die großen Verdienste dieser Männer gegen mich auseinandersetzte.

„Unsere Literatur“, sagte er, „wäre ohne diese gewaltigen Vorgänger das nicht geworden, was sie jetzt ist. Mit ihrem Auftreten waren sie der Zeit voran und haben sie gleichsam nach sich gerissen; jetzt aber ist die Zeit *ihnen* vorangeeilt, und sie, die einst so nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört *Mittel* zu sein. Ein junger Mensch, der heutzutage seine Cultur aus Klopstock und Herder ziehen wollte, würde sehr zurückbleiben.“

Wir sprachen über Klopstock's „Messias“ und seine „Oden“ und gedachten ihrer Verdienste und Mängel. Wir waren einig, daß Klopstock zur Anschauung und Auffassung der sinnlichen Welt und Zeichnung von Charakteren keine

Richtung und Anlage gehabt, und daß ihm also das Wesentlichste zu einem epischen und dramatischen Dichter, ja man könnte sagen zu einem Dichter überhaupt, gefehlt habe.

„Mir fällt hier jene Ode ein", sagte Goethe, „wo er die deutsche Muse mit der britischen einen Wettlauf machen läßt; und in der That, wenn man bedenkt was es für ein Bild gibt, wenn die beiden Mädchen miteinander laufen und die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen, so muß man wol annehmen, der gute Klopstock habe nicht lebendig vor Augen gehabt und sich nicht sinnlich ausgebildet was er machte, denn sonst hätte er sich unmöglich so vergreifen können."

Ich fragte Goethe, wie er in der Jugend zu Klopstock gestanden, und wie er ihn in jener Zeit angesehen.

„Ich verehrte ihn", sagte Goethe, „mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie meinen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Wir kamen auf Herder zurück, und ich fragte Goethe, was er für das beste seiner Werke halte. „Seine «Ideen zur Geschichte der Menschheit»", antwortete Goethe, „sind unstreitig das vorzüglichste. Später warf er sich auf die negative Seite, und da war er nicht erfreulich."

„Bei der großen Bedeutung Herder's", versetzte ich, „kann ich nicht mit ihm vereinigen, wie er in gewissen Dingen so wenig Urtheil zu haben schien. Ich kann ihm z. B. nicht vergeben, daß er, zumal bei dem damaligen Stande der deutschen Literatur, das Manuscript des «Götz von Berlichingen» ohne Würdigung seines Guten mit spöttelnden Anmerkungen zurücksandte. Es mußte ihm doch für gewisse Gegenstände an allen Organen fehlen."

„In dieser Hinsicht war es arg mit Herder", erwiderte Goethe; „ja wenn er als Geist in diesem Augenblick hier gegenwärtig wäre", fügte er lebhaft hinzu, „er würde uns nicht verstehen."

„Dagegen muß ich den Merck loben", sagte ich, „daß er Sie trieb, den «Götz» drucken zu lassen."

„Das war freilich ein wunderlicher bedeutender Mensch", erwiderte Goethe. „«Laß das Zeug drucken!» sagte er; «es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken!» Er war nicht für das Umarbeiten, und er hatte recht; denn es wäre wol anders geworden, aber nicht besser."

Mittwoch den 24. November 1824.

Ich besuchte Goethe abends vor dem Theater und fand ihn sehr wohl und heiter. Er erkundigte sich nach den hier anwesenden jungen Engländern, und ich sagte ihm, daß ich die Absicht habe, mit Herrn Doolan eine deutsche Uebersetzung des Plutarch zu lesen. Dies führte das Gespräch auf die römische und griechische Geschichte, und Goethe äußerte sich darüber folgendermaßen:

„Die römische Geschichte", sagte er, „ist für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir sind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig Erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unserer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Alterthums völlig an die Seite zu setzen."

Das Gespräch wendete sich auf die neueste französische Literatur und der Franzosen täglich zunehmendes Interesse an deutschen Werken.

„Die Franzosen", sagte Goethe, „thun sehr wohl, daß

ſie anfangen unſere Schriftſteller zu ſtudiren und zu überſetzen; denn beſchränkt in der Form und beſchränkt in den Motiven wie ſie ſind, bleibt ihnen kein anderes Mittel, als ſich nach außen zu wenden. Man mag uns Deutſchen eine gewiſſe Formloſigkeit vorwerfen, allein wir ſind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theaterſtücke von Kotzebue und Iffland ſind ſo reich an Motiven, daß ſie ſehr lange daran werden zu pflücken haben, bis alles verbraucht ſein wird. Beſonders aber iſt ihnen unſere philoſophiſche Idealität willkommen; denn jedes Ideelle iſt dienlich zu revolutionären Zwecken.

„Die Franzoſen", fuhr Goethe fort, „haben Verſtand und Geiſt, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zugute kommen kann, iſt ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unſerer Verdienſte, ſondern nur wenn ſie durch unſere Anſichten ihre Partei verſtärken können."

Wir ſprachen darauf über unſere eigene Literatur, und was einigen unſerer neueſten jungen Dichter hinderlich.

„Der Mehrzahl unſerer jungen Poeten", ſagte Goethe, „fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjectivität nicht bedeutend iſt, und daß ſie im Objectiven den Stoff nicht zu finden wiſſen. Im höchſten Falle finden ſie einen Stoff, der ihnen ähnlich iſt, der ihrem Subjecte zuſagt; den Stoff aber um ſein ſelbſt willen, weil er ein poetiſcher iſt, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subject widerwärtig wäre, daran iſt nicht zu denken.

„Aber, wie geſagt, wären es nur bedeutende Perſonnagen, die durch große Studien und Lebensverhältniſſe gebildet würden, ſo möchte es, wenigſtens um unſere jungen Dichter lyriſcher Art, dennoch ſehr gut ſtehen."

Freitag den 3. December 1824.

Es war mir in dieſen Tagen ein Antrag zugekommen, für ein engliſches Journal unter ſehr vortheilhaften Bedin-

gungen monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deutſcher Literatur einzuſenden. Ich war ſehr geneigt, das Anerbieten anzunehmen, doch dachte ich, es wäre vielleicht gut, die Angelegenheit zuvor mit Goethe zu bereden.

Ich ging deshalb dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens zu ihm. Er ſaß bei herabgelaſſenen Rouleaux vor einem großen Tiſch, auf welchem geſpeiſt worden und wo zwei Lichter brannten, die zugleich ſein Geſicht und eine koloſſale Büſte beleuchteten, die vor ihm auf dem Tiſche ſtand und mit deren Betrachtung er ſich beſchäftigte. „Nun", ſagte Goethe, nachdem er mich freundlich begrüßt, auf die Büſte deutend, „wer iſt das?" — „Ein Poet, und zwar ein Italiener ſcheint es zu ſein", ſagte ich. „Es iſt Dante", ſagte Goethe. „Er iſt gut gemacht, es iſt ein ſchöner Kopf, aber er iſt doch nicht ganz erfreulich. Er iſt ſchon alt, gebeugt, verdrießlich, die Züge ſchlaff und herabgezogen, als wenn er eben aus der Hölle käme. Ich beſitze eine Medaille, die bei ſeinen Lebzeiten gemacht worden, da iſt alles bei weitem ſchöner." Goethe ſtand auf und holte die Medaille. „Sehen Sie, was hier die Naſe für Kraft hat, wie die Oberlippe ſo kräftig aufſchwillt, und das Kinn ſo ſtrebend iſt und mit den Knochen der Kinnlade ſo ſchön zuſammenfließt! Die Partie um die Augen, die Stirn iſt in dieſem koloſſalen Bilde faſt dieſelbige geblieben, alles übrige iſt ſchwächer und älter. Doch damit will ich das neue Werk nicht ſchelten, das im ganzen ſehr verdienſtlich und ſehr zu loben iſt."

Goethe erkundigte ſich ſodann, wie ich in dieſen Tagen gelebt, und was ich gedacht und getrieben. Ich ſagte ihm, daß mir eine Aufforderung zugekommen, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen für ein engliſches Journal monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deutſcher ſchöner Proſa einzureichen, und daß ich ſehr geneigt ſei, das Anerbieten anzunehmen.

Goethe's Geſicht, das bisher ſo freundlich geweſen, zog ſich bei dieſen Worten ganz verdrießlich, und ich konnte in jeder ſeiner Mienen die Misbilligung meines Vorhabens leſen.

„Ich wollte", ſagte er, „Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelaſſen. Was wollen Sie ſich mit Dingen befaſſen,

die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider sind? Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat seinen Werth und seinen Curs, aber um jedes zu würdigen, muß man den Curs kennen. Mit der Literatur ist es nicht anders. Sie wissen wol die Metalle zu schätzen, aber nicht das Papiergeld, Sie sind darin nicht hergekommen, und da wird Ihre Kritik ungerecht sein und Sie werden die Sachen vernichten. Wollen Sie aber gerecht sein und jedes in seiner Art anerkennen und gelten lassen, so müssen Sie sich zuvor mit unserer mittlern Literatur ins Gleichgewicht setzen und sich zu keinen geringen Studien bequemen. Sie müssen zurückgehen und sehen, was die Schlegel gewollt und geleistet, und dann alle neuesten Autoren: Franz Horn, Hoffmann, Clauren u. s. w., alle müssen Sie lesen. Und das ist nicht genug. Auch alle Zeitschriften, vom «Morgenblatt» bis zur «Abendzeitung», müssen Sie halten, damit Sie von allem Neuhervortretenden sogleich in Kenntniß sind, und damit verderben Sie Ihre schönsten Stunden und Tage. Und dann, alle neuen Bücher, die Sie einigermaßen gründlich anzeigen wollen, müssen Sie doch auch nicht blos durchblättern, sondern sogar studiren. Wie würde Ihnen das munden! Und endlich, wenn Sie das Schlechte schlecht finden, dürfen Sie es nicht einmal sagen, wenn Sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, mit aller Welt in Krieg zu gerathen.

„Nein, wie gesagt, schreiben Sie das Anerbieten ab, es liegt nicht in Ihrem Wege. Ueberhaupt hüten Sie sich vor Zersplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zusammen. Wäre ich vor dreißig Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den «Horen» und «Musenalmanachen» nicht für Zeit verschwendet! Gerade in diesen Tagen, bei Durchsicht unserer Briefe ist mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns misbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folge waren. Das Talent glaubt freilich, es könne das auch, was es andere Leute thun sieht; allein es ist nicht so, und es wird seine faux-frais bereuen. Was

haben wir davon, wenn unsere Haare auf eine Nacht gewickelt sind? Wir haben Papier in den Haaren, das ist alles, und am andern Abend sind sie doch wieder schlicht.

„Es kommt darauf an", fuhr Goethe fort, „daß Sie sich ein Kapital bilden, das nie ausgeht. Dieses werden Sie erlangen in dem begonnenen Studium der englischen Sprache und Literatur. Halten Sie sich dazu und benutzen Sie die treffliche Gelegenheit der jungen Engländer zu jeder Stunde. Die alten Sprachen sind Ihnen in der Jugend größtentheils entgangen, deshalb suchen Sie in der Literatur einer so tüchtigen Nation wie die Engländer einen Halt! Zudem ist ja unsere eigene Literatur größtentheils aus der ihrigen hergekommen. Unsere Romane, unsere Trauerspiele, woher haben wir sie denn als von Goldsmith, Fielding und Shakspeare? Und noch heutzutage, wo wollen Sie denn in Deutschland drei literarische Helden finden, die dem Lord Byron, Moore und Walter Scott an die Seite zu setzen wären? Also noch einmal, befestigen Sie sich im Englischen, halten Sie Ihre Kräfte zu etwas Tüchtigem zusammen, und lassen Sie alles fahren, was für Sie keine Folge hat und Ihnen nicht gemäß ist!"

Ich freute mich, daß ich Goethe zu reden gebracht, und war in meinem Innern vollkommen beruhigt und entschlossen, nach seinem Rath in alle Wege zu handeln.

Herr Kanzler von Müller ließ sich melden und setzte sich zu uns. Und so kam das Gespräch wieder auf die vor uns stehende Büste des Dante und dessen Leben und Werke. Besonders ward der Dunkelheit jener Dichtungen gedacht, wie seine eigenen Landsleute ihn nie verstanden, und daß es einem Ausländer um so mehr unmöglich sei, solche Finsternisse zu durchdringen. „Ihnen", wendete sich Goethe freundlich zu mir, „soll das Studium dieses Dichters von Ihrem Beichtvater hiermit durchaus verboten sein."

Goethe bemerkte ferner, daß der schwere Reim an jener Unverständlichkeit vorzüglich mit schuld sei. Uebrigens sprach Goethe von Dante mit aller Ehrfurcht, wobei es mir merkwürdig war, daß ihm das Wort Talent nicht genügte, sondern daß er ihn eine Natur nannte, als womit er ein

Umfassenderes, Ahnungsvolleres, tiefer und weiter um sich Blickendes ausdrücken zu wollen schien.

Donnerstag den 9. December 1824.

Ich ging gegen Abend zu Goethe. Er reichte mir freundlich die Hand entgegen und begrüßte mich mit dem Lobe meines Gedichts zu Schellhorn's Jubiläum. Ich brachte ihm dagegen die Nachricht, daß ich geschrieben und das englische Anerbieten abgelehnt habe.

„Gottlob", sagte er, „daß Sie wieder frei und in Ruhe sind. Nun will ich Sie gleich noch vor etwas warnen. Es werden die Componisten kommen und eine Oper haben wollen; aber da seien Sie gleichfalls nur standhaft und lehnen Sie ab, denn das ist auch eine Sache, die zu nichts führt und womit man seine Zeit verdirbt."

Goethe erzählte mir darauf, daß er dem Verfasser des „Paria" durch Nees von Esenbeck den Komödienzettel nach Bonn geschickt habe, woraus der Dichter sehen möge, daß sein Stück hier gegeben worden. „Das Leben ist kurz", fügte er hinzu, „man muß sich einander einen Spaß zu machen suchen."

Die berliner Zeitungen lagen vor ihm, und er erzählte mir von der großen Wasserflut in Petersburg. Er gab mir das Blatt, daß ich es lesen möchte. Er sprach dann über die schlechte Lage von Petersburg und lachte beifällig über eine Aeußerung Rousseau's, welcher gesagt habe, daß man ein Erdbeben dadurch nicht verhindern könne, daß man in die Nähe eines feuerspeienden Berges eine Stadt baue. „Die Natur geht ihren Gang", sagte er, „und dasjenige, was uns als Ausnahme erscheint, ist in der Regel."

Wir gedachten darauf der großen Stürme, die an allen Küsten gewüthet, sowie der übrigen gewaltsamen Naturäußerungen, welche die Zeitungen gemeldet, und ich fragte Goethe, ob man wol wisse, wie dergleichen zusammenhänge. „Das weiß niemand", antwortete Goethe, „man hat kaum bei sich

von ſolchen geheimen Dingen eine Ahnung, viel weniger könnte man es ausſprechen."

Oberbaudirector Coudray ließ ſich melden, desgleichen Profeſſor Riemer; beide geſellten ſich zu uns, und ſo wurde denn die Waſſersnoth von Petersburg abermals durchgeſprochen, wobei Coudray uns durch Zeichnung des Plans jener Stadt die Einwirkungen der Newa und übrige Localität deutlich machte.

1825.

Montag den 10. Januar 1825.

Bei seinem großen Interesse für die englische Nation hatte Goethe mich ersucht, die hier anwesenden jungen Engländer ihm nach und nach vorzustellen. Heute um fünf Uhr erwartete er mich mit dem englischen Ingenieuroffizier Herrn H., von welchem ich ihm vorläufig viel Gutes hatte sagen können. Wir gingen also zur bestimmten Stunde hin und wurden durch den Bedienten in ein angenehm erwärmtes Zimmer geführt, wo Goethe in der Regel nachmittags und abends zu sein pflegt. Drei Lichter brannten auf dem Tische; aber Goethe war nicht darin, wir hörten ihn in dem anstoßenden Saale sprechen.

Herr H. sah sich derweile um und bemerkte außer den Gemälden und einer großen Gebirgskarte an den Wänden ein Repositorium mit vielen Mappen, von welchen ich ihm sagte, daß sie viele Handzeichnungen berühmter Meister und Kupferstiche nach den besten Gemälden aller Schulen enthielten, die Goethe im Leben nach und nach gesammelt habe und deren wiederholte Betrachtung ihm Unterhaltung gewähre.

Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat Goethe zu uns herein und begrüßte uns freundlich. „Ich darf Sie geradezu in deutscher Sprache anreden", wendete er sich an Herrn H., „denn ich höre, Sie sind im Deutschen schon recht bewandert." Dieser erwiderte hierauf mit wenigem freundlich, und Goethe bat uns darauf, Platz zu nehmen.

Die Persönlichkeit des Herrn H. mußte auf Goethe einen guten Eindruck machen, denn seine große Liebenswürdigkeit

und heitere Milde zeigte sich dem Fremden gegenüber heute in ihrer wahren Schönheit. „Sie haben wohlgethan", sagte er, „daß Sie, um Deutsch zu lernen, zu uns herübergekommen sind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und schnell gewinnen, sondern auch die Elemente, worauf sie ruht, unsern Boden, Klima, Lebensart, Sitten, gesellschaftlichen Verkehr, Verfassung und dergleichen mit nach England im Geiste hinübernehmen."

„Das Interesse für die deutsche Sprache", erwiderte Herr H., „ist jetzt in England groß und wird täglich allgemeiner, sodaß jetzt fast kein junger Engländer von guter Familie ist, der nicht Deutsch lernte."

„Wir Deutschen", versetzte Goethe freundlich, „haben es jedoch Ihrer Nation in dieser Hinsicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgethan. Ich beschäftige mich seit funfzig Jahren mit der englischen Sprache und Literatur, sodaß ich Ihre Schriftsteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes sehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder sein.

„Aber, wie gesagt, Ihre jungen Landsleute thun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen. Denn nicht allein daß unsere eigene Literatur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu leugnen, daß wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umgangs und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr statt eines guten Dolmetschers aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Uebersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Uebersetzungen durchaus treu und vollkommen.

„Und dann ist wol nicht zu leugnen, daß man im allgemeinen mit einer guten Uebersetzung sehr weit kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las seinen Cicero in der französischen Uebersetzung ebenso gut als wir andern in der Ursprache."

Dann das Gespräch auf das Theater wendend, fragte Goethe Herrn H., ob er es viel besuche. „Ich besuche das Theater jeden Abend", antwortete dieser, „und ich finde, daß der Gewinn für das Verstehen der Sprache sehr groß ist." — „Es ist merkwürdig", erwiderte Goethe, „daß das Ohr und überall das Vermögen des Verstehens dem des Sprechens voraufeilt, sodaß einer bald sehr gut alles verstehen, aber keineswegs alles ausdrücken kann." — „Ich finde täglich", entgegnete Herr H., „daß diese Bemerkung sehr wahr ist; denn ich verstehe sehr gut alles, was gesprochen wird, auch sehr gut alles, was ich lese, ja ich fühle sogar, wenn einer im Deutschen sich nicht richtig ausdrückt. Allein wenn ich spreche, so stockt es, und ich weiß nicht recht zu sagen was ich möchte. Eine leichte Conversation bei Hofe, ein Spaß mit den Damen, eine Unterhaltung beim Tanz und dergleichen gelingt mir schon. Will ich aber im Deutschen über einen höhern Gegenstand meine Meinung hervorbringen, will ich etwas Eigenthümliches und Geistreiches sagen, so stockt es und ich kann nicht fort." — „Da trösten und beruhigen Sie sich nur", erwiderte Goethe; „denn dergleichen Ungewöhnliches auszudrücken wird uns wol in unserer eigenen Muttersprache schwer."

Goethe fragte darauf Herrn H., was er von deutscher Literatur gelesen habe. „Ich habe den «Egmont» gelesen", antwortete dieser, „und habe an dem Buche so viele Freude gehabt, daß ich dreimal zu ihm zurückgekehrt bin. So auch hat «Torquato Tasso» mir vielen Genuß gewährt. Jetzt lese ich den «Faust»; ich finde aber, daß er ein wenig schwer ist." Goethe lachte bei diesen letzten Worten. „Freilich", sagte er, „würde ich Ihnen zum «Faust» noch nicht gerathen haben. Es ist tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von selbst gethan haben, ohne mich zu fragen, so mögen Sie sehen, wie Sie

durchkommen. Fauſt iſt ein ſo ſeltſames Individuum, daß nur wenige Menſchen ſeine innern Zuſtände nachempfinden können. So der Charakter des Mephiſtopheles iſt durch die Ironie und als lebendiges Reſultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas ſehr Schweres. Doch ſehen Sie zu, was für Lichter ſich Ihnen dabei aufthun. Der «Taſſo» dagegen ſteht dem allgemeinen Menſchengefühl bei weitem näher, auch iſt das Ausführliche ſeiner Form einem leichtern Verſtändniß günſtig." — „Dennoch", erwiderte Herr H., „hält man in Deutſchland den «Taſſo» für ſchwer, ſodaß man ſich wunderte, als ich ſagte, daß ich ihn leſe." — „Die Hauptſache beim «Taſſo»", ſagte Goethe, „iſt die, daß man kein Kind mehr ſei und gute Geſellſchaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geiſt und Zartſinn und genugſamer äußern Bildung, wie ſie aus dem Umgange mit vollendeten Menſchen der höhern und höchſten Stände hervorgeht, wird den «Taſſo» nicht ſchwer finden."

Das Geſpräch lenkte ſich auf den „Egmont", und Goethe ſagte darüber Folgendes: „Ich ſchrieb den «Egmont» im Jahre 1775, alſo vor funfzig Jahren. Ich hielt mich ſehr treu an die Geſchichte und ſtrebte nach möglichſter Wahrheit. Als ich darauf zehn Jahre ſpäter in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geſchilderten revolutionären Scenen in den Niederlanden ſich buchſtäblich wiederholten. Ich ſah daraus, daß die Welt immer dieſelbige bleibt, und daß meine Darſtellung einiges Leben haben mußte."

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen war die Zeit des Theaters herangekommen, und wir ſtanden auf und wurden von Goethe freundlich entlaſſen.

Im Nachhauſegehen fragte ich Herrn H., wie ihm Goethe gefallen. „Ich habe nie einen Mann geſehen", antwortete dieſer, „der bei aller liebevollen Milde ſo viel angeborene Würde beſäße. Er iſt immer groß, er mag ſich ſtellen und ſich herablaſſen wie er wolle."

Dienstag den 18. Januar 1825.

Ich ging heute um fünf Uhr zu Goethe, den ich in einigen Tagen nicht gesehen hatte, und verlebte mit ihm einen schönen Abend. Ich fand ihn in seiner Arbeitsstube in der Dämmerung sitzend, in Gesprächen mit seinem Sohn und dem Hofrath Rehbein, seinem Arzt. Ich setzte mich zu ihnen an den Tisch. Wir sprachen noch eine Weile in der Dämmerung; dann ward Licht gebracht, und ich hatte die Freude, Goethe vollkommen frisch und heiter vor mir zu sehen.

Er erkundigte sich, wie gewöhnlich, theilnehmend nach dem, was mir in diesen Tagen Neues begegnet, und ich erzählte ihm, daß ich die Bekanntschaft einer Dichterin gemacht habe. Ich konnte zugleich ihr nicht gewöhnliches Talent rühmen, und Goethe, der einige ihrer Producte gleichfalls kannte, stimmte in dieses Lob mit ein. „Eins von ihren Gedichten", sagte er, „wo sie eine Gegend ihrer Heimat beschreibt, ist von einem höchst eigenthümlichen Charakter. Sie hat eine gute Richtung auf äußere Gegenstände, auch fehlt es ihr nicht an guten innern Eigenschaften. Freilich wäre auch manches an ihr auszusetzen, wir wollen sie jedoch gehen lassen und sie auf dem Wege nicht irren, den das Talent ihr zeigen wird."

Das Gespräch kam nun auf die Dichterinnen im allgemeinen, und der Hofrath Rehbein bemerkte, daß das poetische Talent der Frauenzimmer ihm oft als eine Art von geistigem Geschlechtstriebe vorkomme. „Da hören Sie nur", sagte Goethe lachend, indem er mich ansah, „geistigen Geschlechtstrieb! — wie der Arzt das zurechtlegt!" — „Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke", fuhr dieser fort, „aber es ist so etwas. Gewöhnlich haben diese Wesen das Glück der Liebe nicht genossen, und sie suchen nun in geistigen Richtungen Ersatz. Wären sie zu rechter Zeit verheirathet und hätten sie Kinder geboren, sie würden an poetische Productionen nicht gedacht haben."

„Ich will nicht untersuchen", sagte Goethe, „inwiefern Sie in diesem Falle recht haben; aber bei Frauenzimmertalenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß sie mit

der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber sobald sie Frauen und Mütter wurden, war es aus; sie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand.

„Doch unsere Dichterinnen", fuhr er sehr lebhaft fort, „möchten immer dichten und schreiben so viel sie wollten, wenn nur unsere Männer nicht wie die Weiber schrieben! Aber das ist es, was mir nicht gefällt. Man sehe doch nur unsere Zeitschriften und Taschenbücher, wie das alles so schwach ist und immer schwächer wird! Wenn man jetzt ein Kapitel des «Cellini» im «Morgenblatt» abdrucken ließe, wie würde sich das ausnehmen!

„Unterdessen", fuhr er heiter fort, „wollen wir es gut sein lassen und uns unsers kräftigen Mädchens in Halle freuen, die uns mit männlichem Geiste in die serbische Welt einführt. Die Gedichte sind vortrefflich! Es sind einige darunter, die sich dem «Hohen Liede» an die Seite setzen lassen, und das will etwas heißen. Ich habe den Aufsatz über diese Gedichte beendigt, und er ist auch bereits abgedruckt." Mit diesen Worten reichte er mir die ersten vier Aushängebogen eines neuen Heftes von „Kunst und Alterthum" zu, wo ich diesen Aufsatz fand. „Ich habe die einzelnen Gedichte ihrem Hauptinhalte nach mit kurzen Worten charakterisirt, und Sie werden sich über die köstlichen Motive freuen. Rehbein ist ja auch der Poesie nicht unkundig, wenigstens was den Gehalt und Stoff betrifft, und er hört vielleicht gern mit zu, wenn Sie diese Stelle vorlesen."

Ich las den Inhalt der einzelnen Gedichte langsam. Die angedeuteten Situationen waren so sprechend und so zeichnend, daß mir bei einem jeden Worte ein ganzes Gedicht sich vor den Augen aufbildete. Besonders anmuthig wollten mir die folgenden erscheinen:

1.

Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt.

2.

Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll.

3.

Besorgt um den Geliebten, will das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen.

4.

Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Witwe freie, der Alte die Jungfrau.

5.

Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe.

6.

Vertraulich-frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth.

7.

Mädchen will den Ungeliebten nicht.

8.

Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen.

9.

Finden und zartes Aufwecken der Geliebten.

10.

Welches Gewerbes wird der Gatte sein?

11.

Liebesfreuden verschwatzt.

12.

Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht.

Ich bemerkte, daß dieſe bloßen Motive ſo viel Leben in mir anregten, als läſe ich die Gedichte ſelbſt, und daß ich daher nach dem Ausgeführten gar kein Verlangen trage.

„Sie haben ganz recht", ſagte Goethe, „es iſt ſo. Aber Sie ſehen daraus die große Wichtigkeit der Motive, die niemand begreifen will. Unſere Frauenzimmer haben davon nun vollends keine Ahnung. Dies Gedicht iſt ſchön, ſagen ſie, und denken dabei blos an die Empfindungen, an die Worte, an die Verſe. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Motiven beſteht, daran denkt niemand. Und aus dieſem Grunde werden denn auch Tauſende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null iſt und die blos durch Empfindungen und klingende Verſe eine Art von Exiſtenz vorſpiegeln. Ueberhaupt haben die Dilettanten und beſonders die Frauen von der Poeſie ſehr ſchwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn ſie nur das Techniſche loshätten, ſo hätten ſie das Weſen und wären gemachte Leute; allein ſie ſind ſehr in der Irre."

Profeſſor Riemer ließ ſich melden; Hofrath Rehbein empfahl ſich. Riemer ſetzte ſich zu uns. Das Geſpräch über die Motive der ſerbiſchen Liebesgedichte ging fort. Riemer kannte ſchon, wovon die Rede war, und er machte die Bemerkung, daß man nach den obigen Inhaltsandeutungen nicht allein Gedichte machen könne, ſondern daß auch jene Motive, ohne ſie aus dem Serbiſchen gekannt zu haben, von deutſcher Seite ſchon wären gebraucht und gebildet worden. Er gedachte hierauf einiger Gedichte von ſich ſelber, ſo wie mir während dem Leſen ſchon einige Gedichte von Goethe eingefallen waren, die ich erwähnte.

„Die Welt bleibt immer dieſelbe", ſagte Goethe, „die Zuſtände wiederholen ſich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere: warum ſollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens ſind ſich gleich: warum ſollten denn die Situationen der Gedichte ſich nicht gleich ſein?"

„Und eben dieſe Gleichheit des Lebens und der Empfindungen", ſagte Riemer, „macht es ja, daß wir im Stande ſind, die Poeſie anderer Völker zu verſtehen. Wäre dieſes

nicht, ſo würden wir ja bei ausländiſchen Gedichten nie wiſſen, wovon die Rede iſt."

„Mir ſind daher", nahm ich das Wort, „immer die Gelehrten höchſt ſeltſam vorgekommen, welche die Meinung zu haben ſcheinen, das Dichten geſchehe nicht vom Leben zum Gedicht, ſondern vom Buche zum Gedicht. Sie ſagen immer: das hat er dort her, und das dort! Finden ſie z. B. beim Shakſpeare Stellen, die bei den Alten auch vorkommen, ſo ſoll er es auch von den Alten haben! So gibt es unter andern beim Shakſpeare eine Situation, wo man beim Anblick eines ſchönen Mädchens die Aeltern glücklich preiſt, die ſie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der ſie als Braut heimführen wird. Und weil nun beim Homer daſſelbige vorkommt, ſo ſoll es der Shakſpeare auch vom Homer haben! Wie wunderlich! Als ob man nach ſolchen Dingen ſo weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausſpräche!"

„Ach ja", ſagte Goethe, „das iſt höchſt lächerlich."

„So auch", fuhr ich fort, „zeigt ſelbſt Lord Byron ſich nicht klüger, wenn er Ihren «Fauſt» zerſtückelt und der Meinung iſt, als hätten Sie dieſes hier her und jenes dort."

„Ich habe", ſagte Goethe, „alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtentheils nicht einmal geleſen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den «Fauſt» machte. Aber Lord Byron iſt nur groß, wenn er dichtet; ſobald er reflectirt, iſt er ein Kind. So weiß er ſich auch gegen dergleichen ihn ſelbſt betreffende unverſtändige Angriffe ſeiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte ſich ſtärker dagegen ausdrücken ſollen. Was da iſt, das iſt mein — hätte er ſagen ſollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das iſt gleichviel, es kam blos darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Scene meines «Egmont», und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verſtand geſchah, ſo iſt er zu loben. So auch hat er den Charakter meiner Mignon in einem ſeiner Romane nachgebildet; ob aber mit ebenſo viel Weisheit, iſt eine andere Frage. Lord Byron's Verwandelter Teufel iſt ein fortgeſetzter Mephiſtopheles, und das iſt recht. Hätte er

aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es schlechter machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakspeare, und warum sollte er das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakspeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines «Faust» mit der des «Hiob» einige Aehnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln."

Goethe war in der besten Laune. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er Riemern und mir einschenkte; er selbst trank marienbader Wasser. Der Abend schien bestimmt zu sein, mit Riemern das Manuscript seiner fortgesetzten Selbstbiographie durchzugehen, um vielleicht hinsichtlich des Ausdrucks hin und wieder noch einiges zu verbessern. „Eckermann bleibt wol bei uns und hört mit zu", sagte Goethe, welches mir sehr lieb war zu vernehmen. Und so legte er denn Riemern das Manuscript vor, der mit dem Jahre 1795 zu lesen anfing.

Ich hatte schon im Laufe des Sommers die Freude gehabt, alle diese noch ungedruckten Lebensjahre bis auf die neueste Zeit herauf wiederholt zu lesen und zu betrachten. Aber jetzt in Goethe's Gegenwart sie laut vorlesen zu hören, gewährte mir einen ganz neuen Genuß. — Riemer war auf den Ausdruck gerichtet, und ich hatte Gelegenheit, seine große Gewandtheit und seinen Reichthum an Worten und Wendungen zu bewundern. In Goethen aber war die geschilderte Lebensepoche rege, er schwelgte in Erinnerungen und ergänzte bei Erwähnung einzelner Personen und Vorfälle das Geschriebene durch detaillirte mündliche Erzählung. Es war ein köstlicher Abend! Der bedeutendsten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieser Epoche von 1795 bis 1800 am engsten verflochten war, kehrte das Gespräch immer von neuem zurück. Das Theater war ein Gegenstand ihres gemeinsamen Wirkens gewesen; so auch fallen Goethe's vorzüglichste Werke in jene Zeit: der „Wilhelm Meister" wird beendigt, „Hermann und Dorothea" gleich hinterher entworfen und geschrieben, „Cellini" übersetzt für die „Horen", die „Xenien" gemeinschaftlich gedichtet für

Schiller's „Musenalmanach". An täglichen Berührungspunkten war kein Mangel. Dieses alles kam nun diesen Abend zur Sprache, und es fehlte Goethen nicht an Anlaß zu den interessantesten Aeußerungen.

„«Hermann und Dorothea»", sagte er unter anderm, „ist fast das einzige meiner größern Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Antheil lesen. Besonders lieb ist es mir in der lateinischen Uebersetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt."

Auch vom „Wilhelm Meister" war wiederholt die Rede. „Schiller", sagte er, „tadelte die Einflechtung des Tragischen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch unrecht, wie wir alle wissen. In seinen Briefen an mich sind über den «Wilhelm Meister» die bedeutendsten Ansichten und Aeußerungen. Es gehört dieses Werk übrigens zu den incalculabelsten Productionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt. Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannichfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch blos für den Begriff ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrich's, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: «Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.» Hieran halte man sich. Denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange."

Der großen Cultur der mittlern Stände ward darauf gedacht, die sich seit den letzten funfzig Jahren über Deutschland verbreitet, und Goethe schrieb die Verdienste hierum weniger Lessing zu als Herder und Wieland. „Lessing", sagte er, „war der höchste Verstand, und nur ein ebenso großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich." Er nannte einen Journalisten, der sich nach Lessing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts

eine Rolle, aber keine edle gespielt habe, weil er seinem großen Vorgänger so weit nachgestanden.

„Wielanden", sagte Goethe, „verdankt das ganze obere Deutschland seinen Stil. Es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, ist nicht das geringste."

Bei Erwähnung der „Xenien" rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, dagegen seine eigenen unschuldig und geringe. „Den «Thierkreis»", sagte er, „welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die sie zu ihrer Zeit auf die deutsche Literatur ausübten, sind gar nicht zu berechnen." Viele Personen wurden bei dieser Gelegenheit genannt, gegen welche die „Xenien" gerichtet waren; ihre Namen sind jedoch meinem Gedächtniß entgangen.

Nachdem nun so, von diesen und hundert andern interessanten Aeußerungen und Einflechtungen Goethe's unterbrochen, das gedachte Manuscript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgelesen und besprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tisches, an dem wir saßen, decken und ein kleines Abendessen bringen. Wir ließen es uns wohl sein; Goethe selbst rührte aber keinen Bissen an, wie ich ihn denn nie abends habe essen sehen. Er saß bei uns, schenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdies geistig mit den herrlichsten Worten. Das Andenken Schiller's war in ihm so lebendig, daß die Gespräche dieser letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schiller's Persönlichkeit. „Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen", sagte er, „war stolz, nur die Augen waren sanft." — „Ja", sagte Goethe, „alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine

Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Deshalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden. Er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.

„Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm beim «Tell» für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motiviren, daß er Tell's Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großthun lasse, indem er sagt, daß er wol auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so, wie ich ihm gerathen.

„Daß ich dagegen oft zu viel motivirte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine «Eugenie» ist eine Kette von lauter Motiven, und dies kann auf der Bühne kein Glück machen.

„Schiller's Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den «Räubern» her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im «Egmont» in der Gefängnißscene, wo diesem das Urtheil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an dem Effect zu weiden, den das Todesurtheil auf Egmont haben würde. Hierdurch sollte sich der Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Ich protestirte jedoch, und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Mensch.

„Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urtheil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heilig-

thum unter meinen Schätzen.“ Goethe ſtand auf und holte ihn. „Da ſehen und leſen Sie“, ſagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war ſchön und mit kühner Hand geſchrieben. Er enthielt ein Urtheil über Goethe's Anmerkungen zu „Rameau's Neffen“, welche die franzöſiſche Literatur jener Zeit darſtellen, und die er Schillern in Manuſcript zur Anſicht mitgetheilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie ſehen“, ſagte Goethe, „wie ſein Urtheil treffend und beiſammen iſt, und wie die Handſchrift durchaus keine Spur irgendeiner Schwäche verräth. Er war ein prächtiger Menſch, und bei völligen Kräften iſt er von uns gegangen. Dieſer Brief iſt vom 24. April 1805 — Schiller ſtarb am 9. Mai.“

Wir betrachteten den Brief wechſelsweiſe und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der ſchönen Handſchrift, und Goethe widmete ſeinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es ſpät gegen elf Uhr geworden war und wir gingen.

Donnerstag den 24. Februar 1825.

„Wäre es meine Sache noch, dem Theater vorzuſtehen“, ſagte Goethe dieſen Abend, „ich würde Byron's «Dogen von Venedig» auf die Bühne bringen. Freilich iſt das Stück zu lang und es müßte gekürzt werden; aber man müßte nichts daran ſchneiden und ſtreichen, ſondern es ſo machen: man müßte den Inhalt jeder Scene in ſich aufnehmen und ihn blos kürzer wiedergeben. Dadurch würde das Stück zuſammengehen, ohne daß man ihm durch Aenderungen ſchadete, und es würde an kräftiger Wirkung durchaus gewinnen, ohne im weſentlichen von ſeinem Schönen etwas einzubüßen.“

Dieſe Aeußerung Goethe's gab mir eine neue Anſicht, wie man beim Theater in hundert ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und ich war über dieſe Maxime, die freilich einen guten Kopf, ja einen Poeten vorausſetzt, der ſeine Sache verſteht, höchſt erfreut.

Wir sprachen über Lord Byron weiter, und ich erwähnte, wie er in seinen Conversationen mit Medwin es als etwas höchst Schwieriges und Undankbares ausgesprochen habe, für das Theater zu schreiben. „Es kommt darauf an", sagte Goethe, „daß der Dichter die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse des Publikums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publikums zusammen, so ist alles gewonnen. Diese Bahn hat Houwald mit seinem «Bilde» getroffen, daher der allgemeine Beifall. Lord Byron wäre vielleicht nicht so glücklich gewesen, insofern seine Richtungen von der des Publikums abwichen. Denn es fragt sich hierbei keineswegs, wie groß der Poet sei; vielmehr kann ein solcher, der mit seiner Persönlichkeit aus dem allgemeinen Publikum wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeinste Gunst gewinnen."

Wir setzten das Gespräch über Lord Byron fort, und Goethe bewunderte sein außerordentliches Talent. „Dasjenige, was ich die Erfindung nenne", sagte er, „ist mir bei keinem Menschen in der Welt größer vorgekommen als bei ihm. Die Art und Weise, wie er einen dramatischen Knoten löst, ist stets über alle Erwartung und immer besser als man es sich dachte." — „Mir geht es mit Shakspeare so", erwiderte ich, „namentlich mit dem Falstaff, wenn er sich festgelogen hat und ich mich frage, was ich ihn thun lassen würde, um sich wieder loszuhelfen, wo denn freilich Shakspeare alle meine Gedanken bei weitem übertrifft. Daß aber Sie ein Gleiches von Lord Byron sagen, ist wol das höchste Lob, das diesem zutheil werden kann. Jedoch", fügte ich hinzu, „steht der Poet, der Anfang und Ende klar übersieht, gegen den befangenen Leser bei weitem im Vortheil."

Goethe gab mir recht und lachte dann über Lord Byron, daß er, der sich im Leben nie gefügt und der nie nach einem Gesetz gefragt, sich endlich dem dümmsten Gesetz der drei Einheiten unterworfen habe. „Er hat den Grund dieses Gesetzes so wenig verstanden", sagte er, „als die übrige Welt. Das Faßliche ist der Grund, und die drei Einheiten sind nur insofern gut, als dieses durch sie erreicht wird. Sind sie aber dem Faßlichen hinderlich, so ist es

immer unverständig, sie als Gesetz betrachten und befolgen zu wollen. Selbst die Griechen, von denen diese Regel ausging, haben sie nicht immer befolgt; im «Phaëthon» des Euripides und in andern Stücken wechselt der Ort, und man sieht also, daß die gute Darstellung ihres Gegenstandes ihnen mehr galt als der blinde Respect vor einem Gesetz, das an sich nie viel zu bedeuten hatte. Die Shakspeare'schen Stücke gehen über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinaus als nur möglich; aber sie sind faßlich, es ist nichts faßlicher als sie, und deshalb würden auch die Griechen sie untadelig finden. Die französischen Dichter haben dem Gesetz der drei Einheiten am strengsten Folge zu leisten gesucht, aber sie sündigen gegen das Faßliche, indem sie ein dramatisches Gesetz nicht dramatisch lösen, sondern durch Erzählung."

Ich dachte hierbei an „Die Feinde" von Houwald, bei welchem Drama der Verfasser sich auch sehr im Lichte stand, indem er, um die Einheit des Orts zu bewahren, im ersten Act dem Faßlichen schadete und überhaupt eine mögliche größere Wirkung seines Stücks einer Grille opferte, die ihm niemand Dank weiß. Dagegen dachte ich auch an den „Götz von Berlichingen", welches Stück über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinausgeht als nur immer möglich, aber auch so in der Gegenwart sich entwickelnd, alles vor die unmittelbare Anschauung bringend und daher so echt dramatisch und faßlich ist als nur irgendein Stück in der Welt. Auch dachte ich, daß die Einheit der Zeit und des Orts dann natürlich und im Sinne der Griechen wäre, wenn ein Factum so wenig Umfang habe, daß es sich in gehöriger Zeit vor unsern Augen im Detail entwickeln könne; daß aber bei einer großen, durch verschiedene Orte sich machenden Handlung kein Grund sei, solche auf einen Ort beschränken zu wollen, um so weniger, als bei unsern jetzigen Bühnen zu beliebiger Verwandlung der Scene durchaus kein Hinderniß im Wege stehe.

Goethe fuhr über Lord Byron zu reden fort. „Seinem stets ins Unbegrenzte strebenden Naturell", sagte er, „steht jedoch die Einschränkung, die er sich durch Beobachtung der drei Einheiten auflegte, sehr wohl. Hätte er sich doch auch

im Sittlichen so zu begrenzen gewußt! Daß er dieses nicht konnte, war sein Verderben, und es läßt sich sehr wohl sagen, daß er an seiner Zügellosigkeit zu Grunde gegangen ist.

„Er war gar zu dunkel über sich selbst. Er lebte immer leidenschaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er that. Sich selber alles erlaubend und an andern nichts billigend, mußte er es mit sich selbst verderben und die Welt gegen sich aufregen. Mit seinen «English Bards and Scotch Reviewers» verletzte er gleich anfänglich die vorzüglichsten Literatoren. Um nachher nur zu leben, mußte er einen Schritt zurücktreten. In seinen folgenden Werken ging er in Opposition und Misbilligung fort; Staat und Kirche blieben nicht unangetastet. Dieses rücksichtslose Hinwirken trieb ihn aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge, und bei der grenzenlosesten persönlichen Freiheit fühlte er sich beklommen; die Welt war ihm ein Gefängniß. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entschluß, sein Misverhältniß mit der Welt trieb ihn dazu.

„Daß er sich vom Herkömmlichen, Patriotischen lossagte, hat nicht allein einen so vorzüglichen Menschen persönlich zu Grunde gerichtet, sondern sein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beständige Agitation des Gemüths hat auch sein Talent nicht zur gehörigen Entwickelung kommen lassen. Auch ist die ewige Opposition und Misbilligung seinen vortrefflichen Werken selbst, so wie sie daliegen, höchst schädlich. Denn nicht allein daß das Unbehagen des Dichters sich dem Leser mittheilt, sondern auch alles opponirende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde."

Ich erquickte mich an diesen herrlichen Worten und freute mich der köstlichen Maxime.

„Lord Byron", fuhr Goethe fort, „ist zu betrachten: als Mensch, als Engländer, und als großes Talent. Seine guten Eigenschaften sind vorzüglich vom Menschen herzuleiten; seine schlimmen, daß er ein Engländer und ein Peer von England war; und sein Talent ist incommensurabel.

„Alle Engländer sind als solche ohne eigentliche Reflexion; die Zerstreuung und der Parteigeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber sie sind groß als praktische Menschen.

„So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über sich selbst gelangen; deswegen auch seine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie sein Symbolum: Viel Geld und keine Obrigkeit! beweist, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralysirt.

„Aber alles, was er produciren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich sagen, daß sich bei ihm die Inspiration an die Stelle der Reflexion setzt. Er mußte immer dichten; und da war denn alles, was vom Menschen, besonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu seinen Sachen kam er wie die Weiber zu schönen Kindern; sie denken nicht daran und wissen nicht wie.

„Er ist ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetische Kraft ist mir bei niemand größer vorgekommen als bei ihm. In Auffassung des Aeußern und klarem Durchblick vergangener Zustände ist er ebenso groß als Shakspeare. Aber Shakspeare ist als reines Individuum überwiegend. Dieses fühlte Byron sehr wohl, deshalb spricht er vom Shakspeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verleugnet, denn Shakspeare's Heiterkeit ist ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verleugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr wo er kann, denn er weiß sehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn ist."

Goethe schien über Byron unerschöpflich, und ich konnte nicht satt werden ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwischengesprächen fuhr er fort:

„Der hohe Stand als englischer Peer war Byron sehr

nachtheilig; denn jedes Talent ist durch die Außenwelt genirt, geschweige eins bei so hoher Geburt und so großem Vermögen. Ein gewisser mittler Zustand ist dem Talent bei weitem zuträglicher; weshalb wir denn auch alle große Künstler und Poeten in den mittlern Ständen finden. Byron's Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bei einer geringern Geburt und niederm Vermögen bei weitem nicht so gefährlich werden können. So aber stand es in seiner Macht, jede Anwandlung in Ausführung zu bringen, und das verstrickte ihn in unzählige Händel. Und wie sollte ferner dem, der selbst aus so hohem Stande war, irgendein Stand imponiren und Rücksicht einflößen? Er sprach aus, was sich in ihm regte, und das brachte ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Conflict.

„Man bemerkt mit Verwunderung", fuhr Goethe fort, „welcher große Theil des Lebens eines vornehmen reichen Engländers in Entführungen und Duellen zugebracht wird. Lord Byron erzählt selbst, daß sein Vater drei Frauen entführt habe. Da sei einer einmal ein vernünftiger Sohn!

„Er lebte eigentlich immer im Naturzustande, und bei seiner Art zu sein mußte ihm täglich das Bedürfniß der Nothwehr vorschweben. Deswegen sein ewiges Pistolenschießen. Er mußte jeden Augenblick erwarten, herausgefordert zu werden.

„Er konnte nicht allein leben. Deswegen war er trotz aller seiner Wunderlichkeiten gegen seine Gesellschaft höchst nachsichtig. Er las das herrliche Gedicht über den Tod des Generals Moore einen Abend vor, und seine edeln Freunde wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Das rührt ihn nicht, und er steckt es wieder ein. Als Poet beweist er sich wirklich wie ein Lamm. Ein anderer hätte sie dem Teufel übergeben!"

Mittwoch den 20. April 1825.

Goethe zeigte mir diesen Abend einen Brief eines jungen Studirenden, der ihn um den Plan zum zweiten Theil des „Faust" bittet, indem er den Vorsatz habe, dieses Werk seiner-

seits zu vollenden. Trocken, gutmüthig und aufrichtig, geht er mit seinen Wünschen und Absichten frei heraus und äußert zuletzt ganz unverhohlen, daß es zwar mit allen übrigen neuesten literarischen Bestrebungen nichts sei, daß aber in ihm eine neue Literatur frisch erblühen solle.

Wenn ich im Leben auf einen jungen Menschen stieße, der Napoleon's Welteroberungen fortzusetzen sich rüstete, oder auf einen jungen Bau-Dilettanten, der den Kölner Dom zu vollenden sich anschickte, so würde ich mich über diese nicht mehr verwundern und sie nicht verrückter und lächerlicher finden als eben diesen jungen Liebhaber der Poesie, der Wahn genug besitzt, aus bloßer Neigung den zweiten Theil des „Faust" machen zu können.

Ja ich halte es für möglicher, den Kölner Dom auszubauen, als in Goethe's Sinne den „Faust" fortzusetzen! Denn jenem ließe sich doch allenfalls mathematisch beikommen, er steht uns doch sinnlich vor Augen und läßt sich mit Händen greifen. Mit welchen Schnüren und Maßen aber wollte man zu einem unsichtbaren geistigen Werke reichen, das durchaus auf dem Subject beruht, bei welchem alles auf das Aperçu ankommt, das zum Material ein großes selbstdurchlebtes Leben und zur Ausführung eine jahrelang geübte, zur Meisterschaft gesteigerte Technik erfordert?

Wer ein solches Unternehmen für leicht, ja nur für möglich hält, hat sicher nur ein sehr geringes Talent, eben weil er keine Ahnung vom Hohen und Schwierigen besitzt; und es ließe sich sehr wohl behaupten, daß, wenn Goethe seinen „Faust" bis auf eine Lücke von wenigen Versen selbst vollenden wollte, ein solcher Jüngling nicht fähig sein würde, nur diese wenigen Verse schicklich hineinzubringen.

Ich will nicht untersuchen, woher unserer jetzigen Jugend die Einbildung gekommen, daß sie dasjenige als etwas Angeborenes bereits mit sich bringe, was man bisher nur auf dem Wege vieljähriger Studien und Erfahrungen erlangen konnte, aber so viel glaube ich sagen zu können, daß die in Deutschland jetzt so häufig vorkommenden Aeußerungen eines alle Stufen allmählicher Entwickelung keck überschreitenden Sinnes zu künftigen Meisterwerken wenige Hoffnung machen.

„Das Unglück ist", sagte Goethe, „im Staat, daß niemand leben und genießen, sondern jeder regieren, und in der Kunst, daß niemand sich des Hervorgebrachten freuen, sondern jeder seinerseits selbst wieder produciren will.

„Auch denkt niemand daran, sich von einem Werk der Poesie auf seinem eigenen Wege fördern zu lassen, sondern jeder will sogleich wieder dasselbige machen.

„Es ist ferner kein Ernst da, der ins Ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, sondern man trachtet nur, wie man sein eigenes Selbst bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe. Dieses falsche Bestreben zeigt sich überall, und man thut es den neuesten Virtuosen nach, die nicht sowol solche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen musikalischen Genuß haben, als vielmehr solche, worin der Spielende seine erlangte Fertigkeit könne bewundern lassen. Ueberall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe sein eigenes Selbst zurücksetzte.

„Hierzu kommt sodann, daß die Menschen in ein pfuscherhaftes Produciren hineinkommen, ohne es selbst zu wissen. Die Kinder machen schon Verse und gehen so fort und meinen als Jünglinge, sie könnten was, bis sie zuletzt als Männer zur Einsicht des Vortrefflichen gelangen, was da ist, und über die Jahre erschrecken, die sie in einer falschen höchst unzulänglichen Bestrebung verloren haben.

„Ja, viele kommen zur Erkenntniß des Vollendeten und ihrer eigenen Unzulänglichkeit nie und produciren Halbheiten bis an ihr Ende.

„Gewiß ist es, daß wenn jeder früh genug zum Bewußtsein zu bringen wäre, wie die Welt von dem Vortrefflichsten so voll ist, und was dazu gehört, diesen Werken etwas Gleiches an die Seite zu setzen, daß sodann von jetzigen hundert dichtenden Jünglingen kaum ein einziger Beharren und Talent und Muth genug in sich fühlen würde, zu Erreichung einer ähnlichen Meisterschaft ruhig fortzugehen.

„Viele junge Maler würden nie einen Pinsel in die

Hand genommen haben, wenn sie früh genug gewußt und begriffen hätten, was denn eigentlich ein Meister wie Rafael gemacht hat."

Das Gespräch lenkte sich auf die falschen Tendenzen im allgemeinen, und Goethe fuhr fort:

„So war meine praktische Tendenz zur bildenden Kunst eigentlich eine falsche, denn ich hatte keine Naturanlage dazu, und konnte sich also dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewisse Zärtlichkeit gegen die landschaftlichen Umgebungen war mir eigen, und daher meine ersten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reise nach Italien zerstörte dieses praktische Behagen; eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch ästhetisch entwickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu nichts.

„Man sagt mit Recht", fuhr Goethe fort, „daß die gemeinsame Ausbildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vorzüglichste sei. Der Mensch aber ist dazu nicht geboren, jeder muß sich eigentlich als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff zu erlangen suchen, was alle zusammen sind."

Ich dachte hierbei an den „Wilhelm Meister", wo gleichfalls ausgesprochen ist, daß nur alle Menschen zusammengenommen die Menschheit ausmachen, und wir nur insofern zu achten sind, als wir zu schätzen wissen.

So auch dachte ich an die „Wanderjahre", wo Jarno immer nur zu Einem Handwerk räth und dabei ausspricht, daß jetzt die Zeit der Einseitigkeiten sei und man *den* glücklich zu preisen habe, der dieses begreife und für sich und andere in solchem Sinne wirke.

Nun aber fragt es sich, was jemand für ein Handwerk habe, damit er die Grenzen nicht überschreite, aber auch nicht zu wenig thue.

Wessen Sache es sein wird, *viele* Fächer zu übersehen, zu beurtheilen, zu leiten, der soll auch eine möglichste Einsicht in viele Fächer zu erlangen suchen. So kann ein Fürst, ein künftiger Staatsmann sich nicht vielseitig genug ausbilden, denn die Vielseitigkeit gehört zu seinem Handwerk.

Gleicherweise soll der Poet nach mannichfaltiger Kenntniß streben; denn die ganze Welt ist sein Stoff, den er zu handhaben und auszusprechen verstehen muß.

Aber der Dichter soll kein Maler sein wollen, sondern sich begnügen, die Welt durch das Wort wiederzugeben; so wie er dem Schauspieler überläßt, sie durch persönliche Darstellung uns vor die Augen zu bringen.

Denn Einsicht und Lebensthätigkeit sollen wohl unterschieden werden, und man soll bedenken, daß jede Kunst, sobald es auf die Ausübung ankommt, etwas sehr Schwieriges und Großes ist, worin es zur Meisterschaft zu bringen ein eigenes Leben verlangt wird.

So hat Goethe nach vielseitigster Einsicht gestrebt, aber in seiner Lebensthätigkeit hat er sich nur auf Eins beschränkt. Nur eine einzige Kunst hat er geübt, und zwar meisterhaft geübt, nämlich die: deutsch zu schreiben. Daß der Stoff, den er aussprach, vielseitiger Natur war, ist eine andere Sache.

Gleicherweise soll man Ausbildung von Lebensthätigkeit wohl unterscheiden.

So gehört zur Ausbildung des Dichters, daß sein Auge zur Auffassung der äußern Gegenstände auf alle Weise geübt werde. Und wenn Goethe seine praktische Tendenz zur bildenden Kunst, insofern er sie zu seiner Lebensthätigkeit hätte machen wollen, eine falsche nennt, so war sie wiederum ganz am Orte, insofern es seine Ausbildung als Dichter galt.

„Die Gegenständlichkeit meiner Poesie", sagte Goethe, „bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Uebung des Auges schuldig geworden; sowie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuschlagen habe."

Hüten aber soll man sich, die Grenzen seiner Ausbildung zu weit zu stecken.

„Die Naturforscher", sagte Goethe, „werden am ersten dazu verführt, weil zur Betrachtung der Natur wirklich eine sehr harmonische allgemeine Ausbildung erfordert wird."

Dagegen aber soll sich jeder, sobald es die Kenntnisse betrifft, die zu seinem Fache unerlaßlich gehören, vor Beschränkung und Einseitigkeit zu bewahren suchen.

Ein Dichter, der für das Theater schreiben will, soll Kenntniß der Bühne haben, damit er die Mittel erwäge, die ihm zu Gebote stehen, und er überhaupt wisse, was zu thun und zu lassen sei; so wie es dem Operncomponisten nicht an Einsicht der Poesie fehlen darf, damit er das Schlechte vom Guten unterscheiden könne und seine Kunst nicht an etwas Unzulänglichem verschwendet werde.

„Karl Maria von Weber", sagte Goethe, „mußte die «Euryanthe» nicht componiren; er mußte gleich sehen, daß dies ein schlechter Stoff sei, woraus sich nichts machen lasse. Diese Einsicht dürfen wir bei jedem Componisten, als zu seiner Kunst gehörig, voraussetzen."

So soll der Maler Kenntniß in Unterscheidung der Gegenstände haben; denn es gehört zu seinem Fache, daß er wisse, was er zu malen habe und was nicht.

„Im übrigen aber", sagte Goethe, „ist es zuletzt die größte Kunst, sich zu beschränken und zu isoliren."

So hat er die ganze Zeit, die ich in seiner Nähe bin, mich stets vor allen ableitenden Richtungen zu bewahren und mich immer auf ein einziges Fach zu concentriren gesucht. Zeigte ich etwa Neigung, mich in Naturwissenschaften umzuthun, so war immer sein Rath, es zu unterlassen und mich für jetzt blos an die Poesie zu halten. Wollte ich ein Buch lesen, wovon er wußte, daß es mich auf meinem jetzigen Wege nicht weiter brächte, so widerrieth er es mir stets, indem er sagte, es sei für mich von keinem praktischen Nutzen.

„Ich habe gar zu viele Zeit auf Dinge verwendet", sagte er eines Tags, „die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, so kommt mir die Zahl meiner poetischen Werke sehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen.

„Hätte ich mich nicht so viel mit Steinen beschäftigt", sagte er ein andermal, „und meine Zeit zu etwas Besserm verwendet, ich könnte den schönsten Schmuck von Diamanten haben."

Aus gleicher Ursache schätzt und rühmt er an seinem Freunde Meyer, daß dieser ausschließlich auf das Studium

der Kunst sein ganzes Leben verwendet habe, wodurch man ihm denn die höchste Einsicht in diesem Fache zugestehen müsse.

„Ich bin auch in solcher Richtung frühzeitig hergekommen", sagte Goethe, „und habe auch fast ein halbes Leben an Betrachtung und Studium von Kunstwerken gewendet, aber Meyern kann ich es denn doch in gewisser Hinsicht nicht gleichthun. Ich hüte mich daher auch wohl, ein neues Gemälde diesem Freunde sogleich zu zeigen, sondern ich sehe zuvor zu, wie weit ich ihm meinerseits beikommen kann. Glaube ich nun, über das Gelungene und Mangelhafte völlig im Klaren zu sein, so zeige ich es Meyern, der denn freilich weit schärfer sieht und dem in manchem Betracht noch ganz andere Lichter dabei aufgehen. Und so sehe ich immer von neuem, was es sagen will und was dazu gehört, um in einer Sache durchaus groß zu sein. In Meyern liegt eine Kunsteinsicht von ganzen Jahrtausenden."

Nun aber könnte man fragen, warum denn Goethe, wenn er so lebhaft durchdrungen sei, daß der Mensch nur ein Einziges thun solle, warum denn gerade er selbst sein Leben an so höchst vielseitige Richtungen verwendet habe.

Hierauf antworte ich, daß, wenn Goethe jetzt in die Welt käme und er die poetischen und wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Nation bereits auf der Höhe vorfände, auf welche sie jetzt, und zwar größtentheils durch ihn, gebracht sind, er sodann sicher zu so mannichfaltigen Richtungen keine Veranlassung finden und sich gewiß auf ein einziges Fach beschränken würde.

So aber lag es nicht allein in seiner Natur, nach allen Seiten hin zu forschen und sich über die irdischen Dinge klar zu machen, sondern es lag auch im Bedürfniß der Zeit, das Wahrgenommene auszusprechen.

Er that bei seinem Erscheinen zwei große Erbschaften: der Irrthum und die Unzulänglichkeit fielen ihm zu, daß er sie hinwegräume, und verlangten seine lebenslänglichen Bemühungen nach vielen Seiten.

Wäre die Newton'sche Theorie Goethen nicht als ein großer dem menschlichen Geiste höchst schädlicher Irrthum erschienen, glaubt man denn, daß es ihm je eingefallen sein

würde, eine „Farbenlehre" zu ſchreiben und vieljährige Bemühungen einer ſolchen Nebenrichtung zu widmen? Keineswegs! Sondern ſein Wahrheitsgefühl im Conflict mit dem Irrthum war es, das ihn bewog, ſein reines Licht auch in dieſe Dunkelheiten leuchten zu laſſen.

Ein Gleiches iſt von ſeiner „Metamorphoſenlehre" zu ſagen, worin wir ihm jetzt ein Muſter wiſſenſchaftlicher Behandlung verdanken, welches Werk zu ſchreiben Goethen aber gewiß nie eingefallen ſein würde, wenn er ſeine Zeitgenoſſen bereits auf dem Wege zu einem ſolchen Ziele erblickt hätte.

Ja ſogar von ſeinen vielſeitigen poetiſchen Beſtrebungen möchte ſolches gelten. Denn es iſt ſehr die Frage, ob Goethe je einen Roman würde geſchrieben haben, wenn ein Werk wie der „Wilhelm Meiſter" bei ſeiner Nation bereits wäre vorhanden geweſen. Und ſehr die Frage, ob er in ſolchem Falle ſich nicht vielleicht ganz ausſchließlich der dramatiſchen Poeſie gewidmet hätte.

Was er in ſolchem Fall einer einſeitigen Richtung alles hervorgebracht und gewirkt haben würde, iſt gar nicht abzuſehen; ſo viel iſt jedoch gewiß, daß, ſobald man aufs Ganze ſieht, kein Verſtändiger wünſchen wird, daß Goethe eben nicht alles dasjenige möchte hervorgebracht haben, wozu ihn zu treiben nun einmal ſeinem Schöpfer gefallen hat.

Donnerstag den 12. Mai 1825.

Goethe ſprach mit hoher Begeiſterung über Menander. „Nächſt dem Sophokles", ſagte er, „kenne ich keinen, der mir ſo lieb wäre. Er iſt durchaus rein, edel, groß und heiter; ſeine Anmuth iſt unerreichbar. Daß wir ſo wenig von ihm beſitzen, iſt allerdings zu bedauern, allein auch das wenige iſt unſchätzbar und für begabte Menſchen viel daraus zu lernen.

„Es kommt nur immer darauf an", fuhr Goethe fort, „daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unſerer Natur gemäß ſei. So hat z. B. Calderon, ſo groß er iſt und ſo

ſehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich geweſen, er wäre an ihm irre geworden, und es iſt daher ein Glück, daß Calderon erſt nach ſeinem Tode in Deutſchland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon iſt unendlich groß im Techniſchen und Theatraliſchen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernſter und größer im Wollen, und es wäre daher ſchade geweſen, von ſolchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderon's in anderer Hinſicht zu erreichen."

Wir kamen auf Molière. „Molière", ſagte Goethe, „iſt ſo groß, daß man immer von neuem erſtaunt, wenn man ihn wieder lieſt. Er iſt ein Mann für ſich, ſeine Stücke grenzen ans Tragiſche, ſie ſind apprehenſiv, und niemand hat den Muth, es ihm nachzuthun. Sein «Geiziger», wo das Laſter zwiſchen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, iſt beſonders groß und im hohen Sinne tragiſch. Wenn man aber in einer deutſchen Bearbeitung aus dem Sohn einen Verwandten macht, ſo wird es ſchwach und will nicht viel mehr heißen. Man fürchtet, das Laſter in ſeiner wahren Natur erſcheinen zu ſehen; allein was wird es da, und was iſt denn überall tragiſch wirkſam als das Unerträgliche?

„Ich leſe von Molière alle Jahre einige Stücke, ſo wie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italieniſchen Meiſtern betrachte. Denn wir kleinen Menſchen ſind nicht fähig, die Größe ſolcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müſſen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um ſolche Eindrücke in uns anzufriſchen.

„Man ſpricht immer von Originalität, allein was will das ſagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht ſo fort bis ans Ende. Und überall was können wir denn unſer Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich ſagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden ſchuldig geworden bin, ſo bliebe nicht viel übrig.

„Hierbei aber iſt es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unſers Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Perſönlichkeit ſtattfindet.

„Daß Leſſing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beiden erſtern auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung.

„Ferner daß Schiller ſo viel jünger war und im friſcheſten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es ſind mir daher unnennbare Vortheile entſtanden.“

Nach ſolchen Aeußerungen über die Einflüſſe bedeutender Perſonen auf ihn kam das Geſpräch auf die Wirkungen, die er auf andere gehabt, und ich erwähnte Bürger, bei welchem es mir problematiſch erſcheine, daß bei ihm, als einem reinen Naturtalent, gar keine Spur einer Einwirkung von Goethe's Seite wahrzunehmen.

„Bürger“, ſagte Goethe, „hatte zu mir wol eine Verwandtſchaft als Talent, allein der Baum ſeiner ſittlichen Cultur wurzelte in einem ganz andern Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufſteigenden Linie ſeiner Ausbildung fort, ſo wie er angefangen. Ein Mann aber, der in ſeinem dreißigſten Jahre ein Gedicht wie die «Frau Schnips» ſchreiben konnte, mußte wol in einer Bahn gehen, die von der meinigen ein wenig ablag. Auch hatte er durch ſein bedeutendes Talent ſich ein Publikum gewonnen, dem er völlig genügte, und er hatte daher keine Urſache, ſich nach den Eigenſchaften eines Mitſtrebenden umzuthun, der ihn weiter nichts anging.

„Ueberall“, fuhr Goethe fort, „lernt man nur von dem, den man liebt. Solche Geſinnungen finden ſich nun wol gegen mich bei jetzt heranwachſenden jungen Talenten, allein ich fand ſie ſehr ſpärlich unter gleichzeitigen. Ja ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht geweſen wäre. Gleich an meinem «Werther» tadelten ſie ſo viel, daß, wenn ich jede geſcholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel ſchadete mir nichts, denn ſolche ſubjective Urtheile einzelner obgleich bedeutender Männer ſtellten ſich durch die Maſſe wieder ins Gleiche. Wer

aber nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben.

„Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei: Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können."

Sonnabend den 11. Juni 1825.

Goethe sprach heute bei Tische sehr viel von dem Buche des Majors Parry über Lord Byron. Er lobte es durchaus und bemerkte, daß Lord Byron in dieser Darstellung weit vollkommener und weit klarer über sich und seine Vorsätze erscheine, als in allem, was bisher über ihn geschrieben worden.

„Der Major Parry", fuhr Goethe fort, „muß gleichfalls ein sehr bedeutender, ja ein hoher Mensch sein, daß er seinen Freund so rein hat auffassen und so vollkommen hat darstellen können. Eine Aeußerung seines Buchs ist mir besonders lieb und erwünscht gewesen, sie ist eines alten Griechen, eines Plutarch würdig. «Dem edeln Lord», sagt Parry, «fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerstand zieren, und welche sich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweise gehindert war. Nun sind aber seine ungünstigen Beurtheiler sämmtlich aus der Mittelklasse, die denn freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermissen, was sie an sich selber zu schätzen Ursache haben. Die wackern Leute bedenken nicht, daß er an seiner hohen Stelle Verdienste besaß, von denen sie sich keinen Begriff machen können.» Nun, wie gefällt Ihnen das?" sagte Goethe; „nicht wahr, so etwas hört man nicht alle Tage?"

„Ich freue mich", sagte ich, „eine Ansicht öffentlich ausgesprochen zu wissen, wodurch alle kleinlichen Tadler und Herunterzieher eines höherstehenden Menschen ein für allemal durchaus gelähmt und geschlagen worden."

Wir sprachen darauf über welthistorische Gegenstände in Bezug auf die Poesie, und zwar inwiefern die Geschichte

des einen Volks für den Dichter günstiger sein könne als die eines andern.

„Der Poet", sagte Goethe, „soll das Besondere ergreifen, und er wird, wenn dieses nur etwas Gesundes ist, darin ein Allgemeines darstellen. Die englische Geschichte ist vortrefflich zu poetischer Darstellung, weil sie etwas Tüchtiges, Gesundes und daher Allgemeines ist, das sich wiederholt. Die französische Geschichte dagegen ist nicht für die Poesie, denn sie stellt eine Lebensepoche dar, die nicht wiederkommt. Die Literatur dieses Volks, insofern sie auf jene Epoche gegründet ist, steht daher als ein Besonderes da, das mit der Zeit veralten wird.

„Die jetzige Epoche der französischen Literatur", sagte Goethe später, „ist gar nicht zu beurtheilen. Das eindringende Deutsche bringt darin eine große Gärung hervor, und erst nach zwanzig Jahren wird man sehen, was dies für ein Resultat gibt."

Wir sprachen darauf über Aesthetiker, welche das Wesen der Poesie und des Dichters durch abstracte Definitionen auszudrücken sich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Resultat zu kommen.

„Was ist da viel zu definiren!" sagte Goethe. „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten."

Mittwoch den 15. October 1825.

Ich fand Goethe diesen Abend in besonders hoher Stimmung und hatte die Freude, aus seinem Munde abermals manches Bedeutende zu hören. Wir sprachen über den Zustand der neuesten Literatur, wo denn Goethe sich folgendermaßen äußerte.

„Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen", sagte er, „ist die Quelle alles Uebels unserer neuesten Literatur.

„Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum

Nachtheile der Welt, indem er entweder Falſches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns beſſer wäre.

„Bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ ſich dadurch erwärmen und begeiſtern. Jetzt aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Perſonen nie gelebt haben, ſondern als Fictionen und Fabeln anzuſehen ſind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollten wir wenigſtens groß genug ſein, daran zu glauben.

„So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Factum des dreizehnten Jahrhunderts, wo Kaiſer Friedrich II. mit dem Papſte zu thun hatte und das nördliche Deutſchland allen feindlichen Einfällen offen ſtand. Aſiatiſche Horden kamen auch wirklich herein und waren ſchon bis Schleſien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz ſetzte ſie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten ſie ſich nach Mähren, aber hier wurden ſie vom Grafen Sternberg geſchlagen. Dieſe Tapfern lebten daher bisjetzt immer in mir als große Retter der deutſchen Nation. Nun aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Helden ſich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das aſiatiſche Heer bereits zurückgerufen geweſen und von ſelbſt zurückgegangen ſein würde. Dadurch iſt nun ein großes vaterländiſches Factum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abſcheulich zu Muthe.“

Nach dieſen Aeußerungen über hiſtoriſche Kritiker ſprach Goethe über Forſcher und Literatoren anderer Art.

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menſchen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun iſt, nie ſo kennen gelernt“, ſagte er, „wenn ich mich nicht durch meine naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen an ihnen verſucht hätte. Da aber ſah ich, daß den meiſten die Wiſſenſchaft nur etwas iſt, inſofern ſie davon leben, und daß ſie ſogar den Irrthum vergöttern, wenn ſie davon ihre Exiſtenz haben.

„Und in der ſchönen Literatur iſt es nicht beſſer. Auch

dort sind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig und sie möchten es gern aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser.

„*** hätte bei seinem großen Talent, bei seiner weltumfassenden Gelehrsamkeit der Nation viel sein können. Aber so hat seine Charakterlosigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht.

„Ein Mann wie Lessing thäte uns noth. Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter!

„Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse, allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und um sich von der kurzsichtigen Masse als witzige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu und ist ihnen nichts heilig.

„Die Frau von Genlis hat daher vollkommen recht, wenn sie sich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, so geistreich alles sein mag, ist der Welt doch nichts damit gedient; es läßt sich nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nöthigen Halt nimmt.

„Und dann, was wissen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unserm Witze!

„Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.

„Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkte ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.

„Sobald wir dem Menschen die Freiheit zugestehen, ist es um die Allwissenheit Gottes gethan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen, zu handeln wie sie es weiß.

„Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen, und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist.

„Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zugute kommen; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten."

Sonntag den 25. December 1825.

Ich ging diesen Abend um 6 Uhr zu Goethe, den ich allein fand, und mit dem ich einige schöne Stunden verlebte.

„Mein Gemüth", sagte er, „war diese Zeit her durch vieles belästigt; es war mir von allen Seiten her so viel Gutes geschehen, daß ich vor lauter Danksagungen nicht zum eigentlichen Leben kommen konnte. Die Privilegien wegen des Verlags meiner Werke gingen nach und nach von den Höfen ein, und weil die Verhältnisse bei jedem anders waren, so verlangte auch jeder Fall eine eigene Erwiderung. Nun kamen die Anträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht, behandelt und beantwortet sein wollten. Dann, mein Jubiläum brachte mir so tausendfältiges Gute, daß ich mit den Danksagungsbriefen noch jetzt nicht fertig bin. Man will doch nicht hohl und allgemein sein, sondern jedem doch gern etwas Schickliches und Gehöriges sagen. Jetzt aber werde ich nach und nach frei, und ich fühle mich wieder zu Unterhaltungen aufgelegt.

„Ich habe in diesen Tagen eine Bemerkung gemacht, die ich Ihnen doch mittheilen will.

„Alles, was wir thun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günstiges, und das

Verkehrte nicht immer etwas Ungünſtiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegentheil.

„Ich machte vor einiger Zeit, eben bei jenen Unterhandlungen mit Buchhändlern, einen Fehler, und es that mir leid, daß ich ihn gemacht hatte. Jetzt aber haben ſich die Umſtände ſo geändert, daß ich einen großen Fehler begangen haben würde, wenn ich jenen nicht gemacht hätte. Dergleichen wiederholt ſich im Leben häufig, und Weltmenſchen, welche dieſes wiſſen, ſieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreiſtigkeit zu Werke gehen.“

Ich merkte mir dieſe Beobachtung, die mir neu war. Ich brachte ſodann das Geſpräch auf einige ſeiner Werke, und wir kamen auch auf die Elegie „Alexis und Dora“.

„An dieſem Gedicht“, ſagte Goethe, „tadelten die Menſchen den ſtarken leidenſchaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie ſanft und ruhig ausgehen ſolle, ohne jene eiferſüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einſehen, daß jene Menſchen recht hätten. Die Eiferſucht liegt hier ſo nahe und iſt ſo in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn ſie nicht da wäre. Ich habe ſelbſt einen jungen Menſchen gekannt, der in leidenſchaftlicher Liebe zu einem ſchnell gewonnenen Mädchen ausrief: Aber wird ſie es nicht einem andern ebenſo machen wie mir?“

Ich ſtimmte Goethen vollkommen bei und erwähnte ſodann der eigenthümlichen Zuſtände dieſer Elegie, wo in ſo kleinem Raum mit wenig Zügen alles ſo wohl gezeichnet ſei, daß man die häusliche Umgebung und das ganze Leben der handelnden Perſonen darin zu erblicken glaube. „Das Dargeſtellte erſcheint ſo wahr“, ſagte ich, „als ob Sie nach einem wirklich Erlebten gearbeitet hätten.“

„Es iſt mir lieb“, antwortete Goethe, „wenn es Ihnen ſo erſcheint. Es gibt indeß wenige Menſchen, die eine Phantaſie für die Wahrheit des Realen beſitzen, vielmehr ergehen ſie ſich gern in ſeltſamen Ländern und Zuſtänden, wovon ſie gar keine Begriffe haben und die ihre Phantaſie ihnen wunderlich genug ausbilden mag.

„Und dann gibt es wieder andere, die durchaus am Realen kleben und, weil es ihnen an aller Poeſie fehlt,

daran gar zu enge Forderungen machen. So verlangten z. B. einige bei dieser Elegie, daß ich dem Alexis hätte einen Bedienten beigeben sollen, um sein Bündelchen zu tragen; die Menschen bedenken aber nicht, daß alles Poetische und Idyllische jenes Zustandes dadurch wäre gestört worden."

Von „Alexis und Dora" lenkte sich das Gespräch auf den „Wilhelm Meister".

„Es gibt wunderliche Kritiker", fuhr Goethe fort. „An diesem Roman tadelten sie, daß der Held sich zu viel in schlechter Gesellschaft befinde. Dadurch aber, daß ich die sogenannte schlechte Gesellschaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich von der guten zu sagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetischen Körper und einen mannichfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Gesellschaft wieder durch sogenannte gute Gesellschaft zeichnen wollen, so hätte niemand das Buch lesen mögen.

„Den anscheinenden Geringfügigkeiten des «Wilhelm Meister» liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt blos darauf an, daß man Augen, Weltkenntniß und Uebersicht genug besitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Andern mag das gezeichnete Leben als Leben genügen."

Goethe zeigte mir darauf ein höchst bedeutendes englisches Werk, welches in Kupfern den ganzen Shakspeare darstellte. Jede Seite umfaßte in sechs kleinen Bildern ein besonderes Stück mit einigen untergeschriebenen Versen, sodaß der Hauptbegriff und die bedeutendsten Situationen des jedesmaligen Werks dadurch vor die Augen traten. Alle die unsterblichen Trauerspiele und Lustspiele gingen auf solche Weise gleich Maskenzügen dem Geiste vorüber.

„Man erschrickt", sagte Goethe, „wenn man diese Bilderchen durchsieht. Da wird man erst gewahr, wie unendlich reich und groß Shakspeare ist! Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte. Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit!

„Man kann über Shakspeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem «Wilhelm Meister» an ihm herumgetupft; allein das will nicht viel heißen. Er

ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge; ja selbst die ganze sichtbare Welt war ihm zu enge.

„Er ist gar zu reich und zu gewaltig. Eine productive Natur darf alle Jahre nur ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zu Grunde gehen will. Ich that wohl, daß ich durch meinen «Götz von Berlichingen» und «Egmont» ihn mir vom Halse schaffte, und Byron that sehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Respect hatte und seine eigenen Wege ging. Wie viel treffliche Deutsche sind nicht an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon!

„Shakspeare", fuhr Goethe fort, „gibt uns in silbernen Schalen goldene Aepfel. Wir bekommen nun wol durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzuthun, das ist das Schlimme!"

Ich lachte und freute mich des herrlichen Gleichnisses.

Goethe las mir darauf einen Brief von Zelter über eine Darstellung des „Macbeth" in Berlin, wo die Musik mit dem großen Geiste und Charakter des Stücks nicht hatte Schritt halten können, und worüber nun Zelter sich in verschiedenen Andeutungen ausläßt. Durch Goethe's Vorlesen gewann der Brief sein volles Leben wieder, und Goethe hielt oft inne, um sich mit mir über das Treffende einzelner Stellen zu freuen.

„«Macbeth»", sagte Goethe bei dieser Gelegenheit, „halte ich für Shakspeare's bestes Theaterstück; es ist darin der meiste Verstand in Bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber seinen freien Geist erkennen, so lesen Sie «Troilus und Cressida», wo er den Stoff der «Ilias» auf seine Weise behandelt."

Das Gespräch wendete sich auf Byron, und zwar wie er gegen Shakspeare's unschuldige Heiterkeit im Nachtheil stehe, und wie er durch sein vielfältiges negatives Wirken sich so häufigen und meistentheils nicht ungerechten Tadel zugezogen habe. „Hätte Byron Gelegenheit gehabt", sagte Goethe, „sich alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlament zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. So

aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen iſt, hat er alles, was er gegen ſeine Nation auf dem Herzen hatte, bei ſich behalten, und es iſt ihm, um ſich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetiſch zu verarbeiten und auszuſprechen. Einen großen Theil der negativen Wirkungen Byron's möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube ſie dadurch nicht unpaſſend bezeichnet zu haben."

Wir ſprachen darauf über Platen, deſſen negative Richtung gleichfalls nicht gebilligt wurde. „Es iſt nicht zu leugnen", ſagte Goethe, „er beſitzt manche glänzende Eigenſchaften: allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt ſo wenig ſeine Leſer und ſeine Mitpoeten als ſich ſelber, und ſo kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apoſtels anzuwenden: «Und wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.» Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von Platen geleſen und ſein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie geſagt, die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer ſein, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben."

1826.

Sonntag Abend, den 29. Januar 1826.

Der erste deutsche Improvisator, Doctor Wolff aus Hamburg, ist seit mehrern Tagen hier und hat auch bereits öffentlich Proben seines seltenen Talents abgelegt. Freitag Abend gab er ein glänzendes Improvisatorium vor sehr zahlreichen Zuhörern und in Gegenwart des weimarischen Hofs. Noch an selbigem Abend erhielt er eine Einladung zu Goethe auf nächsten Mittag.

Ich sprach Doctor Wolff gestern Abend, nachdem er mittags vor Goethe improvisirt hatte. Er war sehr beglückt und äußerte, daß diese Stunde in seinem Leben Epoche machen würde, indem Goethe ihn mit wenigen Worten auf eine ganz neue Bahn gebracht und in dem, was er an ihm getadelt, den Nagel auf den Kopf getroffen hätte.

Diesen Abend nun, als ich bei Goethe war, kam das Gespräch sogleich auf Wolff. „Doctor Wolff ist sehr glücklich", sagte ich, „daß Euer Excellenz ihm einen guten Rath gegeben."

„Ich bin aufrichtig gegen ihn gewesen", sagte Goethe, „und wenn meine Worte auf ihn gewirkt und ihn angeregt haben, so ist das ein sehr gutes Zeichen. Er ist ein entschiedenes Talent, daran ist kein Zweifel, allein er leidet an der allgemeinen Krankheit der jetzigen Zeit, an der Subjectivität, und davon möchte ich ihn heilen. Ich gab ihm eine Aufgabe, um ihn zu versuchen. Schildern Sie mir sagte ich, Ihre Rückkehr nach Hamburg. Dazu war er nun sogleich bereit und fing auf der Stelle in wohlklingenden

Verſen zu ſprechen an. Ich mußte ihn bewundern, allein ich konnte ihn nicht loben. Nicht die Rückkehr nach Hamburg ſchilderte er mir, ſondern nur die Empfindungen der Rückkehr eines Sohnes zu Aeltern, Anverwandten und Freunden, und ſein Gedicht konnte ebenſo gut für eine Rückkehr nach Merſeburg und Jena als für eine Rückkehr nach Hamburg gelten. Was iſt aber Hamburg für eine ausgezeichnete, eigenartige Stadt, und welch ein reiches Feld für die ſpeciellſten Schilderungen bot ſich ihm dar, wenn er das Object gehörig zu ergreifen gewußt und gewagt hätte!"

Ich bemerkte, daß das Publikum an ſolcher ſubjectiven Richtung ſchuld ſei, indem es allen Gefühlsſachen einen entſchiedenen Beifall ſchenke.

„Mag ſein", ſagte Goethe; „allein wenn man dem Publikum das Beſſere gibt, ſo iſt es noch zufriedener. Ich bin gewiß, wenn es einem improviſirenden Talent wie Wolff gelänge, das Leben großer Städte wie Rom, Neapel, Wien, Hamburg und London mit aller treffenden Wahrheit zu ſchildern, und ſo lebendig, daß ſie glaubten, es mit eigenen Augen zu ſehen, er würde alles entzücken und hinreißen. Wenn er zum Objectiven durchbricht, ſo iſt er geborgen; es liegt in ihm, denn er iſt nicht ohne Phantaſie. Nur muß er ſich ſchnell entſchließen und es zu ergreifen wagen."

„Ich fürchte", ſagte ich, „daß dieſes ſchwerer iſt als man glaubt, denn es erfordert eine Umwandlung der ganzen Denkweiſe. Gelingt es ihm, ſo wird auf jeden Fall ein augenblicklicher Stillſtand in der Production eintreten, und es wird eine lange Uebung erfordern, bis ihm auch das Objective geläufig und zur zweiten Natur werde."

„Freilich", erwiderte Goethe, „iſt dieſer Ueberſchritt ungeheuer; aber er muß nur Muth haben und ſich ſchnell entſchließen. Es iſt damit wie beim Baden die Scheu vor dem Waſſer, man muß nur raſch hineinſpringen und das Element wird unſer ſein.

„Wenn einer ſingen lernen will", fuhr Goethe fort, „ſind ihm alle diejenigen Töne, die in ſeiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in ſeiner Kehle liegen, ſind ihm anfänglich äußerſt ſchwer. Um aber

ein Sänger zu werden, muß er sie überwinden, denn sie müssen ihm alle zu Gebote stehen. Ebenso ist es mit einem Dichter. Solange er blos seine wenigen subjectiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjective Natur ihr bischen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht.

„Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anders sagen als: Richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen; denn das thaten die Alten auch, da sie lebten."

Goethe stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich, wie er es gern hat, auf meinem Stuhle am Tische sitzen blieb. Er stand einen Augenblick am Ofen, dann aber, wie einer der etwas bedacht hat, trat er zu mir heran, und den Finger an den Mund gelegt, sagte er Folgendes:

„Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv, dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjective. Dieses sehen Sie nicht blos an der Poesie, sondern auch an der Malerei und vielem andern. Jedes tüchtige Bestreben dagegen wendet sich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen sehen, die wirklich im Streben und Vorschreiten begriffen und alle objectiver Natur waren."

Die ausgesprochenen Worte gaben Anlaß zu der geistreichsten Unterhaltung, wobei besonders der großen Zeit des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gedacht wurde.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf das Theater und das Schwache, Empfindsame und Trübselige der neuern Erscheinungen. „Ich tröste und stärke mich jetzt an Molière", sagte ich. „Seinen «Geizigen» habe ich übersetzt und beschäftige mich nun mit seinem «Arzt wider Willen». Was

ist doch Molière für ein großer, reiner Mensch!" — „Ja", sagte Goethe, „reiner Mensch, das ist das eigentliche Wort, was man von ihm sagen kann; es ist an ihm nichts verbogen und verbildet. Und um diese Großheit! Er beherrschte die Sitten seiner Zeit, wogegen aber unsere Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihrigen beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete."

„Ich möchte etwas darum geben", sagte ich, „wenn ich die Molière'schen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne sehen könnte; allein dem Publikum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu stark und natürlich sein. Sollte diese Ueberverfeinerung nicht von der sogenannten idealen Literatur gewisser Autoren herrühren?"

„Nein", sagte Goethe, „sie kommt aus der Gesellschaft selbst. Und dann, was thun unsere jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, und das Theater ist blos für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière schrieb, waren die Mädchen im Kloster, und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen.

„Da wir nun aber unsere jungen Mädchen schwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird, Stücke zu geben, die schwach und eben darum diesen recht sind, so seid klug und macht es wie ich und geht nicht hinein.

„Ich habe am Theater nur so lange ein wahrhaftes Interesse gehabt, als ich dabei praktisch einwirken konnte. Es war meine Freude, die Anstalt auf eine höhere Stufe zu bringen, und ich nahm bei den Vorstellungen weniger Antheil an den Stücken, als daß ich darauf sah, ob die Schauspieler ihre Sachen recht machten oder nicht. Was ich zu tadeln hatte, schickte ich am andern Morgen dem Regisseur auf einem Zettel, und ich konnte gewiß sein, bei der nächsten Vorstellung die Fehler vermieden zu sehen. Nun aber, wo ich beim Theater nicht mehr praktisch einwirken kann, habe ich auch keinen Beruf mehr hineinzugehen. Ich müßte das

Mangelhafte geſchehen laſſen, ohne es verbeſſern zu können, und das iſt nicht meine Sache.

„Mit dem Leſen von Stücken geht es mir nicht beſſer. Die jungen deutſchen Dichter ſchicken mir immerfort Trauerſpiele; allein was ſoll ich damit? Ich habe die deutſchen Stücke immer nur in der Abſicht geleſen, ob ich ſie könnte ſpielen laſſen; übrigens waren ſie mir gleichgültig. Und was ſoll ich nun in meiner jetzigen Lage mit den Stücken dieſer jungen Leute? Für mich ſelbſt gewinne ich nichts, indem ich leſe wie man es nicht hätte machen ſollen, und den jungen Dichtern kann ich nicht nützen bei einer Sache, die ſchon gethan iſt. Schickten ſie mir ſtatt ihrer gedruckten Stücke den Plan zu einem Stück, ſo könnte ich wenigſtens ſagen: mache es, oder mache es nicht, oder mache es ſo, oder mache es anders; und dabei wäre doch einiger Sinn und Nutzen.

„Das ganze Unheil entſteht daher, daß die poetiſche Cultur in Deutſchland ſich ſo ſehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen ſchlechten Vers macht. Die jungen Dichter, die mir ihre Werke ſenden, ſind nicht geringer als ihre Vorgänger, und da ſie nun jene ſo hoch geprieſen ſehen, ſo begreifen ſie nicht, warum man ſie nicht auch preiſt. Und doch darf man zu ihrer Aufmunterung nichts thun, eben weil es ſolcher Talente jetzt zu Hunderten gibt und man das Ueberflüſſige nicht befördern ſoll, während noch ſo viel Nützliches zu thun iſt. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, ſo wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient ſein.“

Donnerstag den 16. Februar 1826.

Ich ging dieſen Abend um ſieben Uhr zu Goethe, den ich in ſeinem Zimmer allein fand. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich geſtern, bei ſeiner Durchreiſe nach Petersburg, den Herzog von Wellington im Gaſthofe geſehen.

„Nun", ſagte Goethe belebt, „wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus wie ſein Porträt?"

„Ja", ſagte ich, „aber beſſer, beſonderer. Wenn man einen Blick in ſein Geſicht gethan hat, ſo ſind alle ſeine Porträts vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges mal anzuſehen, um ihn nie wieder zu vergeſſen, ein ſolcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge iſt braun und vom heiterſten Glanze, man fühlt die Wirkung ſeines Blicks. Sein Mund iſt ſprechend, auch wenn er geſchloſſen iſt. Er ſieht aus wie einer, der vieles gedacht und das Größte gelebt hat, und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den nichts mehr anficht. Hart und zäh erſchien er mir wie eine damascener Klinge.

„Er iſt ſeinem Ausſehen nach hoch in den Funfzigen, von gerader Haltung, ſchlank, nicht ſehr groß und eher etwas mager als ſtark. Ich ſah ihn wie er in den Wagen ſteigen und wieder abfahren wollte. Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menſchen ging und mit ſehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches."

Goethe hörte meiner Beſchreibung mit ſichtbarem Intereſſe zu. „Da haben Sie einen Helden mehr geſehen", ſagte er, „und das will immer etwas heißen."

Wir kamen auf Napoleon, und ich bedauerte, daß ich *den* nicht geſehen. „Freilich", ſagte Goethe, „das war *auch* der Mühe werth. Dieſes Compendium der Welt!" — „Er ſah wol nach etwas aus?" fragte ich. — „Er war es", antwortete Goethe, „und man ſah ihm an, daß er es war: das war alles."

Ich hatte für Goethe ein ſehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher ſchon erzählt hatte, ein Gedicht von ihm ſelbſt, deſſen er ſich jedoch nicht mehr erinnerte, ſo tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfang des Jahres 1766 in den „Sichtbaren", einer damals in Frankfurt erſchienenen Zeitſchrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch deſſen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteſte aller von Goethe

bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstand, wobei es mir merkwürdig war, wie dem sehr jungen Verfasser die religiösen Vorstellungsarten so geläufig gewesen. Der Gesinnung nach konnte das Gedicht von Klopstock herkommen, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur: es war stärker, freier und leichter und hatte eine größere Energie, einen bessern Zug. Außerordentliche Glut erinnerte an eine kräftig brausende Jugend. Beim Mangel an Stoff drehte es sich in sich selbst herum und war länger geworden als billig.

Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichts wieder. „Es ist möglich", sagte er, „daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Ueberschrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte. Noch dieser Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in englischer Sprache geschrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetischen Gegenständen beklage. Wir Deutschen sind auch wirklich schlimm daran: unsere Urgeschichte liegt zu sehr im Dunkel, und die spätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauses kein allgemeines nationales Interesse. Klopstock versuchte sich am Hermann, allein der Gegenstand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältniß, niemand weiß was er damit machen soll, und seine Darstellung ist daher ohne Wirkung und Popularität geblieben. Ich that einen glücklichen Griff mit meinem «Götz von Berlichingen»; das war doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, und es war schon etwas damit zu machen.

„Beim «Werther» und «Faust» mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Busen greifen, denn das Ueberlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexenwesen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordisches Erbtheil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tischen der

Griechen. Hätte ich aber ſo deutlich wie jetzt gewußt, wie viel Vortreffliches ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden da iſt, ich hätte keine Zeile geſchrieben, ſondern etwas anderes gethan."

Am Oſtertage, den 26. März 1826.

Goethe war heute bei Tiſche in der heiterſten, herzlichſten Stimmung. Ein ihm ſehr werthes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byron's Handſchrift der Dedication ſeines „Sardanapal". Er zeigte ſie uns zum Nachtiſch, indem er zugleich ſeine Tochter quälte, ihm Byron's Brief aus Genua wiederzugeben. „Du ſiehſt, liebes Kind", ſagte er, „ich habe jetzt alles beiſammen, was auf mein Verhältniß zu Byron Bezug hat, ſelbſt dieſes merkwürdige Blatt gelangt heute wunderbarerweiſe zu mir, und es fehlt mir nun weiter nichts als jener Brief."

Die liebenswürdige Verehrerin von Byron wollte aber den Brief nicht wieder entbehren. „Sie haben ihn mir einmal geſchenkt, lieber Vater", ſagte ſie, „und ich gebe ihn nicht zurück; und wenn Sie denn einmal wollen, daß das Gleiche zum Gleichen ſoll, ſo geben Sie mir lieber dieſes köſtliche Blatt von heute noch dazu, und ich verwahre ſodann alles miteinander." Das wollte Goethe noch weniger, und der anmuthige Streit ging noch eine Weile fort, bis er ſich in ein allgemeines munteres Geſpräch auflöſte.

Nachdem wir vom Tiſche aufgeſtanden und die Frauen hinaufgegangen waren, blieb ich mit Goethe allein. Er holte aus ſeiner Arbeitsſtube ein rothes Porteſeuille, womit er mit mir ans Fenſter trat und es auseinanderlegte. „Sehen Sie", ſagte er, „hier habe ich alles beiſammen, was auf mein Verhältniß zu Lord Byron Bezug hat. Hier iſt ſein Brief aus Livorno, dies iſt ein Abdruck ſeiner Dedication, dies mein Gedicht, hier das, was ich zu Medwin's Converſationen geſchrieben; nun fehlt mir blos ſein Brief aus Genua, aber ſie will ihn nicht hergeben."

Goethe ſagte mir ſodann von einer freundlichen Aufforderung, die in Bezug auf Lord Byron heute aus England an ihn ergangen und die ihn ſehr angenehm berührt habe. Sein Geiſt war bei dieſer Gelegenheit ganz von Byron voll, und er ergoß ſich über ihn, ſeine Werke und ſein Talent in tauſend intereſſanten Aeußerungen.

„Die Engländer", ſagte er unter anderm, „mögen auch von Byron halten was ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie keinen Poeten aufzuweiſen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er iſt anders als alle übrigen und meiſtentheils größer."

Montag den 15. Mai 1826.

Ich ſprach mit Goethe über Stephan Schütze, über den er ſich ſehr wohlwollend äußerte.

„In den Tagen meines krankhaften Zuſtandes von voriger Woche", ſagte er, „habe ich ſeine «Heitern Stunden» geleſen. Ich habe an dem Buche große Freude gehabt. Hätte Schütze in England gelebt, er würde Epoche gemacht haben; denn ihm fehlte bei ſeiner Gabe der Beobachtung und Darſtellung weiter nichts als der Anblick eines bedeutenden Lebens."

Donnerstag den 1. Juni 1826.

Goethe ſprach über den „Globe". „Die Mitarbeiter", ſagte er, „ſind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußerſten Grade. In ihrem Tadel ſind ſie fein und galant, wogegen aber die deutſchen Gelehrten immer glauben, daß ſie den ſogleich haſſen müſſen, der nicht ſo denkt wie ſie. Ich zähle den «Globe» zu den intereſſanteſten Zeitſchriften und könnte ihn nicht entbehren."

Mittwoch den 26. Juli 1826.

Dieſen Abend hatte ich das Glück, von Goethe manche Aeußerung über das Theater zu hören.

Ich erzählte ihm, daß einer meiner Freunde die Abſicht habe, Byron's „Two Foscari" für die Bühne einzurichten. Goethe zweifelte am Gelingen.

„Es iſt freilich eine verführeriſche Sache", ſagte er. „Wenn ein Stück im Leſen auf uns große Wirkung macht, ſo denken wir, es müßte auch von der Bühne herunter ſo thun, und wir bilden uns ein, wir könnten mit weniger Mühe dazu gelangen. Allein es iſt ein eigenes Ding. Ein Stück, das nicht urſprünglich mit Abſicht und Geſchick des Dichters für die Bretter geſchrieben iſt, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerſtrebendes behalten. Welche Mühe habe ich mir nicht mit meinem «Götz von Berlichingen» gegeben; aber doch will es als Theaterſtück nicht recht gehen. Es iſt zu groß, und ich habe es zu zwei Theilen einrichten müſſen, wovon der letzte zwar theatraliſch wirkſam, der erſte aber nur als Expoſitionsſtück anzuſehen iſt. Wollte man den erſten Theil, des Hergangs der Sache willen, blos einmal geben und ſodann blos den zweiten Theil wiederholt fortſpielen, ſo möchte es gehen. Ein ähnliches Verhältniß hat es mit dem «Wallenſtein»: die «Piccolomini» werden nicht wiederholt, aber «Wallenſtein's Tod» wird immerfort gern geſehen."

Ich fragte, wie ein Stück beſchaffen ſein müſſe, um theatraliſch zu ſein.

„Es muß ſymboliſch ſein", antwortete Goethe. „Das heißt: jede Handlung muß an ſich bedeutend ſein und auf eine noch wichtigere hinzielen. Der «Tartufe» von Molière iſt in dieſer Hinſicht ein großes Muſter. Denken Sie nur an die erſte Scene, was das für eine Expoſition iſt! Alles iſt ſogleich vom Anfange herein höchſt bedeutend und läßt auf etwas noch Wichtigeres ſchließen, was kommen wird. Die Expoſition von Leſſing's «Minna von Barnhelm» iſt auch vortrefflich, allein dieſe des «Tartufe» iſt nur einmal

in der Welt da; sie ist das Größte und Beste, was in dieser Art vorhanden."

Wir kamen auf die Calderon'schen Stücke.

„Bei Calderon", sagte Goethe, „finden Sie dieselbe theatralische Vollkommenheit. Seine Stücke sind durchaus bretterrecht, es ist in ihnen kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte."

„Es ist wunderlich", sagte ich, „daß die Shakspeare'schen Stücke keine eigentlichen Theaterstücke sind, da Shakspeare sie doch alle für sein Theater geschrieben hat."

„Shakspeare", erwiderte Goethe, „schrieb diese Stücke aus seiner Natur heraus, und dann machte seine Zeit und die Einrichtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen; man ließ sich gefallen, wie Shakspeare es brachte. Hätte aber Shakspeare für den Hof zu Madrid oder für das Theater Ludwig's des Vierzehnten geschrieben, er hätte sich auch wahrscheinlich einer strengern Theaterform gefügt. Doch dies ist keineswegs zu beklagen; denn was Shakspeare als Theaterdichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im allgemeinen gewonnen. Shakspeare ist ein großer Psychologe, und man lernt aus seinen Stücken, wie den Menschen zu Muthe ist."

Wir sprachen über die Schwierigkeit einer guten Theaterleitung.

„Das Schwere dabei ist", sagte Goethe, „daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich dadurch von seinen höhern Maximen nicht ableiten lasse. Diese höhern Maximen sind: ein gutes Repertoire trefflicher Tragödien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle, und dergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irreleiten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts Leichteres ist, als ein gutes Repertoire zu bilden. Allein es ist nichts schwieriger, als es zu halten.

„Als ich mit Schillern dem Theater vorſtand, hatten wir den Vortheil, daß wir den Sommer über in Lauchſtädt ſpielten. Hier hatten wir ein auserleſenes Publikum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und ſo kamen wir denn jedesmal eingeübt in den beſten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommervorſtellungen wiederholen. Dazu hatte das weimariſche Publikum auf unſere Leitung Vertrauen und war immer, auch bei Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unſerm Thun und Laſſen eine höhere Abſicht zum Grunde liege.

„In den neunziger Jahren", fuhr Goethe fort, „war die eigentliche Zeit meines Theaterintereſſes ſchon vorüber, und ich ſchrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epiſchen wenden. Schiller erweckte das ſchon erloſchene Intereſſe, und ihm und ſeinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Antheil. In der Zeit meines «Clavigo» wäre es mir ein Leichtes geweſen, ein Dutzend Theaterſtücke zu ſchreiben; an Gegenſtänden fehlte es nicht, und die Production ward mir leicht; ich hätte immer in acht Tagen ein Stück machen können, und es ärgert mich noch, daß ich es nicht gethan habe."

Mittwoch den 8. November 1826.

Goethe ſprach heute abermals mit Bewunderung über Lord Byron. „Ich habe", ſagte er, „ſeinen «Deformed Transformed» wieder geleſen und muß ſagen, daß ſein Talent mir immer größer vorkommt. Sein Teufel iſt aus meinem Mephiſtopheles hervorgegangen, aber es iſt keine Nachahmung, es iſt alles durchaus originell und neu, und alles knapp, tüchtig und geiſtreich. Es iſt keine Stelle darin, die ſchwach wäre, nicht ſo viel Platz um den Knopf einer Nadel hinzuſetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geiſt träfe. Ihm iſt nichts im Wege als das Hypochondriſche und Negative, und er wäre ſo groß wie Shakſpeare und die Alten." Ich wunderte mich. „Ja", ſagte Goethe, „Sie können es mir

glauben, ich habe ihn von neuem ſtudirt und muß ihm dies immer mehr zugeſtehen."

In einem frühern Geſpräche äußerte Goethe: „Lord Byron habe zu viel Empirie." Ich verſtand nicht recht, was er damit ſagen wollte, doch enthielt ich mich ihn zu fragen und dachte der Sache im ſtillen nach. Es war aber durch Nachdenken nichts zu gewinnen, und ich mußte warten, bis meine vorſchreitende Cultur oder ein glücklicher Umſtand mir das Geheimniß aufſchließen möchte. Ein ſolcher führte ſich dadurch herbei, daß abends im Theater eine treffliche Vorſtellung des „Macbeth" auf mich wirkte und ich tags darauf die Werke des Lord Byron in die Hände nahm, um ſeinen „Beppo" zu leſen. Nun wollte dieſes Gedicht auf den „Macbeth" mir nicht munden, und je weiter ich las, je mehr ging es mir auf, was Goethe bei jener Aeußerung ſich mochte gedacht haben.

Im „Macbeth" hatte ein Geiſt auf mich gewirkt, der, groß, gewaltig und erhaben wie er war, von niemand hatte ausgehen können als von Shakſpeare ſelbſt. Es war das Angeborene einer höher und tiefer begabten Natur, welche eben das Individuum, das ſie beſaß, vor allen auszeichnete und dadurch zum großen Dichter machte. Dasjenige, was zu dieſem Stück die Welt und Erfahrung gegeben, war dem poetiſchen Geiſte untergeordnet und diente nur, um dieſen reden und vorwalten zu laſſen. Der große Dichter herrſchte und hob uns an ſeine Seite hinauf zu der Höhe ſeiner Anſicht.

Beim Leſen des „Beppo" dagegen empfand ich das Vorherrſchen einer verruchten empiriſchen Welt, der ſich der Geiſt, der ſie uns vor die Sinne führt, gewiſſermaßen aſſociirt hatte. Nicht mehr der angeborene größere und reinere Sinn eines hochbegabten Dichters begegnete mir, ſondern des Dichters Denkungsweiſe ſchien durch ein häufiges Leben mit der Welt von gleichem Schlage geworden zu ſein. Er erſchien in gleichem Niveau mit allen vornehmen geiſtreichen Weltleuten, vor denen er ſich durch nichts auszeichnete als durch ſein großes Talent der Darſtellung, ſodaß er denn auch als ihr redendes Organ betrachtet werden konnte.

Und ſo empfand ich denn beim Leſen des „Beppo“: Lord Byron habe zu viel Empirie, und zwar nicht weil er zu viel wirkliches Leben uns vor die Augen führte, ſondern weil ſeine höhere poetiſche Natur zu ſchweigen, ja von einer empiriſchen Denkungsweiſe ausgetrieben zu ſein ſchien.

Mittwoch den 29. November 1826.

Lord Byron's „Deformed Transformed“ hatte ich nun auch geleſen und ſprach mit Goethe darüber nach Tiſche.

„Nicht wahr“, ſagte er, „die erſten Scenen ſind groß und zwar poetiſch groß. Das übrige, wo es auseinander und zur Belagerung Roms geht, will ich nicht als poetiſch rühmen, allein man muß geſtehen, daß es geiſtreich iſt.“

„Im höchſten Grade“, ſagte ich; „aber es iſt keine Kunſt geiſtreich zu ſein, wenn man vor nichts Reſpect hat.“

Goethe lachte. „Sie haben nicht ganz unrecht“, ſagte er; „man muß freilich zugeben, daß der Poet mehr ſagt als man möchte; er ſagt die Wahrheit, allein es wird einem nicht wohl dabei, und man ſähe lieber, daß er den Mund hielte. Es gibt Dinge in der Welt, die der Dichter beſſer überhüllt als aufdeckt; doch dies iſt eben Byron's Charakter, und man würde ihn vernichten, wenn man ihn anders wollte.“

„Ja“, ſagte ich, „im höchſten Grade geiſtreich iſt er. Wie trefflich iſt z. B. dieſe Stelle:

The Devil speaks truth much oftener than he's deemed,
He hath an ignorant audience.“

„Das iſt freilich ebenſo groß und frei als mein Mephiſtopheles irgendetwas geſagt hat.

„Da wir vom Mephiſtopheles reden“, fuhr Goethe fort, „ſo will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray von Paris mitgebracht hat. Was ſagen Sie dazu?“

Er legte mir einen Steindruck vor, die Scene darſtellend, wo Fauſt und Mephiſtopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreien, in der Nacht auf zwei Pferden an

einem Hochgerichte vorbeisausen. Faust reitet ein schwarzes, das im gestrecktesten Galop ausgreift und sich sowie sein Reiter vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint. Sie reiten so schnell, daß Faust Mühe hat, sich zu halten; die stark entgegenwirkende Luft hat seine Mütze entführt, die, von dem Sturmriemen am Halse gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat sein furchtsam fragendes Gesicht dem Mephistopheles zugewendet und lauscht auf dessen Worte. Dieser sitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Wesen. Er reitet kein lebendiges Pferd, denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht von nöthen, denn schon sein Wollen bewegt ihn in der gewünschtesten Schnelle. Er hat blos ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß; und da genügte es ihm, ein blos noch in der Haut zusammenhängendes Gerippe vom ersten besten Anger aufzuraffen. Es ist heller Farbe und scheint in der Dunkelheit der Nacht zu phosphoresciren. Es ist weder gezügelt noch gesattelt, es geht ohne das. Der überirdische Reiter sitzt leicht und nachlässig, im Gespräch zu Faust gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft ist für ihn nicht da, er wie sein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt.

Wir hatten an dieser geistreichen Composition große Freude. „Da muß man doch gestehen", sagte Goethe, „daß man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat. Hier haben Sie ein anderes Blatt, was sagen Sie zu diesem?"

Die wilde Trinkscene in Auerbach's Keller sah ich dargestellt und zwar, als Quintessenz des Ganzen, den bedeutendsten Moment, wo der verschüttete Wein als Flamme auflodert und die Bestialität der Trinkenden sich auf die verschiedenste Weise kundgibt. Alles ist Leidenschaft und Bewegung, und nur Mephistopheles bleibt in der gewohnten heitern Ruhe. Das wilde Fluchen und Schreien und das gezückte Messer des ihm zunächst Stehenden sind ihm nichts. Er hat sich auf eine Tischecke gesetzt und baumelt mit den Beinen; sein aufgehobener Finger ist genug, um Flamme und Leidenschaft zu dämpfen.

Je mehr man dieses treffliche Bild betrachtete, desto mehr

fand man den großen Verstand des Künstlers, der keine Figur der andern gleich machte und in jeder eine andere Stufe der Handlung darstellte.

„Herr Delacroix", sagte Goethe, „ist ein großes Talent, das gerade am «Faust» die rechte Nahrung gefunden hat. Die Franzosen tadeln an ihm seine Wildheit, allein hier kommt sie ihm recht zu statten. Er wird, wie man hofft, den ganzen «Faust» durchführen, und ich freue mich besonders auf die Hexenküche und die Brockenscenen. Man sieht ihm an, daß er das Leben recht durchgemacht hat, wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beste Gelegenheit geboten."

Ich machte bemerklich, daß solche Bilder zum bessern Verstehen des Gedichts sehr viel beitrügen. „Das ist keine Frage", sagte Goethe; „denn die vollkommenere Einbildungskraft eines solchen Künstlers zwingt uns, die Situationen so gut zu denken, wie er sie selber gedacht hat. Und wenn ich nun gestehen muß, daß Herr Delacroix meine eigene Vorstellung bei Scenen übertroffen hat, die ich selber gemacht habe, um wie viel mehr werden nicht die Leser alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!"

Montag den 11. December 1826.

Ich fand Goethe in einer sehr heiter aufgeregten Stimmung. „Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen", sagte er mir sehr belebt entgegen. „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein als hätte ich Jahre verlebt."

Mittwoch den 13. December 1826.

Ueber Tiſche lobten die Frauen ein Porträt eines jungen Malers. „Und was bewundernswürdig iſt", fügten ſie hinzu, „er hat alles von ſelbſt gelernt". Dieſes merkte man denn auch beſonders an den Händen, die nicht richtig und kunſtmäßig gezeichnet waren.

„Man ſieht", ſagte Goethe, „der junge Mann hat Talent; allein daß er alles von ſelbſt gelernt hat, deswegen ſoll man ihn nicht loben, ſondern ſchelten. Ein Talent wird nicht geboren, um ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben, ſondern ſich zur Kunſt und guten Meiſtern zu wenden, die denn etwas aus ihm machen. Ich habe dieſer Tage einen Brief von Mozart geleſen, wo er einem Baron, der ihm Compoſitionen zugeſendet hatte, etwa Folgendes ſchreibt: «Euch Dilettanten muß man ſchelten, denn es finden bei euch gewöhnlich zwei Dinge ſtatt: entweder ihr habt keine eigene Gedanken, und da nehmt ihr fremde; oder wenn ihr eigene Gedanken habt, ſo wißt ihr nicht damit umzugehen.» Iſt das nicht himmliſch? Und gilt dieſes große Wort, was Mozart von der Muſik ſagt, nicht von allen übrigen Künſten?"

Goethe fuhr fort: „Lenardo da Vinci ſagt: Wenn in euerm Sohne nicht der Sinn ſteckt, dasjenige, was er zeichnet, durch kräftige Schattirung ſo herauszuheben, daß man es mit Händen greifen möchte, ſo hat er kein Talent.

„Und ferner ſagt Lenardo da Vinci: Wenn euer Sohn Perſpective und Anatomie völlig innehat, ſo thut ihn zu einem guten Meiſter.

„Und jetzt", ſagte Goethe, „verſtehen unſere jungen Künſtler beides kaum, wenn ſie ihre Meiſter verlaſſen. So ſehr haben ſich die Zeiten geändert.

„Unſern jungen Malern", fuhr Goethe fort, „fehlt es an Gemüth und Geiſt; ihre Erfindungen ſagen nichts und wirken nichts; ſie malen Schwerter, die nicht hauen, und Pfeile, die nicht treffen, und es bringt ſich mir oft auf als wäre aller Geiſt aus der Welt verſchwunden."

„Und doch", verſetzte ich, „ſollte man glauben, daß die

großen kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre den Geist aufgeregt hätten."

„Mehr Wollen", sagte Goethe, „haben sie aufgeregt als Geist, und mehr politischen Geist als künstlerischen, und alle Naivetät und Sinnlichkeit ist dagegen gänzlich verloren gegangen. Wie will aber ein Maler ohne diese beiden großen Erfordernisse etwas machen, woran man Freude haben könnte!"

Ich sagte, daß ich dieser Tage in seiner „Italienischen Reise" von einem Bilde Correggio's gelesen, welches eine Entwöhnung darstellt, wo das Kind Christus auf dem Schose der Maria zwischen der Mutterbrust und einer hingereichten Birne in Zweifel kommt und nicht weiß, welches von beiden es wählen soll.

„Ja", sagte Goethe, „das ist ein Bildchen! Da ist Geist, Naivetät, Sinnlichkeit, alles beieinander. Und der heilige Gegenstand ist allgemein menschlich geworden und gilt als Symbol für eine Lebensstufe, die wir alle durchmachen. Ein solches Bild ist ewig, weil es in die frühesten Zeiten der Menschheit zurück- und in die künftigsten vorwärtsgreift. Wollte man dagegen den Christus malen, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt, so wäre das ein Bild, welches gar nichts zu sagen hätte, wenigstens nichts von Bedeutung.

„Ich habe nun", fuhr Goethe fort, „der deutschen Malerei über funfzig Jahre zugesehen, ja nicht blos zugesehen, sondern auch von meiner Seite einzuwirken gesucht, und kann jetzt so viel sagen, daß so wie alles jetzt steht wenig zu erwarten ist. Es muß ein großes Talent kommen, welches sich alles Gute der Zeit sogleich aneignet und dadurch alles übertrifft. Die Mittel sind alle da, und die Wege gezeigt und gebahnt. Haben wir doch jetzt sogar auch die Phidiasse vor Augen, woran in unserer Jugend nicht zu denken war. Es fehlt jetzt, wie gesagt, weiter nichts als ein großes Talent, und dieses, hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht schon in der Wiege und Sie können seinen Glanz noch erleben."

Mittwoch den 20. December 1826.

Ich erzählte Goethen nach Tiſche, daß ich eine Entdeckung gemacht, die mir viele Freude gewähre. Ich hätte nämlich an einer brennenden Wachskerze bemerkt, daß der durchſichtige untere Theil der Flamme daſſelbe Phänomen zeige, als wodurch der blaue Himmel entſtehe, indem nämlich die Finſterniß durch ein erleuchtetes Trübe geſehen werde.

Ich fragte Goethe, ob er dieſes Phänomen der Kerze kenne und in ſeiner „Farbenlehre" aufgenommen habe. „Ohne Zweifel", ſagte er. Er nahm einen Band der „Farbenlehre" herunter und las mir die Paragraphen, wo ich denn alles beſchrieben fand wie ich es geſehen. „Es iſt mir ſehr lieb", ſagte er, „daß Ihnen dieſes Phänomen aufgegangen iſt, ohne es aus meiner «Farbenlehre» zu kennen; denn nun haben Sie es begriffen und können ſagen, daß Sie es beſitzen. Auch haben Sie dadurch einen Standpunkt gefaßt, von welchem aus Sie zu den übrigen Phänomenen weiter gehen werden. Ich will Ihnen jetzt ſogleich ein neues zeigen."

Es mochte etwa vier Uhr ſein; es war ein bedeckter Himmel und im erſten Anfangen der Dämmerung. Goethe zündete ein Licht an und ging damit in die Nähe des Fenſters zu einem Tiſche. Er ſetzte das Licht auf einen weißen Bogen Papier und ſtellte ein Stäbchen darauf, ſodaß der Schein des Kerzenlichts vom Stäbchen aus einen Schatten warf nach dem Lichte des Tages zu. „Nun", ſagte Goethe, „was ſagen Sie zu dieſem Schatten?" — „Der Schatten iſt blau", antwortete ich. — „Da hätten Sie alſo das Blaue wieder", ſagte Goethe; „aber auf dieſer andern Seite des Stäbchens nach der Kerze zu, was ſehen Sie da?" — „Auch einen Schatten." — „Aber von welcher Farbe?" — „Der Schatten iſt ein röthliches Gelb", antwortete ich; „doch wie entſteht dieſes doppelte Phänomen?" — „Das iſt nun Ihre Sache", ſagte Goethe; „ſehen Sie zu, daß Sie es herausbringen. Zu finden iſt es, aber es iſt ſchwer. Sehen Sie nicht früher in meiner «Farbenlehre» nach, als bis Sie die Hoffnung aufgegeben haben, es ſelber herauszubringen." Ich verſprach dieſes mit vieler Freude.

„Das Phänomen am untern Theile der Kerze", fuhr Goethe fort, „wo ein durchsichtiges Helle vor die Finsterniß tritt und die blaue Farbe hervorbringt, will ich Ihnen jetzt in vergrößertem Maße zeigen." Er nahm einen Löffel, goß Spiritus hinein und zündete ihn an. Da entstand denn wieder ein durchsichtiges Helle, wodurch die Finsterniß blau erschien. Wendete ich den brennenden Spiritus vor die Dunkelheit der Nacht, so nahm die Bläue an Kräftigkeit zu; hielt ich ihn gegen das Helle, so schwächte sie sich oder verschwand gänzlich.

Ich hatte meine Freude an dem Phänomen. „Ja", sagte Goethe, „das ist eben das Große bei der Natur, daß sie so einfach ist, und daß sie ihre größten Erscheinungen immer im kleinen wiederholt. Dasselbe Gesetz, wodurch der Himmel blau ist, sieht man ebenfalls an dem untern Theil einer brennenden Kerze, am brennenden Spiritus sowie an dem erleuchteten Rauch, der von einem Dorfe aufsteigt, hinter welchem ein dunkles Gebirge liegt."

„Aber wie erklären die Schüler von Newton dieses höchst einfache Phänomen?" fragte ich.

„Das müssen Sie gar nicht wissen", antwortete Goethe. „Es ist gar zu dumm, und man glaubt nicht, welchen Schaden es einem guten Kopfe thut, wenn er sich mit etwas Dummem befaßt. Bekümmern Sie sich gar nicht um die Newtonianer, lassen Sie sich die reine Lehre genügen, und Sie werden sich gut dabei stehen."

„Die Beschäftigung mit dem Verkehrten", sagte ich, „ist vielleicht in diesem Fall ebenso unangenehm und schädlich, als wenn man ein schlechtes Trauerspiel in sich aufnehmen sollte, um es nach allen seinen Theilen zu beleuchten und in seiner Blöße darzustellen."

„Es ist ganz dasselbe", sagte Goethe, „und man soll sich ohne Noth nicht damit befassen. Ich ehre die Mathematik als die erhabenste und nützlichste Wissenschaft, solange man sie da anwendet, wo sie am Platze ist; allein ich kann nicht loben, daß man sie bei Dingen misbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen und wo die edle Wissenschaft sogleich als Unsinn erscheint. Und als ob alles nur

dann existirte, wenn es sich mathematisch beweisen läßt! Es wäre doch thöricht, wenn jemand nicht an die Liebe seines Mädchens glauben wollte, weil sie ihm solche nicht mathematisch beweisen kann! Ihre Mitgift kann sie ihm mathematisch beweisen, aber nicht ihre Liebe. Haben doch auch die Mathematiker nicht die Metamorphose der Pflanze erfunden! Ich habe dieses ohne die Mathematik vollbracht, und die Mathematiker haben es müssen gelten lassen. Um die Phänomene der Farbenlehre zu begreifen, gehört weiter nichts als ein reines Anschauen und ein gesunder Kopf; allein beides ist freilich seltener als man glauben sollte."

„Wie stehen denn die jetzigen Franzosen und Engländer zur Farbenlehre?" fragte ich.

„Beide Nationen", antwortete Goethe, „haben ihre Avantagen und ihre Nachtheile. Bei den Engländern ist es gut, daß sie alles praktisch machen; aber sie sind Pedanten. Die Franzosen sind gute Köpfe; aber es soll bei ihnen alles positiv sein, und wenn es nicht so ist, so machen sie es so. Doch sie sind in der Farbenlehre auf gutem Wege, und einer ihrer Besten kommt nahe heran. Er sagt: die Farbe sei den Dingen angeschaffen; denn wie es in der Natur ein Säurendes gebe, so gebe es auch ein Färbendes. Damit sind nun freilich die Phänomene nicht erklärt; allein er spielt doch den Gegenstand in die Natur hinein und befreit ihn von der Einschränkung der Mathematik."

Die berliner Zeitungen wurden gebracht, und Goethe setzte sich sie zu lesen. Er reichte auch mir ein Blatt, und ich fand in den Theaternachrichten, daß man dort im Opernhause und königlichen Theater ebenso schlechte Stücke gebe als hier.

„Wie soll dies auch anders sein", sagte Goethe. „Es ist freilich keine Frage, daß man nicht mit Hülfe der guten englischen, französischen und spanischen Stücke ein so gutes Repertoire zusammenbringen sollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein wo ist das Bedürfniß in der Nation, immer ein gutes Stück zu sehen? Die Zeit, in welcher Aeschylus, Sophokles und Euripides schrieben, war freilich eine ganz andere: sie hatte den Geist hinter sich und

wollte nur immer das wirklich Größte und Beſte. Aber in unſerer ſchlechten Zeit, wo iſt denn da das Bedürfniß für das Beſte? Wo ſind die Organe, es aufzunehmen?

„Und dann", fuhr Goethe fort, „man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publikum iſt überall daſſelbe. Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geſchrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis ſechs durchaus ſchlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entſchädigt wird.

„Das einzige Mittel, um jetzt ein deutſches Theater oben zu halten, ſind Gaſtrollen. Hätte ich jetzt noch die Leitung, ſo ſollte der ganze Winter mit trefflichen Gaſtſpielern beſetzt ſein. Dadurch würden nicht allein alle guten Stücke immer wieder zum Vorſchein kommen, ſondern das Intereſſe würde auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt; man könnte vergleichen und urtheilen, das Publikum gewönne an Einſichten, und unſere eigenen Schauſpieler würden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gaſtes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Wie geſagt: Gaſtrollen und immer Gaſtrollen, und Ihr ſolltet über den Nutzen erſtaunen, der daraus für Theater und Publikum hervorgehen würde.

„Ich ſehe die Zeit kommen, wo ein geſcheiter, der Sache gewachſener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und ſie hin und her mit Gaſtrollen verſehen wird, und ich bin gewiß, daß er ſich beſſer bei dieſen vieren ſtehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte."

Mittwoch den 27. December 1826.

Dem Phänomen des blauen und gelben Schattens hatte ich nun zu Hauſe fleißig nachgedacht, und wiewol es mir lange ein Räthſel blieb, ſo ging mir doch bei fortgeſetztem Beobachten ein Licht auf, und ich ward nach und nach überzeugt, das Phänomen begriffen zu haben.

Heute bei Tiſche ſagte ich Goethen, daß ich das Räthſel

gelöst. „Es wäre viel", sagte Goethe; „nach Tische sollen Sie es mir machen." — „Ich will es lieber schreiben", sagte ich, „denn zu einer mündlichen Auseinandersetzung fehlen mir leicht die richtigen Worte." — „Sie mögen es später schreiben", sagte Goethe, „aber heute sollen Sie es mir erst vor meinen Augen machen und mir mündlich demonstriren, damit ich sehe, ob Sie im Rechten sind."

Nach Tische, wo es völlig hell war, fragte Goethe: „Können Sie jetzt das Experiment machen?" — „Nein", sagte ich. „Warum nicht?" fragte Goethe. „Es ist noch zu hell", antwortete ich; „es muß erst ein wenig Dämmerung eintreten, damit das Kerzenlicht einen entschiedenen Schatten werfe; doch muß es noch hell genug sein, damit das Tageslicht diesen erleuchten könne." — „Hm!" sagte Goethe, „das ist nicht unrecht."

Der Anfang der Abenddämmerung trat endlich ein, und ich sagte Goethen, daß es jetzt Zeit sei. Er zündete die Wachskerze an und gab mir ein Blatt weißes Papier und ein Stäbchen. „Nun experimentiren und docciren Sie!" sagte er.

Ich stellte das Licht auf den Tisch in die Nähe des Fensters, legte das Blatt Papier in die Nähe des Lichts, und als ich das Stäbchen auf die Mitte des Papiers zwischen Tages- und Kerzenlicht setzte, war das Phänomen in vollkommener Schönheit da. Der Schatten nach dem Lichte zu zeigte sich entschieden gelb, der andere nach dem Fenster zu vollkommen blau.

„Nun", sagte Goethe, „wie entsteht zunächst der blaue Schatten?" — „Ehe ich dieses erkläre", sagte ich, „will ich das Grundgesetz aussprechen, aus dem ich beide Erscheinungen ableite.

„Licht und Finsterniß", sagte ich, „sind keine Farben, sondern sie sind zwei Extreme, in deren Mitte die Farben liegen und entstehen, und zwar durch eine Modification von beiden.

„Den Extremen Licht und Finsterniß zunächst entstehen die beiden Farben gelb und blau: die gelbe an der Grenze des Lichts, indem ich dieses durch ein getrübtes, die blaue

an der Grenze der Finsterniß, indem ich diese durch ein erleuchtetes Durchsichtige betrachte.

„Kommen wir nun", fuhr ich fort, „zu unserm Phänomen, so sehen wir, daß das Stäbchen vermöge der Gewalt des Kerzenlichts einen entschiedenen Schatten wirft. Dieser Schatten würde als schwarze Finsterniß erscheinen, wenn ich die Läden schlösse und das Tageslicht absperrte. Nun aber bringt durch die offenen Fenster das Tageslicht frei herein und bildet ein erhelltes Medium, durch welches ich die Finsterniß des Schattens sehe, und so entsteht denn, dem Gesetz gemäß, die blaue Farbe." Goethe lachte. „Das wäre der blaue", sagte er; „wie aber erklären Sie den gelben Schatten?"

„Aus dem Gesetz des getrübten Lichts", antwortete ich. „Die brennende Kerze wirft auf das weiße Papier ein Licht, das schon einen leisen Hauch vom Gelblichen hat. Der einwirkende Tag aber hat so viele Gewalt, um vom Stäbchen aus nach dem Kerzenlichte zu einen schwachen Schatten zu werfen, der, so weit er reicht, das Licht trübt, und so entsteht, dem Gesetz gemäß, die gelbe Farbe. Schwäche ich die Trübe, indem ich den Schatten dem Lichte möglichst nahe bringe, so zeigt sich ein reines Hellgelb; verstärke ich aber die Trübe, indem ich den Schatten möglichst vom Lichte entferne, so verdunkelt sich das Gelbe bis zum Röthlichen, ja Rothen."

Goethe lachte wieder, und zwar sehr geheimnißvoll. „Nun", sagte ich, „habe ich recht?" — „Sie haben das Phänomen recht gut gesehen und recht hübsch ausgesprochen", antwortete Goethe, „aber Sie haben es nicht erklärt. Ihre Erklärung ist gescheit, ja sogar geistreich, aber sie ist nicht die richtige."

„Nun so helfen Sie mir", sagte ich, „und lösen Sie mir das Räthsel, denn ich bin nun im höchsten Grade ungeduldig." — „Sie sollen es erfahren", sagte Goethe, „aber nicht heute und nicht auf diesem Wege. Ich will Ihnen nächstens ein anderes Phänomen zeigen, durch welches Ihnen das Gesetz augenscheinlich werden soll. Sie sind nahe heran, und weiter ist in dieser Richtung nicht zu gelangen. Haben

Sie aber das neue Geſetz begriffen, ſo ſind Sie in eine ganz andere Region eingeführt und über ſehr vieles hinaus. Kommen Sie einmal am Mittag bei heiterm Himmel ein Stündchen früher zu Tiſche, ſo will ich Ihnen ein deutlicher Phänomen zeigen, durch welches Sie daſſelbe Geſetz, welches dieſem zum Grunde liegt, ſogleich begreifen ſollen.

„Es iſt mir ſehr lieb", fuhr er fort, „daß Sie für die Farbe dieſes Intereſſe haben; es wird Ihnen eine Quelle von unbeſchreiblichen Freuden werden."

Nachdem ich Goethe am Abend verlaſſen, konnte ich den Gedanken an das Phänomen nicht aus dem Kopfe bringen, ſodaß ich ſogar im Traume damit zu thun hatte. Aber auch in dieſem Zuſtande ſah ich nicht klarer und kam der Löſung des Räthſels um keinen Schritt näher.

„Mit meinen naturwiſſenſchaftlichen Heften", ſagte Goethe vor einiger Zeit, „gehe ich auch langſam fort. Nicht weil ich glaube, die Wiſſenſchaft noch jetzt bedeutend fördern zu können, ſondern der vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beſchäftigung mit der Natur iſt die unſchuldigſte. In äſthetiſcher Hinſicht iſt jetzt an gar keine Verbindung und Correſpondenz zu denken. Da wollen ſie wiſſen, welche Stadt am Rhein bei meinem «Hermann und Dorothea» gemeint ſei. Als ob es nicht beſſer wäre, ſich jede beliebige zu denken! Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poeſie."

1827.

Mittwoch den 3. Januar 1827.

Heute bei Tiſche ſprachen wir über Canning's treffliche Rede für Portugal.

„Es gibt Leute", ſagte Goethe, „die dieſe Rede grob nennen; aber dieſe Leute wiſſen nicht was ſie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondiren. Es iſt keine Oppoſition, ſondern eine bloße Frondation. Sie müſſen etwas Großes haben, das ſie haſſen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten ſie den, und ſie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann als es mit dieſem aus war, frondirten ſie die Heilige Allianz, und doch iſt nie etwas Größeres und für die Menſchheit Wohlthätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal iſt das Product eines großen Bewußtſeins. Er fühlt ſehr gut den Umfang ſeiner Gewalt und die Größe ſeiner Stellung, und er hat recht, daß er ſpricht wie er ſich empfindet. Aber das können dieſe Sansculotten nicht begreifen, und was uns andern groß erſcheint, erſcheint ihnen grob. Das Große iſt ihnen unbequem, ſie haben keine Ader, es zu verehren, ſie können es nicht dulden."

Donnerstag Abend, den 4. Januar 1827.

Goethe lobte ſehr die Gedichte von Victor Hugo. „Er iſt ein entſchiedenes Talent", ſagte er, „auf den die deutſche

Literatur Einfluß gehabt. Seine poetiſche Jugend iſt ihm leider durch die Pedanterie der claſſiſchen Partei verkümmert; doch jetzt hat er den «Globe» auf ſeiner Seite, und ſo hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen. Er hat viel Objectives und erſcheint mir vollkommen ſo bedeutend als die Herren de Lamartine und Delavigne. Wenn ich ihn recht betrachte, ſo ſehe ich wohl, wo er und andere friſche Talente ſeinesgleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen ſie her, der freilich ein ſehr bedeutendes rhetoriſch-poetiſches Talent iſt. Damit Sie nun aber ſehen, in welcher Art Victor Hugo ſchreibt, ſo leſen Sie nur dies Gedicht über Napoleon: «Les deux isles.»"

Goethe legte mir das Buch vor und ſtellte ſich an den Ofen. Ich las. „Hat er nicht treffliche Bilder?" ſagte Goethe, „und hat er ſeinen Gegenſtand nicht mit ſehr freiem Geiſte behandelt?" Er trat wieder zu mir. „Sehen Sie nur dieſe Stelle, wie ſchön ſie iſt!" Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft. „Das iſt ſchön! Denn das Bild iſt wahr; welches man in Gebirgen finden wird, wo man oft die Gewitter unter ſich hat und wo die Blitze von unten nach oben ſchlagen."

„Ich lobe an den Franzoſen", ſagte ich, „daß ihre Poeſie nie den feſten Boden der Realität verläßt. Man kann die Gedichte in Proſa überſetzen und ihr Weſentliches wird bleiben."

„Das kommt daher", ſagte Goethe: „die franzöſiſchen Dichter haben Kenntniſſe; dagegen denken die deutſchen Narren, ſie verlören ihr Talent, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühten, obgleich jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und nur dadurch erſt zum Gebrauch ſeiner Kräfte gelangt. Doch wir wollen ſie gehen laſſen, man hilft ihnen doch nicht, und das wahrhafte Talent findet ſchon ſeinen Weg. Die vielen jungen Dichter, die jetzt ihr Weſen treiben, ſind gar keine rechten Talente; ſie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutſchen Literatur zur Productivität angereizt worden.

„Daß die Franzoſen", fuhr Goethe fort, „aus der

Pedanterie zu einer freiern Art in der Poesie hervorgehen, ist nicht zu verwundern. Diderot und ihm ähnliche Geister haben schon vor der Revolution diese Bahn zu brechen gesucht. Die Revolution selbst sodann sowie die Zeit unter Napoleon sind der Sache günstig gewesen. Denn wenn auch die kriegerischen Jahre kein eigentlich poetisches Interesse aufkommen ließen und also für den Augenblick den Musen zuwider waren, so haben sich doch in dieser Zeit eine Menge freier Geister gebildet, die nun im Frieden zur Besinnung kommen und als bedeutende Talente hervortreten."

Ich fragte Goethe, ob die Partei der Classiker auch dem trefflichen Béranger entgegen gewesen. „Das Genre, worin Béranger dichtet", sagte Goethe, „ist ein älteres, herkömmliches, woran man gewöhnt war; doch hat auch er sich in manchen Dingen freier bewegt als seine Vorgänger und ist deshalb von der pedantischen Partei angefeindet worden."

Das Gespräch lenkte sich auf die Malerei und auf den Schaden der alterthümelnden Schule. „Sie prätendiren kein Kenner zu sein", sagte Goethe, „und doch will ich Ihnen ein Bild vorlegen, an welchem Ihnen, obgleich es von einem unserer besten jetzt lebenden deutschen Maler gemacht worden, dennoch die bedeutendsten Verstöße gegen die ersten Gesetze der Kunst sogleich in die Augen fallen sollen. Sie werden sehen, das Einzelne ist hübsch gemacht, aber es wird Ihnen bei dem Ganzen nicht wohl werden, und Sie werden nicht wissen was Sie daraus machen sollen. Und zwar dieses, nicht weil der Meister des Bildes kein hinreichendes Talent ist, sondern weil sein Geist, der das Talent leiten soll, ebenso verfinstert ist wie die Köpfe der übrigen alterthümelnden Maler, sodaß er die vollkommenen Meister ignorirt und zu den unvollkommenen Vorgängern zurückgeht und diese zum Muster nimmt.

„Rafael und seine Zeitgenossen waren aus einer beschränkten Manier zur Natur und Freiheit durchgebrochen. Und statt daß jetzige Künstler Gott danken und diese Avantagen benutzen und auf dem trefflichen Wege fortgehen sollten, kehren sie wieder zur Beschränktheit zurück. Es ist zu arg, und man kann diese Verfinsterung der Köpfe kaum begreifen

Und weil sie nun auf diesem Wege in der Kunst selbst keine Stütze haben, so suchen sie solche in der Religion und Partei; denn ohne beides würden sie in ihrer Schwäche gar nicht bestehen können.

„Es geht", fuhr Goethe fort, „durch die ganze Kunst eine Filiation. Sieht man einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte, und daß eben dieses ihn groß machte. Männer wie Rafael wachsen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Besten, was vor ihnen gemacht worden. Hätten sie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, so würde wenig von ihnen zu sagen sein."

Das Gespräch lenkte sich auf die altdeutsche Poesie; ich erinnerte an Flemming. „Flemming", sagte Goethe, „ist ein recht hübsches Talent, ein wenig prosaisch, bürgerlich; er kann jetzt nichts mehr helfen. Es ist eigen", fuhr er fort, „ich habe doch so mancherlei gemacht, und doch ist keins von allen meinen Gedichten, das im lutherischen Gesangbuch stehen könnte." Ich lachte und gab ihm recht, indem ich mir sagte, daß in dieser wunderlichen Aeußerung mehr liege als es den Anschein habe.

Sonntag Abend, den 12. Januar 1827.

Ich fand eine musikalische Abendunterhaltung bei Goethe, die ihm von der Familie Eberwein nebst einigen Mitgliedern des Orchesters gewährt wurde. Unter den wenigen Zuhörern waren: der Generalsuperintendent Röhr, Hofrath Vogel und einige Damen. Goethe hatte gewünscht, das Quartett eines berühmten jungen Componisten zu hören, welches man zunächst ausführte. Der zwölfjährige Karl Eberwein spielte den Flügel zu Goethe's großer Zufriedenheit und in der That trefflich, sodaß denn das Quartett in jeder Hinsicht gut executirt vorüberging.

„Es ist wunderlich", sagte Goethe, „wohin die aufs höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Com-

poniſten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Muſik mehr, ſie gehen über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus, und man kann ſolchen Sachen aus eigenem Geiſt und Herzen nichts mehr unterlegen. Wie iſt es Ihnen? Mir bleibt alles in den Ohren hängen." Ich ſagte, daß es mir in dieſem Falle nicht beſſer gehe. „Doch das Allegro", fuhr Goethe fort, „hatte Charakter. Dieſes ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blocksbergs vor Augen, und ich fand alſo doch eine Anſchauung, die ich der wunderlichen Muſik ſupponiren konnte."

Nach einer Pauſe, während welcher man ſich unterhielt und einige Erfriſchungen nahm, erſuchte Goethe Madame Eberwein um den Vortrag einiger Lieder. Sie ſang zunächſt nach Zelter's Compoſition das ſchöne Lied „Um Mitternacht", welches den tiefſten Eindruck machte. „Das Lied bleibt ſchön", ſagte Goethe, „ſo oft man es auch hört. Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüſtliches." Hierauf folgten einige Lieder aus der „Fiſcherin", von Max Eberwein componirt. Der „Erlkönig" erhielt entſchiedenen Beifall; ſodann die Arie: „Ich hab's geſagt der guten Mutter", erregte die allgemeine Aeußerung: dieſe Compoſition erſcheine ſo gut getroffen, daß niemand ſie ſich anders denken könne. Goethe ſelbſt war im hohen Grade befriedigt.

Zum Schluß des ſchönen Abends ſang Madame Eberwein auf Goethe's Wunſch einige Lieder des „Divan" nach den bekannten Compoſitionen ihres Gatten. Die Stelle: „Juſſuf's Reize möcht' ich borgen", gefiel Goethen ganz beſonders. „Eberwein", ſagte er zu mir, „übertrifft ſich mitunter ſelber." Er bat ſodann noch um das Lied: „Ach um deine feuchten Schwingen", welches gleichfalls die tiefſten Empfindungen anzuregen geeignet war.

Nachdem die Geſellſchaft gegangen, blieb ich noch einige Augenblicke mit Goethe allein. „Ich habe", ſagte er, „dieſen Abend die Bemerkung gemacht, daß dieſe Lieder des «Divan» gar kein Verhältniß mehr zu mir haben. Sowol was darin orientaliſch als was darin leidenſchaftlich iſt, hat aufgehört in mir fortzuleben; es iſt wie eine abgeſtreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied «Um Mitter-

nacht» hat sein Verhältniß zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort.

„Es geht mir übrigens öfter mit meinen Sachen so, daß sie mir gänzlich fremd werden. Ich las dieser Tage etwas Französisches und dachte im Lesen: der Mann spricht gescheit genug, du würdest es selbst nicht anders sagen. Und als ich es genau besehe, ist es eine übersetzte Stelle aus meinen eigenen Schriften."

Montag Abend, den 15. Januar 1827.

Nach Vollendung der „Helena" hatte Goethe sich im vergangenen Sommer zur Fortsetzung der „Wanderjahre" gewendet. Von dem Vorrücken dieser Arbeit erzählte er mir oft. „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen", sagte er mir eines Tags, „habe ich den ersten Theil ganz aufgelöst und werde nun so durch Vermischung des Alten und Neuen zwei Theile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so dictire ich weiter und bin auf diese Weise genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu lassen."

Eines andern Tags sagte er mir so: „Das Gedruckte der «Wanderjahre» ist nun ganz abgeschrieben; die Stellen, die ich noch neu zu machen habe, sind mit blauem Papier ausgefüllt, sodaß ich sinnlich vor Augen habe, was noch zu thun ist. Sowie ich nun vorrücke, verschwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude."

Vor mehrern Wochen hörte ich nun von seinem Secretär, daß er an einer neuen Novelle arbeite; ich hielt mich daher abends von Besuchen zurück und begnügte mich, ihn blos alle acht Tage bei Tische zu sehen.

Diese Novelle war nun seit einiger Zeit vollendet, und er legte mir diesen Abend die ersten Bogen zur Ansicht vor.

Ich war beglückt und las bis zu der bedeutenden Stelle, wo alle um den todten Tiger herumstehen und der Wärtel

die Nachricht bringt, daß der Löwe oben an der Ruine sich in die Sonne gelegt habe.

Während des Lesens hatte ich die außerordentliche Deutlichkeit zu bewundern, womit alle Gegenstände bis auf die kleinste Localität vor die Augen gebracht waren. Der Auszug zur Jagd, die Zeichnungen der alten Schloßruine, der Jahrmarkt, der Feldweg zur Ruine, alles trat entschieden vor die Anschauung, sodaß man genöthigt war, sich das Dargestellte gerade so zu denken wie der Dichter es gewollt hatte. Zugleich war alles mit einer solchen Sicherheit, Besonnenheit und Herrschaft geschrieben, daß man vom Künftigen nichts vorausahnen und keine Zeile weiter blicken konnte als man las.

„Euer Excellenz", sagte ich, „müssen nach einem sehr bestimmten Schema gearbeitet haben."

„Allerdings habe ich das", antwortete Goethe; „ich wollte das Sujet schon vor dreißig Jahren ausführen, und seit der Zeit trage ich es im Kopfe. Nun ging es mir mit der Arbeit wunderlich. Damals, gleich nach «Hermann und Dorothea», wollte ich den Gegenstand in epischer Form und Hexametern behandeln und hatte auch zu diesem Zwecke ein ausführliches Schema entworfen. Als ich nun jetzt das Sujet wieder vornehme, um es zu schreiben, kann ich jenes alte Schema nicht finden und bin also genöthigt, ein neues zu machen und zwar ganz gemäß der veränderten Form, die ich jetzt dem Gegenstande zu geben willens war. Nun aber nach vollendeter Arbeit findet sich jenes ältere Schema wieder, und ich freue mich nun, daß ich es nicht früher in Händen gehabt, denn es würde mich nur verwirrt haben. Die Handlung und der Gang der Entwickelung war zwar unverändert, allein im Detail war es doch ein ganz anderes; es war ganz für eine epische Behandlung in Hexametern gedacht und würde also für diese prosaische Darstellung gar nicht anwendbar gewesen sein."

Das Gespräch lenkte sich auf den Inhalt. „Eine schöne Situation", sagte ich, „ist die, wo Honorio der Fürstin gegenüber am todt ausgestreckten Tiger steht, die klagende, weinende Frau mit dem Knaben herzugekommen ist, und auch

der Fürſt mit dem Jagdgefolge zu der ſeltſamen Gruppe ſoeben herbeieilt. Das müßte ein treffliches Bild machen, und ich möchte es gemalt ſehen."

„Gewiß", ſagte Goethe, „das wäre ein ſchönes Bild; — doch", fuhr er nach einigem Bedenken fort, „der Gegenſtand wäre faſt zu reich und der Figuren zu viele, ſodaß die Gruppirung und Vertheilung von Licht und Schatten dem Künſtler ſehr ſchwer werden würde. Allein den frühern Moment, wo Honorio auf dem Tiger kniet und die Fürſtin am Pferde gegenüberſteht, habe ich mir wol als Bild gedacht; und das wäre zu machen." Ich empfand, daß Goethe recht hatte, und fügte hinzu, daß ja dieſer Moment auch eigentlich der Kern der ganzen Situation ſei, worauf alles ankomme.

Noch hatte ich an dem Geleſenen zu bemerken, daß dieſe Novelle von allen übrigen der „Wanderjahre" einen ganz verſchiedenen Charakter trage, indem darin alles Darſtellung des Aeußern, alles real ſei. „Sie haben recht", ſagte Goethe, „Innerliches finden Sie in dem Geleſenen faſt gar nicht, und in meinen übrigen Sachen iſt davon faſt zu viel."

„Nun bin ich neugierig zu erfahren", ſagte ich, „wie man ſich des Löwen bemeiſtern wird; daß dieſes auf eine ganz andere Weiſe geſchehen werde, ahne ich faſt, doch das Wie iſt mir gänzlich verborgen." — „Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es ahnten", ſagte Goethe, „und ich will es Ihnen heute nicht verrathen. Donnerstag Abend gebe ich Ihnen das Ende; bis dahin liegt der Löwe in der Sonne."

Ich brachte das Geſpräch auf den zweiten Theil des „Fauſt", insbeſondere auf die „Claſſiſche Walpurgisnacht", die nur noch in der Skizze dalag, und wovon Goethe mir vor einiger Zeit geſagt hatte, daß er ſie als Skizze wolle drucken laſſen. Nun hatte ich mir vorgenommen, Goethen zu rathen, dieſes nicht zu thun, denn ich fürchtete, ſie möchte, einmal gedruckt, für immer unausgeführt bleiben. Goethe mußte in der Zwiſchenzeit das bedacht haben, denn er kam mir ſogleich entgegen, indem er ſagte, daß er entſchloſſen ſei, jene Skizze nicht drucken zu laſſen. „Das iſt mir ſehr lieb", ſagte ich, „denn nun habe ich doch die Hoffnung, daß Sie ſie ausführen werden." — „In einem Vierteljahre", ſagte er,

„wäre es gethan, allein woher will die Ruhe kommen! Der Tag macht gar zu viele Ansprüche an mich; es hält schwer, mich so sehr abzusondern und zu isoliren. Diesen Morgen war der Erbgroßherzog bei mir, auf morgen Mittag hat sich die Großherzogin melden lassen. Ich habe solche Besuche als eine hohe Gnade zu schätzen, sie verschönern mein Leben; allein sie nehmen doch mein Inneres in Anspruch, ich muß doch bedenken, was ich diesen hohen Personen immer Neues vorlegen und wie ich sie würdig unterhalten will."

„Und doch", sagte ich, „haben Sie vorigen Winter die «Helena» vollendet, und Sie waren doch nicht weniger gestört als jetzt." — „Freilich", sagte Goethe, „es geht auch, und muß auch gehen, allein es ist schwer." — „Es ist nur gut", sagte ich, „daß Sie ein so ausführliches Schema haben." — „Das Schema ist wol da", sagte Goethe, „allein das Schwierigste ist noch zu thun; und bei der Ausführung hängt doch alles gar zu sehr vom Glück ab. Die «Classische Walpurgisnacht» muß in Reimen geschrieben werden, und doch muß alles einen antiken Charakter tragen. Eine solche Versart zu finden, ist nicht leicht. Und nun den Dialog!" — „Ist denn der nicht im Schema mit erfunden?" sagte ich. — „Wol das Was", antwortete Goethe, „aber nicht das Wie. Und dann bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Faust's Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt; was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Thränen davon gerührt wird! Dieses alles ist nicht leicht zu machen und hängt sehr viel vom Glück ab, ja fast ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks."

Mittwoch den 17. Januar 1827.

In der letzten Zeit, wo Goethe sich mitunter nicht ganz wohl befand, hatten wir in seiner nach dem Garten gehenden Arbeitsstube gegessen. Heute war wieder in dem sogenannten Urbino-Zimmer gedeckt, welches ich als ein gutes Zeichen nahm.

Als ich hereintrat, fand ich Goethe und seinen Sohn; beide bewillkommneten mich freundlich in ihrer naiven liebevollen Art; Goethe selbst schien in der heitersten Stimmung, wie dieses an seinem höchst belebten Gesicht zu bemerken war. Durch die offene Thür des angrenzenden sogenannten Deckenzimmers sah ich, über einen großen Kupferstich gebogen, den Herrn Kanzler von Müller; er trat bald zu uns herein, und ich freute mich, ihn als angenehme Tischgesellschaft zu begrüßen. Frau von Goethe wurde noch erwartet, doch setzten wir uns vorläufig zu Tische. Es ward mit Bewunderung von dem Kupferstich gesprochen, und Goethe erzählte mir, es sei ein Werk des berühmten Gérard in Paris, womit dieser ihm in den letzten Tagen ein Geschenk gemacht. „Gehen Sie geschwind hin", fügte er hinzu, „und nehmen Sie noch ein paar Augen voll, ehe die Suppe kommt."

Ich that nach seinem Wunsche und meiner Neigung; ich freute mich an dem Anblick des bewundernswürdigen Werks, nicht weniger an der Unterschrift des Malers, wodurch er es Goethen als einen Beweis seiner Achtung zueignet. Ich konnte jedoch nicht lange betrachten, Frau von Goethe trat herein, und ich eilte nach meinem Platz zurück. „Nicht wahr", sagte Goethe, „das ist etwas Großes? Man kann es tage- und wochenlang studiren, ehe man die reichen Gedanken und Vollkommenheiten alle herausfindet. Dieses", sagte er, „soll Ihnen auf andere Tage vorbehalten bleiben."

Wir waren bei Tische sehr heiter. Der Kanzler theilte einen Brief eines bedeutenden Mannes aus Paris mit, der zur Zeit der französischen Occupation als Gesandter hier einen schweren Posten behauptet und von jener Zeit her mit Weimar ein freundliches Verhältniß fortgesetzt hatte. Er gedachte des Großherzogs und Goethe's und pries Weimar glücklich, wo das Genie mit der höchsten Gewalt ein so vertrautes Verhältniß haben könne.

Frau von Goethe brachte in die Unterhaltung große Anmuth. Es war von einigen Anschaffungen die Rede, womit sie den jungen Goethe neckte, und wozu dieser sich nicht verstehen wollte. „Man muß den schönen Frauen nicht gar zu viel angewöhnen", sagte Goethe, „denn sie gehen leicht

ins Grenzenlose. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen sollte. Doch mochte er in solchen Dingen leicht zu wenig thun als zu viel. Früher in den Tuilerien wurden einst in seinem Beisein seiner Gemahlin von einem Modehändler kostbare Sachen präsentirt. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verstehen, daß er doch wenig in dieser Hinsicht für seine Gemahlin thue. Hierauf sagte Napoleon kein Wort, aber er sah ihn mit einem solchen Blick an, daß der Mann seine Sachen sogleich zusammenpackte und sich nie wieder sehen ließ." — „That er dieses als Consul?" fragte Frau von Goethe. — „Wahrscheinlich als Kaiser", antwortete Goethe, „denn sonst wäre sein Blick wol nicht so furchtbar gewesen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr und der sich wahrscheinlich schon geköpft oder erschossen sah."

Wir waren in der heitersten Laune und sprachen über Napoleon weiter fort. „Ich möchte", sagte der junge Goethe, „alle seine Thaten in trefflichen Gemälden oder Kupferstichen besitzen und damit ein großes Zimmer decoriren." — „Das müßte sehr groß sein", erwiderte Goethe, „und doch würden die Bilder nicht hineingehen, so groß sind seine Thaten."

Der Kanzler brachte Luden's „Geschichte der Deutschen" ins Gespräch, und ich hatte zu bewundern, mit welcher Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geschrieben, und den nationalen Empfindungen und Rücksichten, die dabei in dem Verfasser gelebt, herzuleiten wußte. Es ergab sich, daß Napoleon's Kriege erst jene des Cäsar aufgeschlossen. „Früher", sagte Goethe, „war Cäsar's Buch freilich nicht viel mehr als ein bloßes Exercitium gelehrter Schulen."

Von der altdeutschen Zeit kam das Gespräch auf die gothische. Es war von einem Bücherschrank die Rede, der einen gothischen Charakter habe; sodann kam man auf den neuesten Geschmack, ganze Zimmer in altdeutscher und gothischer Art einzurichten und in einer solchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hauſe", ſagte Goethe, „wo ſo viele Zimmer ſind, daß man einige derſelben leer ſtehen läßt und im ganzen Jahre vielleicht nur drei-, viermal hineinkommt, mag eine ſolche Liebhaberei hingehen und man mag auch ein gothiſches Zimmer haben, ſowie ich es ganz hübſch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chineſiſches hat. Allein ſein Wohnzimmer mit ſo fremder und veralteter Umgebung auszuſtaffiren, kann ich gar nicht loben. Es iſt immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinſicht wohlthun kann, vielmehr auf den Menſchen, der ſich damit befaßt, einen nachtheiligen Einfluß haben muß. Denn ſo etwas ſteht im Widerſpruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir geſetzt ſind, und wie es aus einer leeren und hohlen Geſinnungs- und Denkungsweiſe hervorgeht, ſo wird es darin beſtärken. Es mag wol einer an einem luſtigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menſchen halten, der ein ganzes Jahr ſich in einer ſolchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder ſchon verrückt ſei, oder daß er doch die größte Anlage habe, es ſehr bald zu werden."

Wir fanden Goethe's Worte über einen ſo ſehr ins Leben eingreifenden Gegenſtand durchaus überzeugend, und da keiner der Anweſenden etwas davon als leiſen Vorwurf auf ſich ſelbſt beziehen konnte, ſo fühlten wir ihre Wahrheit in der heiterſten Stimmung.

Das Geſpräch lenkte ſich auf das Theater, und Goethe neckte mich, daß ich am letzten Montag Abend es ihm geopfert. „Er iſt nun drei Jahre hier", ſagte er, zu den übrigen gewendet, „und dies iſt der erſte Abend, wo er mir zu Liebe im Theater gefehlt hat; ich muß ihm das hoch anrechnen. Ich hatte ihn eingeladen, und er hatte verſprochen zu kommen, aber doch zweifelte ich, daß er Wort halten würde, beſonders als es halb ſieben ſchlug und er noch nicht da war. Ja ich hätte mich ſogar gefreut, wenn er nicht gekommen wäre; ich hätte doch ſagen können: da iſt ein ganz verrückter Menſch, dem das Theater über ſeine liebſten Freunde geht und der ſich durch nichts von ſeiner hartnäckigen Neigung abwenden läßt. Aber ich habe Sie auch entſchädigt!

Nicht wahr? Habe ich Ihnen nicht schöne Sachen vorgelegt?" Goethe zielte mit diesen Worten auf die neue Novelle.

Wir sprachen sodann über Schiller's „Fiesco", der am letzten Sonnabend war gegeben worden. „Ich habe das Stück zum ersten male gesehen", sagte ich, „und es hat mich nun sehr beschäftigt, ob man nicht die ganz rohen Scenen mildern könnte; allein ich finde, daß sich wenig daran thun läßt, ohne den Charakter des Ganzen zu verletzen."

„Sie haben ganz recht, es geht nicht", erwiderte Goethe. „Schiller hat sehr oft mit mir darüber gesprochen, denn er selbst konnte seine ersten Stücke nicht leiden, und er ließ sie, während wir am Theater waren, nie spielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gern jene drei gewaltsamen Erstlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu sehr miteinander verwachsen, sodaß Schiller selbst an dem Unternehmen verzweifelte und sich genöthigt sah, seinen Vorsatz aufzugeben und die Stücke zu lassen wie sie waren."

„Es ist schade darum", sagte ich, „denn trotz aller Roheiten sind sie mir doch tausendmal lieber als die schwachen, weichen, forcirten und unnatürlichen Stücke einiger unserer neuesten Tragiker. Bei Schiller spricht doch immer ein grandioser Geist und Charakter."

„Das wollte ich meinen", sagte Goethe. „Schiller mochte sich stellen wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neuern; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichnisses.

„Aber ich habe doch Personen gekannt", fuhr Goethe fort, „die sich über die ersten Stücke Schiller's gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade ging ich durch einen eingeschlossenen sehr schmalen Weg, der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürst***, und da in demselben Augenblicke einige mit Mehlsäcken beladene Maulthiere auf uns zukamen, so mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, geriethen wir nach Art dieses Fürsten sogleich in tiefe Ge-

ſpräche über göttliche und menſchliche Dinge; wir kamen auch auf Schiller's «Räuber», und der Fürſt äußerte ſich folgendermaßen: «Wäre ich Gott geweſen», ſagte er, «im Begriff die Welt zu erſchaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgeſehen, daß Schiller's ‚Räuber' darin würden geſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht erſchaffen.»" Wir mußten lachen. „Was ſagen Sie dazu?" ſagte Goethe; „das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging und die man ſich kaum erklären konnte."

„Von dieſer Abneigung", verſetzte ich, „haben dagegen unſere jungen Leute, beſonders unſere Studenten, gar nichts. Die trefflichſten, reifſten Stücke von Schiller und andern können gegeben werden, und man ſieht von jungen Leuten und Studirenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schiller's «Räuber» oder Schiller's «Fiesco», und das Haus iſt faſt allein von Studenten gefüllt." — „Das war", verſetzte Goethe, „vor funfzig Jahren wie jetzt und wird auch wahrſcheinlich nach funfzig Jahren nicht anders ſein. Was ein junger Menſch geſchrieben hat, wird auch wieder am beſten von jungen Leuten genoſſen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt ſo ſehr in der Cultur und gutem Geſchmack vorſchritte, daß ſelbſt die Jugend ſchon über eine ſolche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im ganzen vorſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltcultur durchmachen. Mich irritirt das nicht mehr, und ich habe längſt einen Vers darauf gemacht, der ſo lautet:

Johannisfeuer ſei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

„Ich brauche nur zum Fenſter hinauszuſehen, um in ſtraßenkehrenden Beſen und herumlaufenden Kindern die Symbole der ſich ewig abnutzenden und immer ſich verjüngenden Welt beſtändig vor Augen zu haben. Kinderſpiele und Jugendvergnügungen erhalten ſich daher und pflanzen ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn ſo abſurd ſie auch einem

reifern Alter erſcheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und ſind ſich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb ſoll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben."

Unter ſolchen und ähnlichen heitern Unterhaltungen gingen die Stunden des Tiſches ſchnell vorüber. Wir jüngern Leute gingen ſodann hinauf in die obern Zimmer, während der Kanzler bei Goethe blieb.

Donnerstag Abend, den 18. Januar 1827.

Auf dieſen Abend hatte Goethe mir den Schluß der Novelle verſprochen. Ich ging halb ſieben Uhr zu ihm und fand ihn in ſeiner traulichen Arbeitsſtube allein. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch, und nachdem wir die nächſten Tagesereigniſſe beſprochen hatten, ſtand Goethe auf und gab mir die erwünſchten letzten Bogen. „Da leſen Sie den Schluß", ſagte er. Ich begann. Goethe ging derweile im Zimmer auf und ab und ſtand abwechſelnd am Ofen. Ich las wie gewöhnlich leiſe für mich.

Die Bogen des letzten Abends hatten damit geſchloſſen, daß der Löwe außerhalb der Ringmauer der alten Ruine am Fuße einer hundertjährigen Buche in der Sonne liege, und daß man Anſtalten mache, ſich ſeiner zu bemächtigen. Der Fürſt will die Jäger nach ihm ausſenden, der Fremdling aber bittet, ſeines Löwen zu ſchonen, indem er gewiß ſei, ihn durch ſanftere Mittel in den eiſernen Käfig zurückzuſchaffen. Dieſes Kind, ſagt er, wird durch liebliche Lieder und den Ton ſeiner ſüßen Flöte das Werk vollbringen. Der Fürſt gibt es zu, und nachdem er die nöthigen Vorſichtsmaßregeln angeordnet, reitet er mit den Seinigen in die Stadt zurück. Honorio mit einer Anzahl Jäger beſetzt den Hohlweg, um den Löwen, im Fall er herabkäme, durch ein anzuzündendes Feuer zurückzuſcheuchen. Mutter und Kind, vom Schloßwärtel geführt, ſteigen die Ruine hinan, an deren anderer Seite, an der Ringmauer, der Löwe liegt.

Das gewaltige Thier in den geräumigen Schloßhof hereinzulocken, ist die Absicht. Mutter und Wärtel verbergen sich oben in dem halbverfallenen Rittersaale, das Kind allein geht durch die dunkle Maueröffnung des Hofs zum Löwen hinaus. Eine erwartungsvolle Pause tritt ein, man weiß nicht was aus dem Kinde wird, die Töne seiner Flöte verstummen. Der Wärtel macht sich Vorwürfe, daß er nicht mitgegangen; die Mutter ist ruhig.

Endlich hört man die Töne der Flöte wieder; man hört sie näher und näher, das Kind tritt durch die Maueröffnung wieder in den Schloßhof herein, der Löwe folgsam mit schwerem Gange geht hinter ihm her. Sie ziehen einmal im Hofe herum, dann setzt sich das Kind in eine sonnige Stelle, der Löwe läßt sich friedlich bei ihm nieder und legt die eine seiner schweren Tatzen dem Kinde auf den Schos. Ein Dorn hat sich hineingetreten, der Knabe zieht ihn heraus und nimmt sein seidenes Tüchlein vom Halse und verbindet damit die Tatze.

Mutter und Wärtel, welche der ganzen Scene von oben aus dem Rittersaale zusehen, sind aufs höchste beglückt. Der Löwe ist in Sicherheit und gezähmt, und wie das Kind, abwechselnd mit seinen Tönen der Flöte, zur Beschwichtigung des Unthiers hin und wieder liebliche fromme Lieder hat hören lassen, so beschließt auch das Kind singend mit folgenden Versen die Novelle:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn aus zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Nicht ohne Rührung hatte ich die Handlung des Schlusses lesen können. Doch wußte ich nicht was ich sagen sollte, ich war überrascht, aber nicht befriedigt. Es war mir als wäre der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch, und als hätten

wenigſtens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abſchließend, dem Ende mehr Breite geben ſollen.

Goethe merkte, daß ich einen Zweifel im Herzen hatte, und ſuchte mich ins Gleiche zu bringen. „Hätte ich", ſagte er, „einige der übrigen Figuren am Ende wieder hervortreten laſſen, ſo wäre der Schluß proſaiſch geworden. Und was ſollten ſie handeln und ſagen, da alles abgethan war? Der Fürſt mit den Seinigen iſt in die Stadt geritten, wo ſeine Hülfe nöthig ſein wird; Honorio, ſobald er hört, daß der Löwe oben in Sicherheit iſt, wird mit ſeinen Jägern folgen; der Mann aber wird ſehr bald mit dem eiſernen Käfig aus der Stadt da ſein und den Löwen darin zurückführen. Dieſes ſind alles Dinge, die man vorausſieht und die deshalb nicht geſagt und ausgeführt werden müſſen. Thäte man es, ſo würde man proſaiſch werden.

„Aber ein ideeller, ja lyriſcher Schluß war nöthig und mußte folgen; denn nach der pathetiſchen Rede des Mannes, die ſchon poetiſche Proſa iſt, mußte eine Steigerung kommen, ich mußte zur lyriſchen Poeſie, ja zum Liede ſelbſt übergehen.

„Um für den Gang dieſer Novelle ein Gleichniß zu haben", fuhr Goethe fort, „ſo denken Sie ſich aus der Wurzel hervorſchießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem ſtarken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraſchend, aber ſie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für ſie da und wäre ohne ſie nicht der Mühe werth geweſen."

Bei dieſen Worten athmete ich leicht auf, es fiel mir wie Schuppen vom Auge, und eine Ahnung von der Trefflichkeit dieſer wunderbaren Compoſition fing an ſich in mir zu regen.

Goethe fuhr fort: „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft beſſer durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieſer Novelle, und dieſes ſchöne Ziel, welches ſich im Kinde und Löwen darſtellt, reizte mich zur Ausführung. Dies iſt das

Ideelle, dies die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Exposition ist nur dieserwegen da und nur dieserwegen etwas werth. Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntniß geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging."

Wie sehr Goethe recht hatte, empfand ich lebhaft, da der Schluß seiner Novelle noch in mir fortwirkte und eine Stimmung von Frömmigkeit in mir hervorgebracht hatte, wie ich sie lange nicht in dem Grade empfunden. Wie rein und innig, dachte ich bei mir selbst, müssen doch in einem so hohen Alter noch die Gefühle des Dichters sein, daß er etwas so Schönes hat machen können! Ich enthielt mich nicht, mich darüber gegen Goethe auszusprechen, sowie überhaupt mich zu freuen, daß diese in ihrer Art einzige Production doch nun existire.

„Es ist mir lieb", sagte Goethe, „wenn Sie zufrieden sind, und ich freue mich nun selbst, daß ich einen Gegenstand, den ich seit dreißig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mittheilte, riethen mir ab, weil sie nicht wissen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er seinem Gegenstande zu geben fähig ist. Man soll daher nie jemand fragen, wenn man etwas schreiben will. Hätte Schiller mich vor seinem «Wallenstein» gefragt, ob er ihn schreiben solle, ich hätte ihm sicherlich abgerathen, denn ich hätte nie denken können, daß aus solchem Gegenstande überall ein so treffliches Theaterstück wäre zu machen gewesen. Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenstandes in Hexametern, wie ich es damals, gleich nach «Hermann und Dorothea» willens war; er rieth zu den achtzeiligen Stanzen. Sie sehen aber wol, daß ich mit der Prosa jetzt am besten gefahren bin. Denn es kam sehr auf genaue Zeichnung der Localität an, wobei man doch in solchen Reimen wäre genirt gewesen. Und dann ließ sich auch der anfänglich ganz reale und am Schluß ganz

ideelle Charakter der Novelle in Prosa am besten geben, so wie sich auch die Liederchen jetzt gar hübsch ausnehmen, welches doch so wenig in Hexametern als in den achtzeiligen Reimen möglich gewesen wäre."

Die übrigen einzelnen Erzählungen und Novellen der „Wanderjahre" kamen zur Sprache, und es ward bemerkt, daß jede sich von der andern durch einen besondern Charakter und Ton unterscheide.

„Woher dieses entstanden", sagte Goethe, „will ich Ihnen erklären. Ich ging dabei zu Werke wie ein Maler, der bei gewissen Gegenständen gewisse Farben vermeidet und gewisse andere dagegen vorwalten läßt. Er wird z. B. bei einer Morgenlandschaft viel Blau auf seine Palette setzen, aber wenig Gelb. Malt er dagegen einen Abend, so wird er viel Gelb nehmen und die blaue Farbe fast ganz fehlen lassen. Auf eine ähnliche Weise verfuhr ich bei meinen verschiedenartigen schriftstellerischen Productionen, und wenn man ihnen einen verschiedenen Charakter zugesteht, so mag es daher rühren."

Ich dachte bei mir, daß dies eine höchst kluge Maxime sei, und freute mich, daß Goethe sie ausgesprochen.

Sodann hatte ich, vorzüglich bei dieser letzten Novelle, noch das Detail zu bewundern, womit besonders das Landschaftliche dargestellt war.

„Ich habe", sagte Goethe, „niemals die Natur poetischer Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landschaftszeichnen und dann mein späteres Naturforschen mich zu einem beständigen genauen Ansehen der natürlichen Gegenstände trieb, so habe ich die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieses Naturbetrachten nicht. Was in seinem «Tell» von schweizer Localität ist, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte."

Das Gespräch lenkte sich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

„Schiller's eigentliche Productivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer andern Literatur seinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das meiste; doch dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gern gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben. Ob wol Byron bei Schiller's Leben schon etwas publicirt hat?"

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit sagen. Goethe nahm daher das „Conversations-Lexikon" und las den Artikel über Byron vor, wobei er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuschalten. Es fand sich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte drucken lassen, und daß also Schiller nichts von ihm gesehen."

„Durch Schiller's alle Werke", fuhr Goethe fort, „geht die Idee von Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Cultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem spätern Leben die ideelle.

„Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Ueberfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können! Sehen Sie dieses Zimmer und diese angrenzende Kammer, in der Sie durch die offene Thür mein Bette sehen, beide sind nicht groß, sie sind ohnedies durch vielerlei Bedarf, Bücher, Manuscripte und Kunstsachen eingeengt, aber sie sind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vordern Zimmer fast nicht betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen Hause gehabt und von der Freiheit, von einem Zimmer ins andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfniß hatte, sie zu benutzen!

„Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adeliche, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er

geboren, angewiesen. Der Adeliche ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Ceremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und werth sind, seinesgleichen zu sein. Ich bin bei meinen Reisen oft auf norddeutsche Kaufleute gestoßen, welche glaubten meinesgleichen zu sein, wenn sie sich roh zu mir an den Tisch setzten. Dadurch waren sie es nicht; allein sie wären es gewesen, wenn sie mich hätten zu schätzen und zu behandeln gewußt.

„Daß nun diese physische Freiheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines Geistes, größerntheils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen.

„Dann aber in seinem reifern Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

„Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich tausend Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. «Ich habe das Talent», sagte er, «und muß mir selber helfen können.» Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.

„Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu

ſteigern. Dies aber zehrte an ſeiner Geſundheit und war auch den Productionen ſelbſt ſchädlich.

„Denn was geſcheite Köpfe an ſeinen Sachen ausſetzen, leite ich aus dieſer Quelle her. Alle ſolche Stellen, von denen ſie ſagen daß ſie nicht juſt ſind, möchte ich pathologiſche Stellen nennen, indem er ſie nämlich an ſolchen Tagen geſchrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategoriſchen Imperativ allen Reſpect, ich weiß wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn ſonſt führt dieſe Idee der ideellen Freiheit ſicher zu nichts Gutem.“

Unter dieſen intereſſanten Aeußerungen und ähnlichen Geſprächen über Lord Byron und berühmte deutſche Literatoren, von denen Schiller geſagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abendſtunden ſchnell vorübergegangen, und Goethe gab mir die Novelle mit, um ſie für mich zu Hauſe nochmals in der Stille zu betrachten.

Sonntag Abend, den 21. Januar 1827.

Ich ging dieſen Abend halb acht zu Goethe und blieb ein Stündchen bei ihm. Er zeigte mir einen Band neuer franzöſiſcher Gedichte der Demoiſelle Gay und ſprach darüber mit großem Lobe. „Die Franzoſen“, ſagte er, „machen ſich heraus, und es iſt der Mühe werth, daß man ſich nach ihnen umſieht. Ich bin mit Fleiß darüber her, mir von dem Stande der neueſten franzöſiſchen Literatur einen Begriff zu machen und, wenn es glückt, mich auch darüber auszuſprechen. Es iſt mir höchſt intereſſant zu ſehen, daß diejenigen Elemente bei ihnen erſt anfangen zu wirken, die bei uns längſt durchgegangen ſind. Das mittlere Talent iſt freilich immer in der Zeit befangen und muß ſich aus denjenigen Elementen nähren, die in ihr liegen. Es iſt bei ihnen bis auf die neueſte Frömmigkeit alles daſſelbige wie bei uns, nur daß es bei ihnen ein wenig galanter und geiſtreicher zum Vorſchein kommt.“

„Was sagen aber Euer Excellenz zu Béranger und dem Verfasser der Stücke der Clara Gazul?"

„Diese nehme ich aus", sagt Goethe, „das sind große Talente, die ein Fundament in sich selber haben und sich von der Gesinnungsweise des Tages frei erhalten." — „Dieses zu hören ist mir sehr lieb", sagte ich, „denn ich hatte über diese beiden ungefähr dieselbige Empfindung."

Das Gespräch wendete sich von der französischen Literatur auf die deutsche. „Da will ich Ihnen doch etwas zeigen", sagte Goethe, „das für Sie Interesse haben wird. Reichen Sie mir doch einen der Bände, die vor Ihnen liegen. Solger ist Ihnen bekannt?" — „Allerdings", sagte ich, „ich habe ihn sogar lieb. Ich besitze seine Uebersetzung des Sophokles, und sowol diese als die Vorrede dazu gaben mir längst von ihm eine hohe Meinung." — „Sie wissen, er ist vor mehrern Jahren gestorben", sagte Goethe, „und man hat jetzt eine Sammlung seiner nachgelassenen Schriften und Briefe herausgegeben. In seinen philosophischen Untersuchungen, die er in der Form der Platonischen Dialoge gibt, ist er nicht so glücklich; aber seine Briefe sind vortrefflich. In einem derselben schreibt er an Tieck über die «Wahlverwandtschaften», und diesen muß ich Ihnen vorlesen, denn es ist nicht leicht etwas Besseres über jenen Roman gesagt worden."

Goethe las mir die treffliche Abhandlung vor, und wir besprachen sie punktweise, indem wir die von einem großen Charakter zeugenden Ansichten und die Consequenz seiner Ableitungen und Folgerungen bewunderten. Obgleich Solger zugestand, daß das Factum in den „Wahlverwandtschaften" aus der Natur aller Charaktere hervorgehe, so tadelte er doch den Charakter des Eduard.

„Ich kann ihm nicht verdenken", sagte Goethe, „daß er den Eduard nicht leiden mag, ich mag ihn selber nicht leiden, aber ich mußte ihn so machen, um das Factum hervorzubringen. Er hat übrigens viele Wahrheit, denn man findet in den höhern Ständen Leute genug, bei denen ganz wie bei ihm der Eigensinn an die Stelle des Charakters tritt."

Hoch vor allen stellte Solger den Architekten, denn

wenn alle übrigen Personen des Romans sich liebend und schwach zeigten, so sei er der einzige, der sich stark und frei erhalte. Und eben das Schöne an seiner Natur sei nicht sowol dieses, daß er in die Verirrungen der übrigen Charaktere nicht hineingerathe, sondern daß der Dichter ihn so groß gemacht, daß er nicht hineingerathen könne.

Wir freuten uns über dieses Wort. „Das ist freilich sehr schön", sagte Goethe. — „Ich habe", sagte ich, „den Charakter des Architekten auch immer sehr bedeutend und liebenswürdig gefunden, allein daß er eben deswegen so vortrefflich sei, daß er vermöge seiner Natur in jene Verwickelungen der Liebe nicht hineingerathen könne, daran habe ich freilich nicht gedacht." — „Wundern Sie sich darüber nicht", sagte Goethe, „denn ich habe selber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat recht, es liegt allerdings in ihm.

„Dieser Aufsatz", fuhr Goethe fort, „ist schon im Jahre 1809 geschrieben, und es hätte mich damals freuen können, ein so gutes Wort über die «Wahlverwandtschaften» zu hören, während man in jener Zeit und später mir eben nicht viel Angenehmes über jenen Roman erzeigte.

„Solger hat, wie ich aus diesen Briefen sehe, viel Liebe zu mir gehabt; er beklagt sich in einem derselben, daß ich ihm auf den „Sophokles", den er mir zugesendet, nicht einmal geantwortet. Lieber Gott — aber wie das bei mir geht! Es ist nicht zu verwundern. Ich habe große Herren gekannt, denen man viel zusendete. Diese machten sich gewisse Formulare und Redensarten, womit sie jedes erwiderten, und so schrieben sie Briefe zu Hunderten, die sich alle gleich und alle Phrase waren. In mir aber lag dieses nie. Wenn ich nicht jemand etwas Besonderes und Gehöriges sagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, so schrieb ich lieber gar nicht. Oberflächliche Redensarten hielt ich für unwürdig, und so ist es denn gekommen, daß ich manchem wackern Manne, dem ich gern geschrieben hätte, nicht antworten konnte. Sie sehen ja selbst, wie das bei mir geht und welche Zusendungen von allen Ecken und Enden täglich bei mir einlaufen, und müssen gestehen, daß dazu mehr als ein Men-

ſchenleben gehören würde, wenn man alles nur flüchtig erwidern wollte. Aber um Solger thut es mir leid; er iſt gar zu vortrefflich und hätte vor vielen andern etwas Freundliches verdient."

Ich brachte das Geſpräch auf die Novelle, die ich nun zu Hauſe wiederholt geleſen und betrachtet hatte. „Der ganze Anfang", ſagte ich, „iſt nichts als Expoſition, aber es iſt darin nichts vorgeführt als das Nothwendige, und das Nothwendige mit Anmuth, ſodaß man nicht glaubt, es ſei eines Andern wegen da, ſondern es wolle blos für ſich ſelber ſein und für ſich ſelber gelten."

„Es iſt mir lieb", ſagte Goethe, „wenn Sie dieſes ſo finden. Doch eins muß ich noch thun. Nach den Geſetzen einer guten Expoſition nämlich muß ich die Beſitzer der Thiere ſchon vorn auftreten laſſen. Wenn die Fürſtin und der Oheim an der Bude vorbeireiten, müſſen die Leute heraustreten und die Fürſtin bitten, auch ihre Bude mit einem Beſuch zu beglücken." — „Gewiß", ſagte ich, „Sie haben recht; denn da alles übrige in der Expoſition angedeutet iſt, ſo müſſen es auch dieſe Leute werden, und es liegt ganz in der Sache, da ſie ſich gewöhnlich an der Kaſſe aufhalten, daß ſie die Fürſtin nicht ſo unangefochten werden vorbeireiten laſſen." — „Sie ſehen", ſagte Goethe, „daß man an einer ſolchen Arbeit, wenn ſie auch ſchon im ganzen fertig daliegt, im einzelnen noch immer zu thun hat."

Goethe erzählte mir ſodann von einem Ausländer, der in dieſer Zeit ihn hin und wieder beſucht und davon geſprochen, wie er dieſes und jenes von ſeinen Werken überſetzen wolle. „Er iſt ein guter Menſch", ſagte Goethe, „doch in literariſcher Hinſicht bezeigt er ſich als ein wahrer Dilettant. Denn er kann noch kein Deutſch und ſpricht ſchon von Ueberſetzungen, die er machen, und von Porträts, die er ihnen will vordrucken laſſen. Das iſt aber eben das Weſen der Dilettanten, daß ſie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß ſie immer etwas unternehmen wollen, wozu ſie keine Kräfte haben."

Donnerstag Abend, den 29. Januar 1827.

Begleitet von dem Manuſcript der Novelle und einer Ausgabe des Béranger ging ich gegen ſieben Uhr zu Goethe. Ich fand Herrn Soret bei ihm in Geſprächen über die neue franzöſiſche Literatur. Ich hörte mit Intereſſe zu, und es kam zur Sprache, daß die neueſten Talente hinſichtlich guter Verſe ſehr viel von Delille gelernt. Da Herrn Soret, als einem geborenen Genfer, das Deutſche nicht ganz geläufig war, Goethe aber im Franzöſiſchen ſich ziemlich bequem ausdrückt, ſo ging die Unterhaltung franzöſiſch und nur an ſolchen Stellen deutſch, wo ich mich in das Geſpräch miſchte. Ich zog den Béranger aus der Taſche und überreichte ihn Goethe, der dieſe trefflichen Lieder von neuem zu leſen wünſchte. Das den Gedichten vorſtehende Porträt fand Herr Soret nicht ähnlich. Goethe freute ſich, die zierliche Ausgabe in Händen zu halten. „Dieſe Lieder", ſagte er, „ſind vollkommen und als das Beſte in ihrer Art anzuſehen, beſonders wenn man ſich das Gejodel des Refrains hinzudenkt, denn ſonſt ſind ſie als Lieder faſt zu ernſt, zu geiſtreich, zu epigrammatiſch. Ich werde durch Béranger immer an den Horaz und Hafis erinnert, die beide auch über ihrer Zeit ſtanden und die Sittenverderbniß ſpottend und ſpielend zur Sprache brachten. Béranger hat zu ſeiner Umgebung dieſelbige Stellung. Weil er aber aus niederm Stande heraufgekommen, ſo iſt ihm das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er behandelt es noch mit einer gewiſſen Neigung."

Viel Aehnliches ward noch über Béranger und andere neuere Franzoſen hin- und hergeſprochen, bis Herr Soret an den Hof ging und ich mit Goethe allein blieb.

Ein verſiegeltes Packet lag auf dem Tiſche. Goethe legte ſeine Hand darauf. „Was iſt das?" ſagte er. „Es iſt die «Helena», die an Cotta zum Druck abgeht." Ich empfand bei dieſen Worten mehr als ich ſagen konnte, ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks. Denn wie bei einem neuerbauten Schiff, das zuerſt in die See geht und wovon man nicht weiß welche Schickſale es erleben wird, ſo iſt es auch mit dem Gedankenwerk eines großen Meiſters, das zuerſt

in die Welt hinaustritt, um für viele Zeiten zu wirken und mannichfaltige Schickſale zu erzeugen und zu erleben.

„Ich habe", ſagte Goethe, „bisjetzt immer noch Kleinigkeiten daran zu thun und nachzuhelfen gefunden. Endlich aber muß es genug ſein, und ich bin nun froh, daß es zur Poſt geht und ich mich mit befreiter Seele zu etwas anderm wenden kann. Es mag nun ſeine Schickſale erleben! Was mich tröſtet, iſt, daß die Cultur in Deutſchland doch jetzt unglaublich hoch ſteht und man alſo nicht zu fürchten hat, daß eine ſolche Production lange unverſtanden und ohne Wirkung bleiben werde."

„Es ſteckt ein ganzes Alterthum darin", ſagte ich. — „Ja", ſagte Goethe, „die Philologen werden daran zu thun finden." — „Für den antiken Theil", ſagte ich, „fürchte ich nicht, denn es iſt da das große Detail, die gründlichſte Entfaltung des Einzelnen, wo jedes geradezu das ſagt, was es ſagen ſoll. Allein der moderne, romantiſche Theil iſt ſehr ſchwer, denn eine halbe Weltgeſchichte ſteckt dahinter; die Behandlung iſt bei ſo großem Stoff nur andeutend und macht ſehr große Anſprüche an den Leſer." — „Aber doch", ſagte Goethe, „iſt alles ſinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur ſo iſt, daß die Menge der Zuſchauer Freude an der Erſcheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der «Zauberflöte» und andern Dingen der Fall iſt."

„Es wird", ſagte ich, „auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieſer Perſonen darzuſtellen und die erhabenen Reden und Verſe zu ſprechen." — „Der erſte Theil", ſagte Goethe, „erfordert die erſten Künſtler der Tragödie, ſowie nachher im Theile der Oper die Rollen mit den erſten Sängern und Sängerinnen beſetzt werden müſſen. Die Rolle der Helena kann nicht von einer, ſondern ſie muß von zwei großen Künſtlerinnen geſpielt werden; denn es iſt ein ſeltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragiſche Künſtlerin von hinlänglicher Bedeutung iſt."

„Das Ganze", sagte ich, „wird zu großer Pracht und Mannichfaltigkeit in Decorationen und Garderobe Anlaß geben, und ich kann nicht leugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu sehen. Wenn nur ein recht großer Componist sich daran machte!" — „Es müßte einer sein", sagte Goethe, „der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, sodaß er seine deutsche Natur mit der italienischen Art und Weise verbände. Doch das wird sich schon finden, und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin. Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, sondern auf der heitern Oberfläche der Erde sich den Elementen zuwirft, thue ich mir wirklich etwas zugute." — „Es ist eine neue Art von Unsterblichkeit", sagte ich.

„Nun", fuhr Goethe fort, „wie steht es mit der Novelle?" — „Ich habe sie mitgebracht", sagte ich. „Nachdem ich sie nochmals gelesen, finde ich, daß Euer Excellenz die intendirte Aenderung nicht machen dürfen. Es thut gar gute Wirkung, wenn die Leute beim getödteten Tiger zuerst als durchaus fremde neue Wesen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidungen und Manieren hervortreten und sich als Besitzer der Thiere ankündigen. Brächten Sie sie aber schon früher, in der Exposition, so würde diese Wirkung gänzlich geschwächt, ja vernichtet werden."

„Sie haben recht", sagte Goethe, „ich muß es lassen wie es ist. Ohne Frage, Sie haben ganz recht. Es muß auch beim ersten Entwurf in mir gelegen haben, die Leute nicht früher zu bringen, eben weil ich sie ausgelassen. Diese intendirte Aenderung war eine Forderung des Verstandes, und ich wäre dadurch bald zu einem Fehler verleitet worden. Es ist aber dieses ein merkwürdiger ästhetischer Fall, daß man von einer Regel abweichen muß, um keinen Fehler zu begehen."

Es kam sodann zur Sprache, welchen Titel man der Novelle geben solle; wir thaten manche Vorschläge, einige waren gut für den Anfang, andere gut für das Ende, doch fand sich keiner, der für das Ganze passend und also der rechte gewesen wäre. „Wissen Sie was", sagte Goethe, „wir wollen es die «Novelle» nennen; denn was ist eine Novelle

anders als eine ſich ereignete unerhörte Begebenheit. Dies iſt der eigentliche Begriff, und ſo vieles, was in Deutſchland unter dem Titel Novelle geht, iſt gar keine Novelle, ſondern blos Erzählung oder was Sie ſonſt wollen. In jenem urſprünglichen Sinne einer unerhörten Begebenheit kommt auch die Novelle in den «Wahlverwandtſchaften» vor."

„Wenn man es recht bedenkt", ſagte ich, „ſo entſteht doch ein Gedicht immer ohne Titel und iſt ohne Titel das was es iſt, ſodaß man alſo glauben ſollte, der Titel gehöre gar nicht zur Sache." — „Er gehört auch nicht dazu", ſagte Goethe; „die alten Gedichte hatten gar keine Titel, es iſt dies ein Gebrauch der Neuern, von denen auch die Gedichte der Alten erſt in einer ſpätern Zeit Titel erhalten haben. Doch dieſer Gebrauch iſt von der Nothwendigkeit herbeigeführt, bei einer ausgebreiteten Literatur die Sachen zu nennen und voneinander zu unterſcheiden.

„Hier", ſagte Goethe, „haben Sie etwas Neues; leſen Sie!" Mit dieſen Worten reichte er mir eine Ueberſetzung eines ſerbiſchen Gedichts von Herrn Gerhard. Ich las mit großem Vergnügen, denn das Gedicht war ſehr ſchön und die Ueberſetzung ſo einfach und klar, daß man im Anſchauen des Gegenſtandes nie geſtört wurde. Das Gedicht führte den Titel: „Die Gefängnißſchlüſſel." Ich ſage hier nichts von dem Gang der Handlung; der Schluß indeß kam mir abgeriſſen und ein wenig unbefriedigend vor.

„Das iſt", ſagte Goethe, „eben das Schöne; denn dadurch läßt es einen Stachel im Herzen zurück, und die Phantaſie des Leſers iſt angeregt, ſich ſelbſt alle Möglichkeiten auszubilden, die nun folgen können. Der Schluß hinterläßt den Stoff zu einem ganzen Trauerſpiele, allein er iſt von der Art, wie ſchon vieles dageweſen iſt. Dagegen das im Gedicht Dargeſtellte iſt das eigentlich Neue und Schöne, und der Dichter verfuhr ſehr weiſe, daß er nur dieſes ausbildete und das andere dem Leſer überließ. Ich theilte das Gedicht gern in «Kunſt und Alterthum» mit, allein es iſt zu lang; dagegen habe ich mir dieſe drei gereimten von Gerhard ausgebeten, die ich im nächſten Heft werde abdrucken laſſen. Was ſagen Sie zu dieſem? Hören Sie."

Goethe las nun zuerſt das Lied vom Alten, der ein junges Mädchen liebt, ſodann das Trinklied der Weiber, und zuletzt das energiſche: „Tanz' uns vor, Theodor.“ Jedes las er in einem andern Tone und andern Schwunge, vortrefflich, ſodaß man nicht leicht etwas Vollkommneres hören konnte.

Wir mußten Herrn Gerhard loben, daß er die jedesmaligen Versarten und Refrains durchaus glücklich und im Charakter gewählt und alles leicht und vollkommen ausgeführt hatte, ſodaß man nicht wußte wie er es hätte beſſer machen ſollen. „Da ſieht man“, ſagte Goethe, „was bei einem ſolchen Talent wie Gerhard die große techniſche Uebung thut. Und dann kommt ihm zugute, daß er kein eigentlich gelehrtes Metier, ſondern ein ſolches treibt, das ihn täglich aufs praktiſche Leben weiſt. Auch hat er die vielen Reiſen in England und andern Ländern gemacht, wodurch er denn bei ſeinem auf das Reale gehenden Sinn über unſere gelehrten jungen Dichter manche Avantagen hat. Wenn er ſich immer an gute Ueberlieferungen hält und nur dieſe bearbeitet, ſo wird er nicht leicht etwas Schlechtes machen. Alle eigenen Erfindungen dagegen erfordern ſehr viel und ſind eine ſchwere Sache.“

Hieran knüpften ſich manche Betrachtungen über die Productionen unſerer neueſten jungen Dichter, und es ward bemerkt, daß faſt keiner von ihnen mit einer guten Proſa aufgetreten.

„Die Sache iſt ſehr einfach“, ſagte Goethe. „Um Proſa zu ſchreiben, muß man etwas zu ſagen haben; wer aber nichts zu ſagen hat, der kann doch Verſe und Reime machen, wo denn ein Wort das andere gibt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts iſt, aber doch ausſieht als wäre es was.“

Mittwoch den 31. Januar 1827.

Bei Goethe zu Tiſche. „In dieſen Tagen, ſeit ich Sie nicht geſehen“, ſagte er, „habe ich vieles und mancherlei geleſen, beſonders auch einen chineſiſchen Roman, der mich noch beſchäftigt und der mir im hohen Grade merkwürdig er-

ſcheint." — „Chineſiſchen Roman?" ſagte ich. „Der muß wol recht fremdartig ausſehen." — „Nicht ſo ſehr als man glauben ſollte", ſagte Goethe. „Die Menſchen denken, handeln und empfinden faſt ebenſo wie wir, und man fühlt ſich ſehr bald als ihresgleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und ſittlicher zugeht. Es iſt bei ihnen alles verſtändig, bürgerlich, ohne große Leidenſchaft und poetiſchen Schwung und hat dadurch viele Aehnlichkeit mit meinem «Hermann und Dorothea» ſowie mit den engliſchen Romanen des Richardſon. Es unterſcheidet ſich aber wieder dadurch, daß bei ihnen die äußere Natur neben den menſchlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfiſche in den Teichen hört man immer plätſchern, die Vögel auf den Zweigen ſingen immerfort, der Tag iſt immer heiter und ſonnig, die Nacht immer klar; vom Mond iſt viel die Rede, allein er verändert die Landſchaft nicht, ſein Schein iſt ſo helle gedacht wie der Tag ſelber. Und das Innere der Häuſer ſo nett und zierlich wie ihre Bilder. Z. B.: «Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich ſie zu Geſichte bekam, ſaßen ſie auf feinen Rohrſtühlen.» Da haben Sie gleich die allerliebſte Situation, denn Rohrſtühle kann man ſich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenhergehen und gleichſam ſprichwörtlich angewendet werden. Z. B. von einem Mädchen, das ſo leicht und zierlich von Füßen war, daß ſie auf einer Blume balanciren konnte, ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der ſich ſo ſittlich und brav hielt, daß er in ſeinem dreißigſten Jahre die Ehre hatte, mit dem Kaiſer zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgange ſich ſo enthaltſam bewieſen, daß, als ſie einſt genöthigt waren eine Nacht in einem Zimmer miteinander zuzubringen, ſie in Geſprächen die Stunden durchwachten, ohne ſich zu berühren. Und ſo unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch dieſe ſtrenge Mäßigung in allem hat ſich denn auch das chineſiſche Reich ſeit Jahrtauſenden erhalten und wird dadurch ferner beſtehen.

„Einen höchſt merkwürdigen Gegenſatz zu dieſem chine-

ſiſchen Roman", fuhr Goethe fort, „habe ich an den Liedern von Béranger, denen faſt allen ein unſittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liegt und die mir im hohen Grade zuwider ſein würden, wenn nicht ein ſo großes Talent wie Béranger die Gegenſtände behandelt hätte, wodurch ſie denn erträglich, ja ſogar anmuthig werden. Aber ſagen Sie ſelbſt, iſt es nicht höchſt merkwürdig, daß die Stoffe des chineſiſchen Dichters ſo durchaus ſittlich, und diejenigen des jetzigen erſten Dichters von Frankreich ganz das Gegentheil ſind?"

„Ein ſolches Talent wie Béranger", ſagte ich, „würde an ſittlichen Stoffen nichts zu thun finden." — „Sie haben recht", ſagte Goethe, „eben an den Verkehrtheiten der Zeit offenbart und entwickelt Béranger ſeine beſſere Natur." — „Aber", ſagte ich, „iſt denn dieſer chineſiſche Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichſten?" — „Keineswegs", ſagte Goethe; „die Chineſen haben deren zu Tauſenden und hatten ihrer ſchon, als unſere Vorfahren noch in den Wäldern lebten.

„Ich ſehe immer mehr", fuhr Goethe fort, „daß die Poeſie ein Gemeingut der Menſchheit iſt, und daß ſie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und aber Hunderten von Menſchen hervortritt. Einer macht es ein wenig beſſer als der andere und ſchwimmt ein wenig länger oben als der andere, das iſt alles. Der Herr von Matthiſſon muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, ſondern jeder muß ſich eben ſagen, daß es mit der poetiſchen Gabe keine ſo ſeltene Sache ſei, und daß niemand eben beſondere Urſache habe, ſich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freilich wenn wir Deutſchen nicht aus dem engen Kreiſe unſerer eigenen Umgebung hinausblicken, ſo kommen wir gar zu leicht in dieſen pedantiſchen Dünkel. Ich ſehe mich daher gern bei fremden Nationen um und rathe jedem, es auch ſeinerſeits zu thun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel ſagen, die Epoche der Weltliteratur iſt an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, dieſe Epoche zu beſchleunigen. Aber auch bei ſolcher Schätzung des Ausländiſchen dürfen wir nicht bei etwas Beſonderm haften bleiben und dieſes für muſterhaft anſehen wollen. Wir müſſen nicht denken, das Chineſiſche wäre es, oder das

Serbiſche, oder Calderon, oder die Nibelungen; ſondern im Bedürfniß von etwas Muſterhaftem müſſen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken ſtets der ſchöne Menſch dargeſtellt iſt. Alles übrige müſſen wir nur hiſtoriſch betrachten und das Gute, ſo weit es gehen will, uns daraus aneignen."

Ich freute mich, Goethe in einer Folge über einen ſo wichtigen Gegenſtand reden zu hören. Das Geklingel vorbeifahrender Schlitten lockte uns zum Fenſter, denn wir erwarteten, daß der große Zug, der dieſen Morgen nach Belvedere vorbeiging, wieder zurückkommen würde. Goethe ſetzte indeß ſeine lehrreichen Aeußerungen fort. Von Alexander Manzoni war die Rede, und er erzählte mir, daß Graf Reinhard Herrn Manzoni vor nicht langer Zeit in Paris geſehen, wo er als ein junger Autor von Namen in der Geſellſchaft wohl aufgenommen geweſen ſei, und daß er jetzt wieder in der Nähe von Mailand auf ſeinem Landgute mit einer jungen Familie und ſeiner Mutter glücklich lebe.

„Manzoni", fuhr Goethe fort, „fehlt weiter nichts, als daß er ſelbſt nicht weiß, welch ein guter Poet er iſt und welche Rechte ihm als ſolchem zuſtehen. Er hat gar zu viel Reſpect vor der Geſchichte und fügt aus dieſem Grunde ſeinen Stücken immer gern einige Auseinanderſetzungen hinzu, in denen er nachweiſt, wie treu er den Einzelheiten der Geſchichte geblieben. Nun mögen ſeine Facta hiſtoriſch ſein, aber ſeine Charaktere ſind es doch nicht, ſo wenig es mein Thoas und meine Iphigenia ſind. Kein Dichter hat je die hiſtoriſchen Charaktere gekannt, die er darſtellte; hätte er ſie aber gekannt, ſo hätte er ſie ſchwerlich ſo gebrauchen können. Der Dichter muß wiſſen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur ſeiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont ſo machen wollen, wie ihn die Geſchichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, ſo würde ſein leichtſinniges Handeln ſehr abſurd erſchienen ſein. Ich mußte alſo einen andern Egmont haben, wie er beſſer mit ſeinen Handlungen und meinen dichteriſchen Abſichten in Harmonie ſtände; und dies iſt wie Klärchen ſagt, mein Egmont.

„Und wozu wären denn die Poeten, wenn sie blos die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns womöglich etwas Höheres und Besseres geben. Die Charaktere des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, sowie Charaktere des Shakspeare von der seinigen. Und so ist es recht, und so soll man es machen. Ja Shakspeare geht noch weiter und macht seine Römer zu Engländern, und zwar wieder mit Recht, denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden.

„Darin", fuhr Goethe fort, „waren nun wieder die Griechen groß, daß sie weniger auf die Treue eines historischen Factums gingen, als darauf wie es der Dichter behandelte. Zum Glück haben wir jetzt an den «Philokteten» ein herrliches Beispiel, welches Sujet alle drei großen Tragiker behandelt haben, und Sophokles zuletzt und am besten. Dieses Dichters treffliches Stück ist glücklicherweise ganz auf uns gekommen; dagegen von den «Philokteten» des Aeschylus und Euripides hat man Bruchstücke aufgefunden, aus denen hinreichend zu sehen ist, wie sie ihren Gegenstand behandelt haben. Wollte es meine Zeit mir erlauben, so würde ich diese Stücke restauriren, so wie ich es mit dem «Phaëthon» des Euripides gethan, und es sollte mir keine unangenehme und unnütze Arbeit sein.

„Bei diesem Sujet war die Aufgabe ganz einfach: nämlich den Philoktet nebst dem Bogen von der Insel Lemnos zu holen. Aber die Art, wie dieses geschieht, das war nun die Sache der Dichter, und darin konnte jeder die Kraft seiner Erfindung zeigen und einer es dem andern zuvorthun. Der Ulyß soll ihn holen; aber soll er vom Philoktet erkannt werden oder nicht, und wodurch soll er unkenntlich sein? Soll der Ulyß allein gehen, oder soll er Begleiter haben, und wer soll ihn begleiten? Beim Aeschylus ist der Gefährte unbekannt, beim Euripides ist es der Diomed, beim Sophokles der Sohn des Achill. Ferner, in welchem Zustande soll man den Philoktet finden? Soll die Insel bewohnt sein oder nicht, und wenn bewohnt, soll sich eine mitleidige Seele seiner angenommen haben oder nicht? Und so hundert andere Dinge,

die alle in der Willkür der Dichter lagen und in deren Wahl oder Nichtwahl der eine vor dem andern seine höhere Weisheit zeigen konnte. Hierin liegt's. Und so sollten es die jetzigen Dichter auch machen, und nicht immer fragen, ob ein Sujet schon behandelt worden oder nicht, wo sie denn immer in Süden und Norden nach unerhörten Begebenheiten suchen, die oft barbarisch genug sind, und die dann auch blos als Begebenheiten wirken. Aber freilich, ein einfaches Sujet durch eine meisterhafte Behandlung zu etwas zu machen, erfordert Geist und großes Talent, und daran fehlt es."

Vorbeifahrende Schlitten zogen uns wieder ans Fenster; der erwartete Zug von Belvedere war es aber wieder nicht. Wir sprachen und scherzten unbedeutende Dinge hin und her; dann fragte ich Goethe, wie es mit der Novelle stehe.

„Ich habe sie dieser Tage ruhen lassen", sagte er; „aber eins muß doch noch in der Exposition geschehen. Der Löwe nämlich muß brüllen, wenn die Fürstin an der Bude vorbeireitet; wobei ich denn einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit des gewaltigen Thiers anstellen lassen kann."

„Dieser Gedanke ist sehr glücklich", sagte ich, „denn dadurch entsteht eine Exposition, die nicht allein an sich, an ihrer Stelle, gut und nothwendig ist, sondern wodurch auch alles Folgende eine größere Wirkung gewinnt. Bisjetzt erschien der Löwe fast zu sanft, indem er gar keine Spuren von Wildheit zeigte. Dadurch aber, daß er brüllt, läßt er uns wenigstens seine Furchtbarkeit ahnen, und wenn er sodann später sanft der Flöte des Kindes folgt, so wird dieses eine desto größere Wirkung thun."

„Diese Art, zu ändern und zu bessern", sagte Goethe, „ist nun die rechte, wo man ein noch Unvollkommenes durch fortgesetzte Erfindungen zum Vollendeten steigert. Aber ein Gemachtes immer wieder neu zu machen und weiter zu treiben, wie z. B. Walter Scott mit meiner Mignon gethan, die er außer ihren übrigen Eigenheiten noch taubstumm sein läßt: diese Art, zu ändern, kann ich nicht loben."

Donnerstag Abend, den 1. Februar 1827.

Goethe erzählte mir von einem Besuch des Kronprinzen von Preußen in Begleitung des Großherzogs. „Auch die Prinzen Karl und Wilhelm von Preußen", sagte er, „waren diesen Morgen bei mir. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drei Stunden, und es kam mancherlei zur Sprache, welches mir von dem Geist, Geschmack, den Kenntnissen und der Denkweise dieses jungen Fürsten eine hohe Meinung gab."

Goethe hatte einen Band der „Farbenlehre" vor sich liegen. „Ich bin", sagte er, „Ihnen noch immer eine Antwort wegen des Phänomens der farbigen Schatten schuldig. Da dieses aber vieles voraussetzt und mit vielem andern zusammenhängt, so will ich Ihnen auch heute keine aus dem Ganzen herausgerissene Erklärung geben, vielmehr habe ich gedacht, daß es gut sein würde, wenn wir die Abende, die wir zusammenkommen, die ganze «Farbenlehre» miteinander durchlesen. Dadurch haben wir immer einen soliden Gegenstand der Unterhaltung, und Sie selbst werden sich die ganze Lehre zu eigen machen, sodaß Sie kaum merken, wie Sie dazu kommen. Das Ueberlieferte fängt bei Ihnen an zu leben und wieder productiv zu werden, wodurch ich denn voraussehe daß diese Wissenschaft sehr bald Ihr Eigenthum sein wird. Nun lesen Sie den ersten Abschnitt."

Mit diesen Worten legte Goethe mir das aufgeschlagene Buch vor. Ich fühlte mich sehr beglückt durch die gute Absicht, die er mit mir hatte. Ich las von den physiologischen Farben die ersten Paragraphen.

„Sie sehen", sagte Goethe, „es ist nichts außer uns, was nicht zugleich in uns wäre, und wie die äußere Welt ihre Farben hat, so hat sie auch das Auge. Da es nun bei dieser Wissenschaft ganz vorzüglich auf scharfe Sonderung des Objectiven vom Subjectiven ankommt, so habe ich billig mit den Farben, die dem Auge gehören, den Anfang gemacht, damit wir bei allen Wahrnehmungen immer wohl unterscheiden, ob die Farbe auch wirklich außer uns existire, oder ob es eine bloße Scheinfarbe sei, die sich das Auge selbst

erzeugt hat. Ich denke also, daß ich den Vortrag dieser Wissenschaft beim rechten Ende angefaßt habe, indem ich zunächst das Organ berichtige, durch welches alle Wahrnehmungen und Beobachtungen geschehen müssen."

Ich las weiter bis zu den interessanten Paragraphen von den geforderten Farben, wo gelehrt wird, daß das Auge das Bedürfniß des Wechsels habe, indem es nie gern bei derselbigen Farbe verweile, sondern sogleich eine andere fordere und zwar so lebhaft, daß es sich solche selbst erzeuge, wenn es sie nicht wirklich vorfinde.

Dieses brachte ein großes Gesetz zur Sprache, das durch die ganze Natur geht und worauf alles Leben und alle Freude des Lebens beruht. „Es ist dieses", sagte Goethe, „nicht allein mit allen andern Sinnen so, sondern auch mit unserm höhern geistigen Wesen; aber weil das Auge ein so vorzüglicher Sinn ist, so tritt dieses Gesetz des geforderten Wechsels so auffallend bei den Farben hervor und wird uns bei ihnen so vor allen deutlich bewußt. Wir haben Tänze, die uns im hohen Grade wohlgefallen, weil Dur und Moll in ihnen wechselt, wogegen aber Tänze aus bloßem Dur oder bloßem Moll sogleich ermüden."

„Dasselbe Gesetz", sagte ich, „scheint einem guten Stil zum Grunde zu liegen, bei welchem wir gern einen Klang vermeiden, der soeben gehört wurde. Auch beim Theater wäre mit diesem Gesetz viel zu machen, wenn man es gut anzuwenden wüßte. Stücke, besonders Trauerspiele, in denen ein einziger Ton ohne Wechsel durchgeht, haben etwas Lästiges und Ermüdendes, und wenn nun das Orchester bei einem traurigen Stück auch in den Zwischenacten traurige, niederschlagende Musik hören läßt, so wird man von einem unerträglichen Gefühl gepeinigt, dem man gern auf alle Weise entfliehen möchte."

„Vielleicht", sagte Goethe, „beruhen auch die eingeflochtenen heitern Scenen in den Shakspeare'schen Trauerspielen auf diesem Gesetz des geforderten Wechsels; allein auf die höhere Tragödie der Griechen scheint es nicht anwendbar, vielmehr geht bei dieser ein gewisser Grundton durch das Ganze."

„Die griechiſche Tragödie", ſagte ich, „iſt auch nicht von ſolcher Länge, daß ſie bei einem durchgehenden gleichen Ton ermüden könnte; und dann wechſeln auch Chöre und Dialog, und der erhabene Sinn iſt von ſolcher Art, daß er nicht läſtig werden kann, indem immer eine gewiſſe tüchtige Realität zum Grunde liegt, die ſtets heiterer Natur iſt."

„Sie mögen recht haben", ſagte Goethe, „und es wäre wol der Mühe werth, zu unterſuchen, inwiefern auch die griechiſche Tragödie dem allgemeinen Geſetze des geforderten Wechſels unterworfen iſt. Aber Sie ſehen, wie alles aneinanderhängt, und wie ſogar ein Geſetz der Farbenlehre auf eine Unterſuchung der griechiſchen Tragödie führen kann. Nur muß man ſich hüten, es mit einem ſolchen Geſetz zu weit treiben und es als Grundlage für vieles andere machen zu wollen; vielmehr geht man ſicherer, wenn man es immer nur als ein Analogon, als ein Beiſpiel gebraucht und anwendet."

Wir ſprachen über die Art, wie Goethe ſeine Farbenlehre vorgetragen, daß er nämlich dabei alles aus großen Urgeſetzen abgeleitet und die einzelnen Erſcheinungen immer darauf zurückgeführt habe, woraus denn das Faßliche und ein großer Gewinn für den Geiſt hervorgehe.

„Dieſes mag ſein", ſagte Goethe, „und Sie mögen mich deshalb loben; aber dieſe Methode erfordert denn auch Schüler, die nicht in der Zerſtreuung leben und die fähig ſind, die Sache wieder im Grunde aufzufaſſen. Es ſind einige recht hübſche Leute in meiner Farbenlehre heraufgekommen, allein das Unglück iſt, ſie bleiben nicht auf geradem Wege, ſondern ehe ich es mir verſehe, weichen ſie ab und gehen einer Idee nach, ſtatt das Object immer gehörig im Auge zu behalten. Aber ein guter Kopf, dem es zugleich um die Wahrheit zu thun wäre, könnte noch immer viel leiſten."

Wir ſprachen von Profeſſoren, die, nachdem das Beſſere gefunden, immer noch die Newton'ſche Lehre vortragen. „Dies iſt nicht zu verwundern", ſagte Goethe; „ſolche Leute gehen im Irrthum fort, weil ſie ihm ihre Exiſtenz verdanken. Sie müßten umlernen, und das wäre eine ſehr unbequeme

Sache." — „Aber", sagte ich, „wie können ihre Experimente die Wahrheit beweisen, da der Grund ihrer Lehre falsch ist?" — „Sie beweisen auch die Wahrheit nicht", sagte Goethe, „und das ist auch keineswegs ihre Absicht, sondern es liegt ihnen blos daran, ihre Meinung zu beweisen. Deshalb verbergen sie auch alle solche Experimente, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen und die Unhaltbarkeit ihrer Lehre sich darlegen könnte.

„Und dann, um von den Schülern zu reden, welchem von ihnen wäre es denn um die Wahrheit zu thun? Das sind auch Leute wie andere und völlig zufrieden, wenn sie über die Sache empirisch mitschwatzen können. Das ist alles. Die Menschen sind überhaupt eigener Natur; sobald ein See zugefroren ist, sind sie gleich zu Hunderten darauf und amusiren sich auf der glatten Oberfläche: aber wem fällt es ein, zu untersuchen, wie tief er ist und welche Arten von Fischen unter dem Eise hin- und herschwimmen? Niebuhr hat jetzt einen Handelstractat zwischen Rom und Karthago entdeckt aus einer sehr frühen Zeit, woraus es erwiesen ist, daß alle Geschichten des Livius vom frühen Zustande des römischen Volks nichts als Fabeln sind, indem aus jenem Tractat ersichtlich, daß Rom schon sehr früh in einem weit höhern Zustande der Cultur sich befunden, als aus dem Livius hervorgeht. Aber wenn Sie nun glauben, daß dieser entdeckte Tractat in der bisherigen Lehrart der römischen Geschichte eine große Reform hervorbringen werde, so sind Sie im Irrthum. Denken Sie nur immer an den gefrorenen See: so sind die Leute, ich habe sie kennen gelernt, so sind sie und nicht anders."

„Aber doch", sagte ich, „kann es Sie nicht gereuen, daß Sie die «Farbenlehre» geschrieben; denn nicht allein daß Sie dadurch ein festes Gebäude dieser trefflichen Wissenschaft gegründet, sondern Sie haben auch darin ein Muster wissenschaftlicher Behandlung aufgestellt, woran man sich bei Behandlung ähnlicher Gegenstände immer halten kann."

„Es gereut mich auch keineswegs", sagte Goethe, „obgleich ich die Mühe eines halben Lebens hineingesteckt habe. Ich hätte vielleicht ein halb Dutzend Trauerspiele mehr ge-

ſchrieben, das iſt alles, und dazu werden ſich noch Leute genug nach mir finden.

„Aber Sie haben recht, ich denke auch, die Behandlung wäre gut; es iſt Methode darin. In derſelbigen Art habe ich auch eine Tonlehre geſchrieben, ſowie auch meine «Metamorphoſe der Pflanzen» auf derſelbigen Anſchauungs- und Ableitungsweiſe beruht.

„Mit meiner «Metamorphoſe der Pflanzen» ging es mir eigen; ich kam dazu wie Herſchel zu ſeinen Entdeckungen. Herſchel nämlich war ſo arm, daß er ſich kein Fernrohr anſchaffen konnte, ſondern daß er genöthigt war ſich ſelber eins zu machen. Aber dies war ſein Glück; denn dieſes ſelbſtfabricirte war beſſer als alle andern, und er machte damit ſeine großen Entdeckungen. In die Botanik war ich auf empiriſchem Wege hereingekommen. Nun weiß ich noch recht gut, daß mir bei der Bildung der Geſchlechter die Lehre zu weitläufig wurde, als daß ich den Muth hatte, ſie zu faſſen. Das trieb mich an, der Sache auf eigenem Wege nachzuſpüren und dasjenige zu finden, was allen Pflanzen ohne Unterſchied gemein wäre, und ſo entdeckte ich das Geſetz der Metamorphoſe.

„Der Botanik nun im einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege, das überlaſſe ich andern, die es mir auch darin weit zuvorthun. Mir lag blos daran, die einzelnen Erſcheinungen auf ein allgemeines Grundgeſetz zurückzuführen.

„So auch hat die Mineralogie nur in einer doppelten Hinſicht Intereſſe für mich gehabt: zunächſt nämlich ihres großen praktiſchen Nutzens wegen, und dann um darin ein Document über die Bildung der Urwelt zu finden, wozu die Werner'ſche Lehre Hoffnung machte. Seit man nun aber nach des trefflichen Mannes Tode in dieſer Wiſſenſchaft das Oberſte zu unterſt kehrt, gehe ich in dieſem Fache öffentlich nicht weiter mit, ſondern halte mich im ſtillen in meiner Ueberzeugung fort.

„In der «Farbenlehre» ſteht mir nun noch die Entwickelung des Regenbogens bevor, woran ich zunächſt gehen werde. Es iſt dieſes eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, die ich jedoch

zu lösen hoffe. Es ist mir aus diesem Grunde lieb, jetzt mit Ihnen die «Farbenlehre» wieder durchzugehen, wodurch sich denn, zumal bei Ihrem Interesse für die Sache, alles wieder anfrischt.

„Ich habe mich", fuhr Goethe fort, „in den Naturwissenschaften ziemlich nach allen Seiten hin versucht; jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf solche Gegenstände, die mich irdisch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten; weshalb ich mich denn auch nie mit Astronomie beschäftigt habe, weil hierbei die Sinne nicht mehr ausreichen, sondern weil man hier schon zu Instrumenten, Berechnungen und Mechanik seine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sache waren.

„Wenn ich aber in denen Gegenständen, die in meinem Wege lagen, etwas geleistet, so kam mir dabei zugute, daß mein Leben in eine Zeit fiel, die an großen Entdeckungen in der Natur reicher war als irgendeine andere. Schon als Kind begegnete mir Franklin's Lehre von der Elektricität, welches Gesetz er damals soeben gefunden hatte. Und so folgte durch mein ganzes Leben, bis zu dieser Stunde, eine große Entdeckung der andern; wodurch ich denn nicht allein früh auf die Natur hingeleitet, sondern auch später immerfort in der bedeutendsten Anregung erhalten wurde.

„Jetzt werden Vorschritte gethan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich sie nicht ahnen konnte, und es ist mir wie einem, der der Morgenröthe entgegengeht und über den Glanz der Sonne erstaunt, wenn diese hervorleuchtet."

Unter den Deutschen nannte Goethe bei dieser Gelegenheit die Namen Carus, D'Alton, Meyer in Königsberg mit Bewunderung.

„Wenn nur die Menschen", fuhr Goethe fort, „das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüsterten, so wäre ich zufrieden; denn es thäte der Menschheit ein Positives noth, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte, und es wäre doch gut, wenn das Positive zugleich das Rechte und Wahre wäre. In dieser Hinsicht sollte es mich freuen, wenn man in den Natur-

wiſſenſchaften aufs Reine käme und ſodann im Rechten beharrte, und nicht wieder transſcendirte, nachdem im Faßlichen alles gethan worden. Aber die Menſchen können keine Ruhe halten, und ehe man es ſich verſieht, iſt die Verwirrung wieder oben auf.

„So rütteln ſie jetzt an den fünf Büchern Moſes, und wenn die vernichtende Kritik irgend ſchädlich iſt, ſo iſt ſie es in Religionsſachen; denn hierbei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.

„In der Poeſie iſt die vernichtende Kritik nicht ſo ſchädlich. Wolf hat den Homer zerſtört, doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieſes Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhallas, die ſich des Morgens in Stücke hauen und mittags ſich wieder mit heilen Gliedern zu Tiſche ſetzen.“

Goethe war in der beſten Laune, und ich war glücklich, ihn abermals über ſo bedeutende Dinge reden zu hören. „Wir wollen uns nur“, ſagte er, „im ſtillen auf dem rechten Wege forthalten und die übrigen gehen laſſen; das iſt das Beſte.“

Mittwoch den 7. Februar 1827.

Goethe ſchalt heute auf gewiſſe Kritiker, die nicht mit Leſſing zufrieden ſind und an ihn ungehörige Forderungen machen.

„Wenn man“, ſagte er, „die Stücke von Leſſing mit denen der Alten vergleicht und ſie ſchlecht und miſerabel findet, was ſoll man da ſagen! Bedauert doch den außerordentlichen Menſchen, daß er in einer ſo erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine beſſern Stoffe gab, als in ſeinen Stücken verarbeitet ſind! Bedauert ihn doch, daß er in ſeiner «Minna von Barnhelm» an den Händeln der Sachſen und Preußen theilnehmen mußte, weil er nichts Beſſeres fand! Auch daß er immerfort polemiſch wirkte und wirken

mußte, lag in der Schlechtigkeit ſeiner Zeit. In der «Emilia Galotti» hatte er ſeine Piquen auf die Fürſten, im «Nathan» auf die Pfaffen."

Freitag den 16. Februar 1827.

Ich erzählte Goethen, daß ich in dieſen Tagen Winckelmann's Schrift „Ueber die Nachahmung griechiſcher Kunſtwerke" geleſen, wobei ich geſtand, daß es mir oft vorgekommen als ſei Winckelmann damals noch nicht völlig klar über ſeine Gegenſtände geweſen.

„Sie haben allerdings recht", ſagte Goethe, „man trifft ihn mitunter in einem gewiſſen Taſten; allein, was das Große iſt, ſein Taſten weiſt immer auf etwas hin; er iſt dem Columbus ähnlich, als er die Neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber ſie doch ſchon ahnungsvoll im Sinne trug. Man *lernt* nichts, wenn man ihn lieſt, aber man *wird* etwas.

„Meyer iſt nun weiter geſchritten und hat die Kenntniß der Kunſt auf ihren Gipfel gebracht. Seine «Kunſtgeſchichte» iſt ein ewiges Werk; allein er wäre das nicht geworden, wenn er ſich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf deſſen Wege fortgegangen wäre. Da ſieht man abermals, was ein großer Vorgänger thut, und was es heißt, wenn man ſich dieſen gehörig zu Nutze macht."

Mittwoch den 11. April 1827.

Ich ging dieſen Mittag um ein Uhr zu Goethe, der mich vor Tiſche zu einer Spazierfahrt hatte einladen laſſen. Wir fuhren die Straße nach Erfurt. Das Wetter war ſehr ſchön, die Kornfelder zu beiden Seiten des Wegs erquickten das Auge mit dem lebhafteſten Grün; Goethe ſchien in ſeinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz, in ſeinen Worten aber alt an Weisheit.

„Ich sage immer und wiederhole es", begann er, „die Welt könnte nicht bestehen, wenn sie nicht so einfach wäre. Dieser elende Boden wird nun schon tausend Jahre bebaut, und seine Kräfte sind immer dieselbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und so fort." Ich fand auf diese Worte nichts zu erwidern und hinzuzusetzen. Goethe ließ seine Blicke über die grünenden Felder schweifen, sodann aber wieder zu mir gewendet, fuhr er über andere Dinge folgendermaßen fort:

„Ich habe in diesen Tagen eine wunderliche Lektüre gehabt, nämlich die „Briefe Jacobi's und seiner Freunde". Dies ist ein höchst merkwürdiges Buch, und Sie müssen es lesen, nicht um etwas daraus zu lernen, sondern um in den Zustand damaliger Cultur und Literatur hineinzublicken, von dem man keinen Begriff hat. Man sieht lauter gewissermaßen bedeutende Menschen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamem Interesse, sondern jeder rund abgeschlossen für sich und seinen eigenen Weg gehend, ohne im geringsten an den Bestrebungen des andern theilzunehmen. Sie sind mir vorgekommen wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durcheinanderlaufen, ohne voneinander zu wissen, und die, sobald sie sich berühren, nur desto weiter auseinanderfahren."

Ich lachte über das treffende Gleichniß. Ich erkundigte mich nach den correspondirenden Personen, und Goethe nannte sie mir, indem er mir über jeden etwas Besonderes sagte.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein schöner Mann von schlankem Wuchs, feinen vornehmen Wesens, der als Gesandter ganz an seinem Platz gewesen wäre. Zum Poeten und Philosophen fehlte ihm etwas, um beides zu sein.

„Sein Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen theilzunehmen oder sie wol gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundschaft, um uns aneinanderzuhalten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller so einzig, weil wir das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinsamen Bestrebungen

fanden und es für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft weiter bedurfte."

Ich fragte nach Lessing, ob auch dieser in den Briefen vorkomme. „Nein", sagte Goethe, „aber Herder und Wieland.

„Herdern war es nicht wohl bei diesen Verbindungen; er stand zu hoch, als daß ihm das hohle Wesen auf die Länge nicht hätte lästig werden sollen, sowie auch Hamann diese Leute mit überlegenem Geiste behandelte.

„Wieland, wie immer, erscheint auch in diesen Briefen durchaus heiter und wie zu Hause. An keiner andern Meinung hängend, war er gewandt genug, um in alles einzugehen. Er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin- und herbewegte, das aber auf seinem Wurzelchen immer fest blieb.

„Mein persönliches Verhältniß zu Wieland war immer sehr gut, besonders in der frühern Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geschrieben. Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg, denn dieses Mannes persönliche Anziehungskraft war sehr groß."

Der Wagen wendete sich zum Rückwege. Wir sahen gegen Osten vielfaches Regengewölk, das sich ineinanderschob. „Diese Wolken", sagte ich, „sind doch so weit gebildet, daß sie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß sie sich wieder auflösten, wenn das Barometer stiege?" — „Ja", sagte Goethe, „diese Wolken würden sogleich von oben herein verzehrt und aufgesponnen werden wie ein Rocken. So stark ist mein Glauben an das Barometer. Ja ich sage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Ueberschwemmung von Petersburg das Barometer gestiegen, die Welle hätte nicht herangekonnt.

„Mein Sohn glaubt beim Wetter an den Einfluß des Mondes, und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es euch nicht, denn der Mond erscheint als ein zu bedeutendes Gestirn, als daß man ihm nicht eine entschiedene Einwirkung auf unsere Erde zuschreiben sollte; allein die

Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechsel her, sondern ist rein tellurisch.

„Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleichnißweise als ein großes lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen ist. Athmet die Erde ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, sodaß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasserbejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dies aber gibt sie nicht zu; sie athmet wieder aus und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsterniß des unendlichen Raums als frisches Blau herdurchgesehen wird. Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasserverneinung. Denn wie bei dem entgegengesetzten nicht allein häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdunsten und abtrocknen will, so kommt dagegen bei diesem Zustande nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, sondern auch die Nässe der Erde selbst verfliegt und geht aufwärts, sodaß bei einer Dauer über alle Ordnung hinaus die Erde, auch ohne Sonnenschein, zu vertrocknen und zu verdörren Gefahr liefe."

So sprach Goethe über diesen wichtigen Gegenstand, und ich hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu.

„Die Sache ist sehr einfach", fuhr er fort, „und so am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne Abweichungen irreleiten zu lassen. Hohes Barometer: Trockenheit, Ostwind; tiefes Barometer: Nässe, Westwind; dies ist das herrschende Gesetz, woran ich mich halte. Weht aber einmal bei hohem Barometer und Ostwind ein nasser Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bei Westwind, so kümmert mich dieses nicht und macht meinen Glauben an das herrschende Gesetz nicht irre, sondern ich sehe daraus blos, daß auch manches Mitwirkende existirt, dem man nicht sogleich beikommen kann.

„Ich will Ihnen etwas sagen, woran Sie sich im Leben halten mögen. Es gibt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respect. Es ist uns schon geholfen, wenn wir es überall nur wissen, wiewol es immer sehr schwer bleibt, zu sehen wo das eine aufhört und das andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten, und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich befestigt, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewol er hier doch zuletzt gestehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beizukommen ist und die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, welches zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen."

Unter diesen Worten waren wir wieder in die Stadt hereingefahren. Das Gespräch lenkte sich auf unbedeutende Gegenstände, wobei jene hohen Ansichten noch eine Weile in meinem Innern fortleben konnten.

Wir waren zu früh zurückgekehrt, um sogleich an Tisch zu gehen, und Goethe zeigte mir vorher noch eine Landschaft von Rubens, und zwar einen Sommerabend. Links im Vordergrunde sah man Feldarbeiter nach Hause gehen; in der Mitte des Bildes folgte eine Heerde Schafe ihrem Hirten dem Dorfe zu; rechts tiefer im Bilde stand ein Heuwagen, um welchen Arbeiter mit Aufladen beschäftigt waren, abgespannte Pferde grasten nebenbei; sodann abseits in Wiesen und Gebüsch zerstreut weideten mehrere Stuten mit ihren Fohlen, denen man ansah, daß sie auch in der Nacht draußen bleiben würden. Verschiedene Dörfer und eine Stadt schlossen den hellen Horizont des Bildes, worin man den Begriff von Thätigkeit und Ruhe auf das anmuthigste ausgedrückt fand.

Das Ganze schien mir mit solcher Wahrheit zusammenzuhängen und das Einzelne lag mir mit solcher Treue vor Augen, daß ich die Meinung äußerte: Rubens habe dieses Bild wol ganz nach der Natur abgeschrieben.

„Keineswegs", sagte Goethe; „ein so vollkommenes

Bild ist niemals in der Natur gesehen worden, sondern wir verdanken diese Composition dem poetischen Geiste des Malers. Aber der große Rubens hatte ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und sie ihm in ihren Einzelheiten immer zu Befehl war. Daher kommt diese Wahrheit des Ganzen und Einzelnen, sodaß wir glauben, alles sei eine reine Copie nach der Natur. Jetzt wird eine solche Landschaft gar nicht mehr gemacht, diese Art zu empfinden und die Natur zu sehen ist ganz verschwunden, es mangelt unsern Malern an Poesie.

„Und dann sind unsere jungen Talente sich selber überlassen, es fehlen die lebendigen Meister, die sie in die Geheimnisse der Kunst einführen. Zwar ist auch von den Todten etwas zu lernen, allein dieses ist, wie es sich zeigt, mehr ein Absehen von Einzelheiten als ein Eindringen in eines Meisters tiefere Art zu denken und zu verfahren."

Frau und Herr von Goethe traten herein, und wir setzten uns zu Tische. Die Gespräche wechselten über heitere Gegenstände des Tages: Theater, Bälle und Hof, flüchtig hin und her. Bald aber waren wir wieder auf ernstere Dinge gerathen, und wir sahen uns in einem Gespräch über Religionslehren in England tief befangen.

„Ihr müßtet wie ich", sagte Goethe, „seit funfzig Jahren die Kirchengeschichte studirt haben, um zu begreifen, wie das alles zusammenhängt. Dagegen ist es höchst merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Ueberzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und somit sind sie denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weitern.

„Ich will nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder Falsches, Nützliches oder Schädliches sein mag, aber im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht; und wie sollte er

ohne dieſe Zuverſicht in den dringendſten Gefahren Muth und Heiterkeit behalten! Die Lehre des chriſtlichen Glaubens: Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen euers Vaters, iſt aus derſelbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorſehung, die das Kleinſte im Auge behält und ohne deren Willen und Zulaſſen nichts geſchehen kann.

„Sodann ihren Unterricht in der Philoſophie beginnen die Mohammedaner mit der Lehre: daß nichts exiſtire, wovon ſich nicht das Gegentheil ſagen laſſe; und ſo üben ſie den Geiſt der Jugend, indem ſie ihre Aufgaben darin beſtehen laſſen, von jeder aufgeſtellten Behauptung die entgegengeſetzte Meinung zu finden und auszuſprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß.

„Nun aber, nachdem von jedem aufgeſtellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entſteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre ſei. Im Zweifel aber iſt kein Verharren, ſondern er treibt den Geiſt zu näherer Unterſuchung und Prüfung, woraus denn, wenn dieſe auf eine vollkommene Weiſe geſchieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel iſt, worin der Menſch ſeine völlige Beruhigung findet.

„Sie ſehen, daß dieſer Lehre nichts fehlt, und daß wir mit allen unſern Syſtemen nicht weiter ſind, und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann.“

„Ich werde dadurch“, ſagte ich, „an die Griechen erinnert, deren philoſophiſche Erziehungsweiſe eine ähnliche geweſen ſein muß, wie uns dieſes ihre Tragödie beweiſt, deren Weſen im Verlauf der Handlung auch ganz und gar auf dem Widerſpruch beruht, indem niemand der redenden Perſonen etwas behaupten kann, wovon der andere nicht ebenſo klug das Gegentheil zu ſagen wüßte.“

„Sie haben vollkommen recht“, ſagte Goethe; „auch fehlt der Zweifel nicht, welcher im Zuſchauer oder Leſer erweckt wird; ſowie wir denn am Schluß durch das Schickſal zur Gewißheit gelangen, welches ſich an das Sittliche anſchließt und deſſen Partei führt.“

Wir ſtanden von Tiſche auf, und Goethe nahm mich mit hinab in den Garten, um unſere Geſpräche fortzuſetzen.

„An Leſſing“, ſagte ich, „iſt es merkwürdig, daß er in ſeinen theoretiſchen Schriften, z. B. im «Laokoon», nie geradezu auf Reſultate losgeht, ſondern uns immer erſt jenen philoſophiſchen Weg durch Meinung, Gegenmeinung und Zweifel herumführt, ehe er uns endlich zu einer Art von Gewißheit gelangen läßt. Wir ſehen mehr die Operation des Denkens und Findens, als daß wir große Anſichten und große Wahrheiten erhielten, die unſer eigenes Denken anzuregen und uns ſelbſt productiv zu machen geeignet wären.“

„Sie haben wol recht“, ſagte Goethe. „Leſſing ſoll ſelbſt einmal geäußert haben, daß, wenn Gott ihm die Wahrheit geben wolle, er ſich dieſes Geſchenk verbitten, vielmehr die Mühe vorziehen würde, ſie ſelber zu ſuchen.

„Jenes philoſophiſche Syſtem der Mohammedaner iſt ein artiger Maßſtab, den man an ſich und andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geiſtiger Tugend man denn eigentlich ſtehe.

„Leſſing hält ſich, ſeiner polemiſchen Natur nach, am liebſten in der Region der Widerſprüche und Zweifel auf; das Unterſcheiden iſt ſeine Sache, und dabei kam ihm ſein großer Verſtand auf das herrlichſte zu ſtatten. Mich ſelbſt werden Sie dagegen ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widerſprüche eingelaſſen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen geſucht, und nur die gefundenen Reſultate habe ich ausgeſprochen.“

Ich fragte Goethe, welchen der neuern Philoſophen er für den vorzüglichſten halte.

„Kant“, ſagte er, „iſt der vorzüglichſte, ohne allen Zweifel. Er iſt auch derjenige, deſſen Lehre ſich fortwirkend erwieſen hat und die in unſere deutſche Cultur am tiefſten eingedrungen iſt. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn geleſen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, beſitzen Sie ſchon. Wenn Sie einmal ſpäter etwas von ihm leſen wollen, ſo empfehle ich Ihnen ſeine «Kritik der Urtheilskraft», worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poeſie leidlich, die bildende Kunſt aber unzulänglich behandelt hat.“

„Haben Euer Excellenz je zu Kant ein persönliches Verhältniß gehabt?“ fragte ich.

„Nein“, sagte Goethe. „Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewol ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine «Metamorphose der Pflanzen» habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjects vom Object, und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt, und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können: dieses hatte Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen. Später schrieb ich die Lehre vom Versuch, welche als Kritik von Subject und Object und als Vermittelung von beiden anzusehen ist.

„Schiller pflegte mir immer das Studium der Kant'schen Philosophie zu widerrathen. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studirte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studirt und zwar nicht ohne Gewinn.“

Unter diesen Gesprächen gingen wir im Garten auf und ab. Die Wolken hatten sich indeß verdichtet und es fing an zu tröpfeln, sodaß wir genöthigt waren uns in das Haus zurückzuziehen, wo wir denn unsere Unterhaltungen noch eine Weile fortsetzten.

Mittwoch den 20. Juni 1827.

Der Familientisch zu fünf Couverts stand gedeckt, die Zimmer waren leer und kühl, welches bei der großen Hitze sehr wohl that. Ich trat in das geräumige an den Speisesaal angrenzende Zimmer, worin der gewirkte Fußteppich liegt und die kolossale Büste der Juno steht. Ich war nicht lange allein auf und ab gegangen, als Goethe, aus seinem Arbeitszimmer kommend, hereintrat und mich in seiner herzlichen Art liebevoll begrüßte und anredete. Er setzte sich auf einen Stuhl am Fenster. „Nehmen Sie sich auch ein Stühlchen“, sagte er, „und setzen Sie sich zu mir, wir wollen ein

wenig reden, bis die übrigen kommen. Es ist mir lieb, daß Sie doch auch den Grafen Sternberg bei mir haben kennen gelernt; er ist wieder abgereist, und ich bin nun ganz wieder in der gewohnten Thätigkeit und Ruhe."

„Die Persönlichkeit des Grafen", sagte ich, „ist mir sehr bedeutend erschienen, nicht weniger seine großen Kenntnisse; denn das Gespräch mochte sich lenken wohin es wollte, er war überall zu Hause und sprach über alles gründlich und umsichtig mit großer Leichtigkeit."

„Ja", sagte Goethe, „er ist ein höchst bedeutender Mann, und sein Wirkungskreis und seine Verbindungen in Deutschland sind groß. Als Botaniker ist er durch seine «Flora subterranea» in ganz Europa bekannt; so auch ist er als Mineraloge von großer Bedeutung. Kennen Sie seine Geschichte?" — „Nein", sagte ich, „aber ich möchte gern etwas über ihn erfahren. Ich sah ihn als Grafen und Weltmann, zugleich als vielseitigen tiefen Gelehrten: dieses ist mir ein Problem, das ich gern möchte gelöst sehen." Goethe erzählte mir darauf, wie der Graf, als Jüngling zum geistlichen Stande bestimmt, in Rom seine Studien begonnen, darauf aber, nachdem Oesterreich gewisse Vergünstigungen zurückgenommen, nach Neapel gegangen sei. Und so erzählte Goethe weiter, gründlich, interessant und bedeutend, ein merkwürdiges Leben, der Art, daß es die „Wanderjahre" zieren würde, das ich aber hier zu wiederholen mich nicht geschickt fühle. Ich war höchst glücklich, ihm zuzuhören, und dankte ihm mit meiner ganzen Seele. Das Gespräch lenkte sich nun auf die böhmischen Schulen und ihre großen Vorzüge, besonders in Bezug auf eine gründliche ästhetische Bildung.

Herr und Frau von Goethe und Fräulein Ulrike von P. waren indessen auch hereingekommen, und wir setzten uns zu Tische. Die Gespräche wechselten heiter und mannichfaltig, besonders aber waren die Frömmler einiger norddeutschen Städte ein oft wiederkehrender Gegenstand. Es ward bemerkt, daß diese pietistischen Absonderungen ganze Familien miteinander uneins gemacht und zersprengt hätten. Ich konnte einen ähnlichen Fall erzählen, wo ich fast einen trefflichen

Freund verloren, weil es ihm nicht gelingen wollen, mich zu seiner Meinung zu bekehren. „Dieser", sagte ich, „war ganz von dem Glauben durchdrungen, daß alles Verdienst und alle gute Werke nichts seien, und daß der Mensch blos durch die Gnade Christi ein gutes Verhältniß zur Gottheit gewinnen könne." — „Etwas Aehnliches", sagte Frau von Goethe, „hat auch eine Freundin zu mir gesagt, aber ich weiß noch immer nicht, was es mit diesen guten Werken und dieser Gnade für eine Bewandtniß hat."

„So wie alle diese Dinge", sagte Goethe, „heutigentags in der Welt in Curs und Gespräch sind, ist es nichts als ein Mantsch, und vielleicht niemand von euch weiß wo es herkommt. Ich will es euch sagen. Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der Mensch durch Gutesthun, Vermächtnisse und milde Stiftungen eine Sünde abverdienen und sich überhaupt in der Gnade Gottes dadurch heben könne, ist katholisch. Die Reformatoren aber, aus Opposition, verwarfen diese Lehre und setzten dafür an die Stelle, daß der Mensch einzig und allein trachten müsse, die Verdienste Christi zu erkennen und sich seiner Gnaden theilhaftig zu machen, welches denn freilich auch zu guten Werken führe. So ist es; aber heutigentags wird alles durcheinandergemengt und verwechselt, und niemand weiß woher die Dinge kommen."

Ich bemerkte mehr in Gedanken, als daß ich es aussprach, daß die verschiedene Meinung in Religionssachen doch von jeher die Menschen entzweit und zu Feinden gemacht habe, ja daß sogar der erste Mord durch eine Abweichung in der Verehrung Gottes herbeigeführt sei. Ich sagte, daß ich dieser Tage Byron's „Kain" gelesen und besonders den dritten Act und die Motivirung des Todtschlags bewundert habe.

„Nicht wahr", sagte Goethe, „das ist vortrefflich motivirt! Es ist von so einziger Schönheit, daß es in der Welt nicht zum zweiten mal vorhanden ist."

„Der «Kain»", sagte ich, „war doch anfänglich in England verboten, jetzt aber liest ihn jedermann, und die reisenden jungen Engländer führen gewöhnlich einen completen Byron mit sich."

„Es iſt auch Thorheit", ſagte Goethe, „denn im Grunde ſteht im ganzen «Kain» doch nichts, als was die engliſchen Biſchöfe ſelber lehren."

Der Kanzler ließ ſich melden und trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. So kamen auch Goethe's Enkel, Walter und Wolfgang, nacheinander geſprungen. Wolf ſchmiegte ſich an den Kanzler. „Hole dem Herrn Kanzler", ſagte Goethe, „dein Stammbuch und zeige ihm deine Prinzeß und was dir der Graf Sternberg geſchrieben." Wolf ſprang hinauf und kam bald mit dem Buche zurück. Der Kanzler betrachtete das Porträt der Prinzeß mit beigeſchriebenen Verſen von Goethe. Er durchblätterte das Buch ferner und traf auf Zelter's Inſchrift und las laut heraus: Lerne gehorchen!

„Das iſt doch das einzige vernünftige Wort", ſagte Goethe lachend, „was im ganzen Buche ſteht. Ja, Zelter iſt immer grandios und tüchtig! Ich gehe jetzt mit Riemer ſeine Briefe durch, die ganz unſchätzbare Sachen enthalten. Beſonders ſind die Briefe, die er mir auf Reiſen geſchrieben, von vorzüglichem Werth; denn da hat er als tüchtiger Baumeiſter und Muſikus den Vortheil, daß es ihm nie an bedeutenden Gegenſtänden des Urtheils fehlt. Sowie er in eine Stadt eintritt, ſtehen die Gebäude vor ihm und ſagen ihm, was ſie Verdienſtliches und Mangelhaftes an ſich tragen. Sodann ziehen die Muſikvereine ihn ſogleich in ihre Mitte und zeigen ſich dem Meiſter in ihren Tugenden und Schwächen. Wenn ein Geſchwindſchreiber ſeine Geſpräche mit ſeinen muſikaliſchen Schülern aufgeſchrieben hätte, ſo beſäßen wir etwas ganz Einziges in ſeiner Art. Denn in dieſen Dingen iſt Zelter genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf."

Donnerstag den 5. Juli 1827.

Heute gegen Abend begegnete Goethe mir am Park von einer Spazierfahrt zurückkommend. Im Vorbeifahren winkte

er mir mit der Hand, daß ich ihn besuchen möchte. Ich wendete daher sogleich um nach seinem Hause, wo ich den Oberbaudirector Coudray fand. Goethe stieg aus, und wir gingen mit ihm die Treppen hinauf. Wir setzten uns in dem sogenannten Junozimmer um einen runden Tisch. Wir hatten nicht lange geredet, als auch der Kanzler hereintrat und sich zu uns gesellte. Das Gespräch wendete sich um politische Gegenstände: Wellington's Gesandtschaft nach Petersburg und deren wahrscheinliche Folgen, Kapodistrias, die verzögerte Befreiung Griechenlands, die Beschränkung der Türken auf Konstantinopel, und dergleichen. Auch frühere Zeiten unter Napoleon kamen zur Sprache, besonders aber über den Herzog von Enghien und sein unvorsichtiges revolutionäres Betragen ward viel geredet.

Sodann kam man auf friedlichere Dinge, und Wieland's Grab zu Osmannstedt war ein vielbesprochener Gegenstand unserer Unterhaltung. Oberbaudirector Coudray erzählte, daß er mit einer eisernen Einfassung des Grabes beschäftigt sei. Er gab uns von seiner Intention eine deutliche Idee, indem er die Form des eisernen Gitterwerks auf ein Stück Papier vor unsern Augen hinzeichnete.

Als der Kanzler und Coudray gingen, bat Goethe mich, noch ein wenig bei ihm zu bleiben. „Da ich in Jahrtausenden lebe", sagte er, „so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildsäule denken, die einem verdienten Manne gesetzt wird, ohne sie im Geiste schon von künftigen Kriegern umgeworfen und zerschlagen zu sehen. Coudray's Eisenstäbe um das Wieland'sche Grab sehe ich schon als Hufeisen unter den Pferdefüßen einer künftigen Cavalerie blinken, und ich kann noch dazu sagen, daß ich bereits einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wieland'sche Grab liegt überdies viel zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in seiner raschen Biegung kaum ein hundert Jahre am Ufer fortzuzehren, und er wird die Todten erreicht haben."

Wir scherzten mit gutem Humor über die entsetzliche Unbeständigkeit der irdischen Dinge und nahmen sodann Coudray's Zeichnung wieder zur Hand und freuten uns an

den zarten und kräftigen Zügen der englischen Bleifeder, die dem Zeichner so zu Willen gewesen war, daß der Gedanke unmittelbar ohne den geringsten Verlust auf dem Papiere stand.

Dies führte das Gespräch auf Handzeichnungen, und Goethe zeigte mir eine ganz vortreffliche eines italienischen Meisters, den Knaben Jesus darstellend im Tempel unter den Schriftgelehrten. Daneben zeigte er mir einen Kupferstich, der nach dem ausgeführten Bilde gemacht war, und man konnte viele Betrachtungen anstellen, die alle zu Gunsten der Handzeichnung hinausliefen.

„Ich bin in dieser Zeit so glücklich gewesen", sagte Goethe, „viele treffliche Handzeichnungen berühmter Meister um ein Billiges zu kaufen. Solche Zeichnungen sind unschätzbar, nicht allein weil sie die rein geistige Intention des Künstlers geben, sondern auch weil sie uns unmittelbar in die Stimmung versetzen, in welcher der Künstler sich in dem Augenblick des Schaffens befand. Aus dieser Zeichnung des Jesusknaben im Tempel blickt aus allen Zügen große Klarheit und heitere stille Entschiedenheit im Gemüthe des Künstlers, welche wohlthätige Stimmung in uns übergeht, sowie wir das Bild betrachten. Zudem hat die bildende Kunst den großen Vortheil, daß sie rein objectiver Natur ist und uns zu sich herannöthigt, ohne unsere Empfindungen heftig anzuregen. Ein solches Werk steht da und spricht entweder gar nicht, oder auf eine ganz entschiedene Weise. Ein Gedicht dagegen macht einen weit vagern Eindruck, es erregt die Empfindungen, und bei jedem andere, nach der Natur und Fähigkeit des Hörers."

„Ich habe", sagte ich, „dieser Tage den trefflichen englischen Roman «Roderik Random» von Smollet gelesen; dieser kam dem Eindruck einer guten Handzeichnung sehr nahe. Eine unmittelbare Darstellung, keine Spur von einer Hinneigung zum Sentimentalen, sondern das wirkliche Leben steht vor uns wie es ist, oft widerwärtig und abscheulich genug, aber im ganzen immer heitern Eindrucks, wegen der ganz entschiedenen Realität."

„Ich habe den «Roderik Random» oft rühmen hören", sagte Goethe, „und glaube was Sie mir von ihm erwähnen;

doch ich habe ihn nie geleſen. Kennen Sie den «Raſſelas» von Johnſon? Leſen Sie ihn doch auch einmal und ſagen Sie mir, wie Sie ihn finden.“ Ich verſprach dieſes zu thun.

„Auch in Lord Byron“, ſagte ich, „finde ich häufig Darſtellungen, die ganz unmittelbar daſtehen und uns rein den Gegenſtand geben, ohne unſer inneres Sentiment auf eine andere Weiſe anzuregen, als es eine unmittelbare Handzeichnung eines guten Malers thut. Beſonders der «Don Juan» iſt an ſolchen Stellen reich.“

„Ja“, ſagte Goethe, „darin iſt Lord Byron groß; ſeine Darſtellungen haben eine ſo leicht hingeworfene Realität, als wären ſie improviſirt. Von «Don Juan» kenne ich wenig; allein aus ſeinen andern Gedichten ſind mir ſolche Stellen im Gedächtniß, beſonders Seeſtücke, wo hin und wieder ein Segel herausblickt, ganz unſchätzbar, ſodaß man ſogar die Waſſerluft mit zu empfinden glaubt.“

„In ſeinem «Don Juan»“, ſagte ich, „habe ich beſonders die Darſtellung der Stadt London bewundert, die man aus ſeinen leichten Verſen heraus mit Augen zu ſehen wähnt. Und dabei macht er ſich keineswegs viele Scrupel, ob ein Gegenſtand poetiſch ſei oder nicht, ſondern er ergreift und gebraucht alles wie es ihm vorkommt, bis auf die gekräuſelten Perrüken vor den Fenſtern der Haarſchneider und bis auf die Männer, welche die Straßenlaternen mit Oel verſehen.“

„Unſere deutſchen Aeſthetiker“, ſagte Goethe, „reden zwar viel von poetiſchen und unpoetiſchen Gegenſtänden, und ſie mögen auch in gewiſſer Hinſicht nicht ganz unrecht haben; allein im Grunde bleibt *kein* realer Gegenſtand unpoetiſch, ſobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß.“

„Sehr wahr!“ ſagte ich, „und ich möchte wohl, daß dieſe Anſicht zur allgemeinen Maxime würde.“

Wir ſprachen darauf über die „Beiden Foscari“, wobei ich die Bemerkung machte, daß Byron ganz vortreffliche Frauen zeichne.

„Seine Frauen“, ſagte Goethe, „ſind gut. Es iſt aber auch das einzige Gefäß, was uns Neuern noch geblieben iſt, um unſere Idealität hineinzugießen. Mit den Männern iſt

nichts zu thun. Im Achill und Odyſſeus, dem Tapferſten und Klügſten, hat der Homer alles vorweggenommen."

„Uebrigens", fuhr ich fort, „haben die «Foscari» wegen der durchgehenden Folterqualen etwas Apprehenſives, und man begreift kaum, wie Byron im Innern dieſes peinlichen Gegenſtandes ſo lange leben konnte, um das Stück zu machen."

„Dergleichen war ganz Byron's Element", ſagte Goethe; „er war ein ewiger Selbſtquäler, ſolche Gegenſtände waren daher ſeine Lieblingsthemata, wie Sie aus allen ſeinen Sachen ſehen, unter denen faſt nicht ein einziges heiteres Sujet iſt. Aber nicht wahr, die Darſtellung iſt auch bei den «Foscari» zu loben?"

„Sie iſt vortrefflich", ſagte ich; „jedes Wort iſt ſtark, bedeutend und zum Ziele führend, ſowie ich überhaupt bisjetzt in Byron noch keine matte Zeile gefunden habe. Es iſt mir immer als ſähe ich ihn aus den Meereswellen kommen, friſch und durchdrungen von ſchöpferiſchen Urkräften." — „Sie haben ganz recht", ſagte Goethe, „es iſt ſo." — „Je mehr ich ihn leſe", fuhr ich fort, „je mehr bewundere ich die Größe ſeines Talents, und Sie haben ganz recht gethan, ihm in der «Helena» das unſterbliche Denkmal der Liebe zu ſetzen."

„Ich konnte als Repräſentanten der neueſten poetiſchen Zeit", ſagte Goethe, „niemand gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzuſehen iſt. Und dann, Byron iſt nicht antik und iſt nicht romantiſch, ſondern er iſt wie der gegenwärtige Tag ſelbſt. Einen ſolchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen ſeines unbefriedigten Naturells und ſeiner kriegeriſchen Tendenz, woran er in Miſſolunghi zu Grunde ging. Eine Abhandlung über Byron zu ſchreiben, iſt nicht bequem und räthlich, aber gelegentlich ihn zu ehren und auf ihn im einzelnen hinzuweiſen, werde ich auch in der Folge nicht unterlaſſen."

Da die „Helena" einmal zur Sprache gebracht war, ſo redete Goethe darüber weiter. „Ich hatte den Schluß", ſagte er, „früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verſchiedene Weiſe ausgebildet und einmal auch recht gut; aber ich will es euch nicht verrathen. Dann brachte mir die

Zeit dieſes mit Lord Byron und Miſſolunghi, und ich ließ gern alles übrige fahren. Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bei dem Trauergeſang ganz aus der Rolle; er iſt früher und durchgehends antik gehalten oder verleugnet doch nie ſeine Mädchennatur, hier aber wird er mit einem mal ernſt und hoch reflectirend und ſpricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können."

„Allerdings", ſagte ich, „habe ich dieſes bemerkt; allein ſeitdem ich Rubens' Landſchaft mit den doppelten Schatten geſehen, und ſeitdem der Begriff der Fictionen mir aufgegangen iſt, kann mich dergleichen nicht irremachen. Solche kleine Widerſprüche können bei einer dadurch erreichten höhern Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte nun einmal geſungen werden, und da kein anderer Chor gegenwärtig war, ſo mußten es die Mädchen ſingen."

„Mich ſoll nur wundern", ſagte Goethe lachend, „was die deutſchen Kritiker dazu ſagen werden; ob ſie werden Freiheit und Kühnheit genug haben, darüber hinwegzukommen. Den Franzoſen wird der Verſtand im Wege ſein, und ſie werden nicht bedenken, daß die Phantaſie ihre eigenen Geſetze hat, denen der Verſtand nicht beikommen kann und ſoll. Wenn durch die Phantaſie nicht Dinge entſtänden, die für den Verſtand ewig problematiſch bleiben, ſo wäre überhaupt zu der Phantaſie nicht viel. Dies iſt es, wodurch ſich die Poeſie von der Proſa unterſcheidet, bei welcher der Verſtand immer zu Hauſe iſt und ſein mag und ſoll."

Ich freute mich dieſes bedeutenden Worts und merkte es mir. Darauf ſchickte ich mich an zum Gehen, denn es war gegen zehn Uhr geworden. Wir ſaßen ohne Licht, die helle Sommernacht leuchtete aus Norden über den Ettersberg herüber.

Montag Abend, den 9. Juli 1827.

Ich fand Goethe allein, in Betrachtung der Gipspaſten nach dem Stoſch'ſchen Cabinet. „Man iſt in Berlin ſo freundlich geweſen", ſagte er, „mir dieſe ganze Sammlung

zur Ansicht herzusenden; ich kenne die schönen Sachen schon dem größten Theile nach, hier aber sehe ich sie in der belehrenden Folge, wie Winckelmann sie geordnet hat; auch benutze ich seine Beschreibung und sehe seine Meinung nach in Fällen, wo ich selber zweifle."

Wir hatten nicht lange geredet, als der Kanzler hereintrat und sich zu uns setzte. Er erzählte uns Nachrichten aus öffentlichen Blättern, unter andern von einem Wärter einer Menagerie, der aus Gelüste nach Löwenfleisch einen Löwen getödtet und sich ein gutes Stück davon zubereitet habe. „Mich wundert", sagte Goethe, „daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter schmackhafter Bissen sein soll." Wir sprachen über die Häßlichkeit dieser Bestien, und daß sie desto unangenehmer, je ähnlicher die Rasse dem Menschen sei. „Ich begreife nicht", sagte der Kanzler, „wie fürstliche Personen solche Thiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können." — „Fürstliche Personen", sagte Goethe, „werden so viel mit widerwärtigen Menschen geplagt, daß sie die widerwärtigern Thiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns andern sind Affen und Geschrei der Papagaien mit Recht widerwärtig, weil wir diese Thiere hier in einer Umgebung sehen, für die sie nicht gemacht sind. Wären wir aber in dem Falle, auf Elefanten unter Palmen zu reiten, so würden wir in einem solchen Element Affen und Papagaien ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie gesagt, die Fürsten haben recht, etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerm zu vertreiben." — „Hierbei", sagte ich, „fällt mir ein Vers ein, den Sie vielleicht selber nicht mehr wissen:

Wollen die Menschen Bestien sein,
So bringt nur Thiere zur Stube herein:
Das Widerwärtige wird sich mindern;
Wir sind eben alle von Adam's Kindern."

Goethe lachte. „Ja", sagte er, „es ist so. Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger ist. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner frühern Zeit, wo es unter den Adelichen hin und wieder noch

recht bestialische Herren gab, daß bei Tafel in einer vorzüglichen Gesellschaft und in Anwesenheit von Frauen ein reicher Edelmann sehr massive Reden führte zur Unbequemlichkeit und zum Aergerniß aller, die ihn hören mußten. Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entschlossener ansehnlicher Herr, der ihm gegenübersaß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er sehr laut eine grobe Unanständigkeit beging, worüber alle erschraken und jener Grobian mit, sodaß er sich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund aufthat. Das Gespräch nahm von diesem Augenblick an eine anmuthige heitere Wendung zur Freude aller Anwesenden, und man wußte jenem entschlossenen Herrn für seine unerhörte Kühnheit vielen Dank in Erwägung der trefflichen Wirkung, die sie gethan hatte."

Nachdem wir uns an dieser heitern Anekdote ergötzt hatten, brachte der Kanzler das Gespräch auf die neuesten Zustände zwischen der Oppositions- und der ministeriellen Partei zu Paris, indem er eine kräftige Rede fast wörtlich recitirte, die ein äußerst kühner Demokrat zu seiner Vertheidigung vor Gericht gegen die Minister gehalten. Wir hatten Gelegenheit, das glückliche Gedächtniß des Kanzlers abermals zu bewundern. Ueber jene Angelegenheit und besonders das einschränkende Preßgesetz ward zwischen Goethe und dem Kanzler viel hin und wider gesprochen; es war ein reichhaltiges Thema, wobei sich Goethe wie immer als milder Aristokrat erwies, jener Freund aber wie bisher scheinbar auf der Seite des Volks festhielt.

„Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange", sagte Goethe; „sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist. Das einschränkende Gesetz wird nur wohlthätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nöthigt sie geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vortheil. Direct und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat

nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirecte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich geradezu: «Hans, zieh mir die Stiefel aus!» Das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direct ausdrücken, sondern ich muß auf eine anmuthige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nöthigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirecten noch nicht sehr weit gebracht.

„Die pariser Parteien", fuhr Goethe fort, „könnten noch größer sein als sie sind, wenn sie noch liberaler und freier wären und sich gegenseitig noch mehr zugeständen als sie thun. Sie stehen auf einer höhern Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinanderwirkende gewaltige Kräfte sind, die sich paralysiren, und wo die große Einsicht eines einzelnen Mühe hat durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quengeleien sehen, die man diesem großen Staatsmanne macht."

Wir standen auf, um zu gehen. Goethe aber war so voller Leben, daß das Gespräch noch eine Weile stehend fortgesetzt wurde. Dann entließ er uns liebevoll, und ich begleitete den Kanzler nach seiner Wohnung. Es war ein schöner Abend, und wir sprachen im Gehen viel über Goethe. Besonders aber wiederholten wir uns gern jenes Wort, daß eine Opposition ohne Einschränkung platt werde.

Sonntag den 15. Juli 1827.

Ich ging diesen Abend nach acht Uhr zu Goethe, den ich soeben aus seinem Garten zurückgekehrt fand. „Sehen

Sie nur, was da liegt!" ſagte er; „ein Roman in drei Bänden, und zwar von wem? von Manzoni!" Ich betrachtete die Bücher, die ſehr ſchön eingebunden waren und eine Inſchrift an Goethe enthielten. „Manzoni iſt fleißig", ſagte ich. — „Ja, das regt ſich", ſagte Goethe. — „Ich kenne nichts von Manzoni", ſagte ich, „als ſeine Ode auf Napoleon, die ich dieſer Tage in Ihrer Ueberſetzung abermals geleſen und im hohen Grade bewundert habe. Jede Strophe iſt ein Bild!" — „Sie haben recht", ſagte Goethe, „die Ode iſt vortrefflich. Aber finden Sie daß in Deutſchland einer davon redet? Es iſt ſo gut als ob ſie gar nicht da wäre, und doch iſt ſie das beſte Gedicht, was über dieſen Gegenſtand gemacht worden."

Goethe fuhr fort die engliſchen Zeitungen zu leſen, in welcher Beſchäftigung ich ihn beim Hereintreten gefunden. Ich nahm einen Band von Carlyle's Ueberſetzung deutſcher Romane in die Hände, und zwar den Theil, welcher Muſäus und Fouqué enthielt. Der mit unſerer Literatur ſehr vertraute Engländer hatte den überſetzten Werken ſelbſt immer eine Einleitung, das Leben und eine Kritik des Dichters enthaltend, vorangehen laſſen. Ich las die Einleitung zu Fouqué und konnte zu meiner Freude die Bemerkung machen, daß das Leben mit Geiſt und vieler Gründlichkeit geſchrieben, und der kritiſche Standpunkt, aus welchem dieſer beliebte Schriftſteller zu betrachten, mit großem Verſtand und vieler ruhiger milder Einſicht in poetiſche Verdienſte bezeichnet war. Bald vergleicht der geiſtreiche Engländer unſern Fouqué mit der Stimme eines Sängers, die zwar keinen großen Umfang habe und nur wenige Töne enthalte, aber die wenigen gut und vom ſchönſten Wohlklange. Dann, um ſeine Meinung ferner auszudrücken, nimmt er ein Gleichniß aus kirchlichen Verhältniſſen her, indem er ſagt, daß Fouqué an der poetiſchen Kirche zwar nicht die Stelle eines Biſchofs oder eines andern Geiſtlichen vom erſten Range bekleide, vielmehr mit den Functionen eines Kaplans ſich begnüge, in dieſem mittlern Amte aber ſich ſehr wohl ausnehme.

Während ich dieſes geleſen, hatte Goethe ſich in ſeine hintern Zimmer zurückgezogen. Er ſendete mir ſeinen Be-

dienten mit der Einladung, ein wenig nachzukommen, welches ich that. „Setzen Sie sich noch ein wenig zu mir", sagte er, „daß wir noch einige Worte miteinander reden. Da ist auch eine Uebersetzung des Sophokles angekommen, sie liest sich gut und scheint sehr brav zu sein; ich will sie doch einmal mit Solger vergleichen. Nun, was sagen Sie zu Carlyle?" Ich erzählte ihm, was ich über Fouqué gelesen. „Ist das nicht sehr artig?" sagte Goethe; „ja, überm Meere gibt es auch gescheite Leute, die uns kennen und zu würdigen wissen.

„Indessen", fuhr Goethe fort, „fehlt es in andern Fächern uns Deutschen auch nicht an guten Köpfen. Ich habe in den «Berliner Jahrbüchern» die Recension eines Historikers über Schlosser gelesen, die sehr groß ist. Sie ist Heinrich Leo unterschrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe und nach welchem wir uns doch erkundigen müssen. Er steht höher als die Franzosen, welches in geschichtlicher Hinsicht doch etwas heißen will. Jene haften zu sehr am Realen und können das Ideelle nicht zu Kopf bringen, dieses aber besitzt der Deutsche in ganzer Freiheit. Ueber das indische Kastenwesen hat er die trefflichsten Ansichten. Man spricht immer viel von Aristokratie und Demokratie, die Sache ist ganz einfach diese: In der Jugend, wo wir nichts besitzen oder doch den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten; sind wir aber in einem langen Leben zu Eigenthum gekommen, so wünschen wir dieses nicht allein gesichert, sondern wir wünschen auch, daß unsere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. Deshalb sind wir im Alter immer Aristokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu andern Gesinnungen hinneigten. Leo spricht über diesen Punkt mit großem Geiste.

„Im ästhetischen Fache steht es freilich bei uns am schwächsten aus, und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle stoßen. Es ist aber sehr artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu corrigiren. Das ist der große Nutzen, der bei einer

Weltliteratur herauskommt und der ſich immer mehr zeigen wird. Carlyle hat das Leben von Schiller geſchrieben und ihn überall ſo beurtheilt, wie ihn nicht leicht ein Deutſcher beurtheilen wird. Dagegen ſind wir über Shakſpeare und Byron im Klaren und wiſſen deren Verdienſte vielleicht beſſer zu ſchätzen als die Engländer ſelber."

Mittwoch den 18. Juli 1827.

„Ich habe Ihnen zu verkündigen", war heute Goethe's erſtes Wort bei Tiſche, „daß Manzoni's Roman alles überflügelt, was wir in dieſer Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß das Innere, alles was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen iſt, und daß das Aeußere, alle Zeichnung von Localitäten und dergleichen, gegen die großen innern Eigenſchaften um kein Haar zurückſteht. Das will etwas heißen." Ich war verwundert und erfreut, dieſes zu hören. „Der Eindruck beim Leſen", fuhr Goethe fort, „iſt der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, ſodaß man aus einer von dieſen beiden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In dieſem Roman ſieht man erſt recht, was Manzoni iſt. Hier kommt ſein vollendetes Inneres zum Vorſchein, welches er bei ſeinen dramatiſchen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Ich will nun gleich hinterher den beſten Roman von Walter Scott leſen, etwa den «Waverley», den ich noch nicht kenne, und ich werde ſehen, wie Manzoni ſich gegen dieſen großen engliſchen Schriftſteller ausnehmen wird. Manzoni's innere Bildung erſcheint hier auf einer ſolchen Höhe, daß ihm ſchwerlich etwas gleichkommen kann; ſie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darſtellung des Einzelnen wie der italieniſche Himmel ſelber!" — „Sind auch Spuren von Sentimentalität in ihm?" fragte ich. — „Durchaus nicht", antwortete Goethe. „Er hat

Sentiment, aber er iſt ohne alle Sentimentalität; die Zuſtände ſind männlich und rein empfunden. Ich will heute nichts weiter ſagen, ich bin noch im erſten Bande, bald aber ſollen Sie mehr hören."

Sonnabend den 21. Juli 1827.

Als ich dieſen Abend zu Goethe ins Zimmer trat, fand ich ihn im Leſen von Manzoni's Roman. „Ich bin ſchon im dritten Bande", ſagte er, indem er das Buch an die Seite legte, „und komme dabei zu vielen neuen Gedanken. Sie wiſſen, Ariſtoteles ſagt vom Trauerſpiele, es müſſe Furcht erregen, wenn es gut ſein ſolle. Es gilt dieſes jedoch nicht blos von der Tragödie, ſondern auch von mancher andern Dichtung. Sie finden es in meinem «Gott und die Bajadere», Sie finden es in jedem guten Luſtſpiele und zwar bei der Verwickelung, ja Sie finden es ſogar in den «Sieben Mädchen in Uniform», indem wir doch immer nicht wiſſen können, wie der Spaß für die guten Dinger abläuft. Dieſe Furcht nun kann doppelter Art ſein: ſie kann beſtehen in Angſt, oder ſie kann auch beſtehen in Bangigkeit. Dieſe letztere Empfindung wird in uns rege, wenn wir ein moraliſches Uebel auf die handelnden Perſonen heranrücken und ſich über ſie verbreiten ſehen, wie z. B. in den «Wahlverwandtſchaften». Die Angſt aber entſteht im Leſer oder Zuſchauer, wenn die handelnden Perſonen von einer phyſiſchen Gefahr bedroht werden, z. B. in den «Galerenſklaven» und im «Freiſchütz»; ja in der Scene der Wolfsſchlucht bleibt es nicht einmal bei der Angſt, ſondern es erfolgt eine totale Vernichtung in allen, die es ſehen.

„Von dieſer Angſt nun macht Manzoni Gebrauch und zwar mit wunderbarem Glück, indem er ſie in Rührung auflöſt und uns durch dieſe Empfindung zur Bewunderung führt. Das Gefühl der Angſt iſt ſtoffartig und wird in jedem Leſer entſtehen; die Bewunderung aber entſpringt aus der Einſicht, wie vortrefflich der Autor ſich in jedem Falle be-

nahm, und nur der Kenner wird mit dieſer Empfindung beglückt werden. Was ſagen Sie zu dieſer Aeſthetik? Wäre ich jünger, ſo würde ich nach dieſer Theorie etwas ſchreiben, wenn auch nicht ein Werk von ſolchem Umfange wie dieſes von Manzoni.

„Ich bin nun wirklich ſehr begierig, was die Herren vom «Globe» zu dieſem Roman ſagen werden; ſie ſind geſcheit genug, um das Vortreffliche daran zu erkennen; auch iſt die ganze Tendenz des Werks ein rechtes Waſſer auf die Mühle dieſer Liberalen, wiewol ſich Manzoni ſehr mäßig gehalten hat. Doch nehmen die Franzoſen ſelten ein Werk mit ſo reiner Neigung auf wie wir; ſie bequemen ſich nicht gern zu dem Standpunkte des Autors, ſondern ſie finden ſelbſt bei dem Beſten immer leicht etwas, das nicht nach ihrem Sinne iſt und das der Autor hätte ſollen anders machen.“

Goethe erzählte mir ſodann einige Stellen des Romans, um mir eine Probe zu geben, mit welchem Geiſte er geſchrieben. „Es kommen“, fuhr er ſodann fort, „Manzoni vorzüglich vier Dinge zu ſtatten, die zu der großen Vortrefflichkeit ſeines Werks beitragen. Zunächſt daß er ein ausgezeichneter Hiſtoriker iſt, wodurch denn ſeine Dichtung die große Würde und Tüchtigkeit bekommen hat, die ſie über alles dasjenige weit hinaushebt, was man gewöhnlich ſich unter Roman vorſtellt. Zweitens iſt ihm die katholiſche Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältniſſe poetiſcher Art hervorgehen, die er als Proteſtant nicht gehabt haben würde. Sowie es drittens ſeinem Werke zugute kommt, daß der Autor in revolutionären Reibungen viel gelitten, die, wenn er auch perſönlich nicht darin verflochten geweſen, doch ſeine Freunde getroffen und theils zu Grunde gerichtet haben. Und endlich viertens iſt es dieſem Romane günſtig, daß die Handlung in der reizenden Gegend am Comerſee vorgeht, deren Eindrücke ſich dem Dichter von Jugend auf eingeprägt haben und die er alſo in- und auswendig kennt. Daher entſpringt nun auch ein großes Hauptverdienſt des Werks, nämlich die Deutlichkeit und das bewundernswürdige Detail in Zeichnung der Localität.“

Montag den 23. Juli 1827.

Als ich dieſen Abend gegen acht Uhr in Goethe's Hauſe anfragte, hörte ich, er ſei noch nicht vom Garten zurückgekehrt. Ich ging ihm daher entgegen und fand ihn im Park auf einer Bank unter kühlen Linden ſitzen, ſeinen Enkel Wolfgang an ſeiner Seite.

Goethe ſchien ſich meiner Annäherung zu freuen und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Wir hatten kaum die erſten flüchtigen Reden des Zuſammentreffens abgethan, als das Geſpräch ſich wieder auf Manzoni wendete.

„Ich ſagte Ihnen doch neulich", begann Goethe, „daß unſerm Dichter in dieſem Roman der Hiſtoriker zugute käme, jetzt aber im dritten Bande finde ich, daß der Hiſtoriker dem Poeten einen böſen Streich ſpielt, indem Herr Manzoni mit einem mal den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Hiſtoriker daſteht. Und zwar geſchieht dieſes bei einer Beſchreibung von Krieg, Hungersnoth und Peſtilenz, welche Dinge ſchon an ſich widerwärtiger Art ſind und die nun durch das umſtändliche Detail einer trockenen chronikenhaften Schilderung unerträglich werden. Der deutſche Ueberſetzer muß dieſen Fehler zu vermeiden ſuchen, er muß die Beſchreibung des Kriegs und der Hungersnoth um einen guten Theil, und die der Peſt um zwei Drittheile zuſammenſchmelzen, ſodaß nur ſo viel übrigbleibt, als nöthig iſt um die handelnden Perſonen darin zu verflechten. Hätte Manzoni einen rathgebenden Freund zur Seite gehabt, er hätte dieſen Fehler ſehr leicht vermeiden können. Aber er hatte als Hiſtoriker zu großen Reſpect vor der Realität. Dies macht ihm ſchon bei ſeinen dramatiſchen Werken zu ſchaffen, wo er ſich jedoch dadurch hilft, daß er den überflüſſigen geſchichtlichen Stoff als Noten beigibt. In dieſem Falle aber hat er ſich nicht ſo zu helfen gewußt und ſich von dem hiſtoriſchen Vorrath nicht trennen können. Dies iſt ſehr merkwürdig. Doch ſobald die Perſonen des Romans wieder auftreten, ſteht der Poet in voller Glorie wieder da und nöthigt uns wieder zu der gewohnten Bewunderung."

Wir ſtanden auf und lenkten unſere Schritte dem Hauſe zu.

„Man sollte kaum begreifen", fuhr Goethe fort, „wie ein Dichter wie Manzoni, der eine so bewunderungswürdige Composition zu machen versteht, nur einen Augenblick gegen die Poesie hat fehlen können. Doch die Sache ist einfach; sie ist diese.

„Manzoni ist ein geborener Poet, so wie Schiller einer war. Doch unsere Zeit ist so schlecht, daß dem Dichter im umgebenden menschlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um sich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei großen Dingen: zur Philosophie und Geschichte; Manzoni zur Geschichte allein. Schiller's «Wallenstein» ist so groß, daß in seiner Art zum zweiten mal nicht etwas Aehnliches vorhanden ist; aber Sie werden finden, daß eben diese beiden gewaltigen Hülfen, die Geschichte und Philosophie, dem Werke an verschiedenen Theilen im Wege sind und seinen reinen poetischen Succeß hindern. So leidet Manzoni durch ein Uebergewicht der Geschichte."

„Euer Excellenz", sagte ich, „sprechen große Dinge aus, und ich bin glücklich, Ihnen zuzuhören." — „Manzoni", sagte Goethe, „hilft uns zu guten Gedanken." Er wollte in Aeußerung seiner Betrachtungen fortfahren, als der Kanzler an der Pforte von Goethe's Hausgarten uns entgegentrat und so das Gespräch unterbrochen wurde. Er gesellte sich als ein Willkommener zu uns, und wir begleiteten Goethe die kleine Treppe hinauf durch das Büstenzimmer in den länglichen Saal, wo die Rouleaux niedergelassen waren und auf dem Tische am Fenster zwei Lichter brannten. Wir setzten uns um den Tisch, wo dann zwischen Goethe und dem Kanzler Gegenstände anderer Art verhandelt wurden.

Montag den 24. September 1827.

Mit Goethe nach Berka. Bald nach acht Uhr fuhren wir ab; der Morgen war sehr schön. Die Straße geht anfänglich bergan, und da wir in der Natur nichts zu betrachten fanden, so sprach Goethe von literarischen Dingen. Ein

bekannter deutſcher Dichter war dieſer Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen ſein Stammbuch gegeben. „Was darin für ſchwaches Zeug ſteht, glauben Sie nicht", ſagte Goethe. „Die Poeten ſchreiben alle, als wären ſie krank und die ganze Welt ein Lazareth. Alle ſprechen ſie von den Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenſeits, und unzufrieden wie ſchon alle ſind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das iſt ein wahrer Misbrauch der Poeſie, die uns doch eigentlich dazu gegeben iſt, um die kleinen Zwiſte des Lebens auszugleichen und den Menſchen mit der Welt und ſeinem Zuſtande zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet ſich vor aller echten Kraft, und nur bei der Schwäche iſt es ihr gemüthlich und poetiſch zu Sinne.

„Ich habe ein gutes Wort gefunden", fuhr Goethe fort, „um dieſe Herren zu ärgern. Ich will ihre Poeſie die Lazareth-Poeſie nennen; dagegen die echt tyrtäiſche diejenige, die nicht blos Schlachtlieder ſingt, ſondern auch den Menſchen mit Muth ausrüſtet, die Kämpfe des Lebens zu beſtehen."

Goethe's Worte erhielten meine ganze Zuſtimmung.

Im Wagen zu unſern Füßen lag ein aus Binſen geflochtener Korb mit zwei Handgriffen, der meine Aufmerkſamkeit erregte. „Ich habe ihn", ſagte Goethe, „aus Marienbad mitgebracht, wo man ſolche Körbe in allen Größen hat, und ich bin ſo an ihn gewöhnt, daß ich nicht reiſen kann, ohne ihn bei mir zu führen. Sie ſehen, wenn er leer iſt, legt er ſich zuſammen und nimmt wenig Raum ein; gefüllt dehnt er ſich nach allen Seiten aus und faßt mehr als man denken ſollte. Er iſt weich und biegſam, und dabei ſo zähe und ſtark, daß man die ſchwerſten Sachen darin fortbringen kann."

„Er ſieht ſehr maleriſch und ſogar antik aus", ſagte ich.

„Sie haben recht", ſagte Goethe, „er kommt der Antike nahe, denn er iſt nicht allein ſo vernünftig und zweckmäßig als möglich, ſondern er hat auch dabei die einfachſte, gefälligſte Form, ſodaß man alſo ſagen kann: er ſteht auf dem höchſten Punkt der Vollendung. Auf meinen mineralogiſchen

Excurſionen in den böhmiſchen Gebirgen iſt er mir beſonders zu ſtatten gekommen. Jetzt enthält er unſer Frühſtück. Hätte ich einen Hammer mit, ſo möchte es auch heute nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder ein Stückchen abzuſchlagen und ihn mit Steinen gefüllt zurückzubringen."

Wir waren auf die Höhe gekommen und hatten die freie Ausſicht auf die Hügel, hinter denen Berka liegt. Ein wenig links ſahen wir in das Thal, das nach Hetſchburg führt und wo auf der andern Seite der Ilm ein Berg vorliegt, der uns ſeine Schattenſeite zukehrte und wegen der vorſchwebenden Dünſte des Ilmthals meinen Augen blau erſchien. Ich blickte durch mein Glas auf dieſelbige Stelle, und das Blau verringerte ſich auffallend. Ich machte Goethen dieſe Bemerkung. „Da ſieht man doch", ſagte ich, „wie auch bei dem rein objectiven Farben das Subject eine große Rolle ſpielt. Ein ſchwaches Auge befördert die Trübe, dagegen ein geſchärftes treibt ſie fort oder macht ſie wenigſtens geringer."

„Ihre Bemerkung iſt vollkommen richtig", ſagte Goethe; „durch ein gutes Fernrohr kann man ſogar das Blau der fernſten Gebirge verſchwinden machen. Ja, das Subject iſt bei allen Erſcheinungen wichtiger als man denkt. Schon Wieland wußte dieſes ſehr gut, denn er pflegte gewöhnlich zu ſagen: Man könnte die Leute wol amuſiren, wenn ſie nur amuſabel wären." Wir lachten über den heitern Geiſt dieſer Worte.

Wir waren indeß das kleine Thal hinabgefahren, wo die Straße über eine hölzerne mit einem Dach überbaute Brücke geht, unter welcher das nach Hetſchburg hinabfließende Regenwaſſer ſich ein Bette gebildet hat, das jetzt trocken lag. Chauſſeearbeiter waren beſchäftigt, an den Seiten der Brücke einige aus röthlichem Sandſtein gehauene Steine zu errichten, die Goethe's Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Etwa eine Wurfsweite über die Brücke hinaus, wo die Straße ſich ſacht an den Hügel hinanhebt, der den Reiſenden von Berka trennt, ließ Goethe halten. „Wir wollen hier ein wenig ausſteigen", ſagte er, „und ſehen, ob ein kleines Frühſtück in freier Luft uns ſchmecken wird." Wir ſtiegen aus und ſahen uns um. Der Bediente breitete eine Serviette

über einen viereckigen Steinhaufen, wie sie an den Chausseen zu liegen pflegen, und holte aus dem Wagen den aus Binsen geflochtenen Korb, aus welchem er neben frischen Semmeln gebratene Rebhühner und saure Gurken auftischte. Goethe schnitt ein Rebhuhn durch und gab mir die eine Hälfte. Ich aß indem ich stand und herumging; Goethe hatte sich dabei auf die Ecke eines Steinhaufens gesetzt. Die Kälte der Steine, woran noch der nächtliche Thau hängt, kann ihm unmöglich gut sein, dachte ich und machte meine Besorgniß bemerklich; Goethe aber versicherte, daß es ihm durchaus nicht schade, wodurch ich mich denn beruhigt fühlte und es als ein neues Zeichen ansah, wie kräftig er sich in seinem Innern empfinden müsse. Der Bediente hatte indeß auch eine Flasche Wein aus dem Wagen geholt, wovon er uns einschenkte. „Unser Freund Schütze", sagte Goethe, „hat nicht unrecht, wenn er jede Woche eine Ausflucht aufs Land macht; wir wollen ihn uns zum Muster nehmen, und wenn das Wetter sich nur einigermaßen hält, so soll dies auch unsere letzte Partie nicht gewesen sein." Ich freute mich dieser Versicherung.

Ich verlebte darauf mit Goethe, theils in Berka, theils in Tonndorf, einen höchst merkwürdigen Tag. Er war in den geistreichsten Mittheilungen unerschöpflich; auch über den zweiten Theil des „Faust", woran er damals ernstlich zu arbeiten anfing, äußerte er viele Gedanken, und ich bedauere deshalb um so mehr, daß in meinem Tagebuche sich nichts weiter notirt findet als diese Einleitung.

Anmerkungen zum erſten Theil.

S. 3, Z. 5 v. o. „zu Anfang der neunziger Jahre", am 21. September 1792.

S. 13, Z. 7 v. u. „einen Band ſeiner Gedichte", den erſten Band der 1806 begonnenen Ausgabe der Werke, wenn nicht einen beſondern Abdruck der „Gedichte"; erſt in der Ausgabe von 1815 bildeten die „Gedichte" zwei Bände. Unter den „Liedern" (Z. 6) iſt die erſte Abtheilung der Gedichte verſtanden; der Band enthielt außer ihnen noch „Geſellige Lieder", „Balladen", „Elegien", die „Epigramme" und anderes in Diſtichen Geſchriebene.

S. 16, Z. 1 fg. „dem würdigen Director". Friedrich Ernſt Ruhkopf war erſt ſeit 1816 am „Lyceum" (nicht „Gymnaſium"), das unter ihm ſehr zurückging.

S. 21, Z. 23 fg. v. o. Anders äußert er ſich über die bei Heeren gehörten Vorleſungen S. 79.

S. 27, Z. 10 v. u. „einen der ſchönen Knaben Ottiliens". Ottilie Wilhelmine Erneſtine Henriette von Pogwiſch war ſeit dem 17. Juni 1817 mit Goethe's Sohn, dem Kammerrath Julius Auguſt Walther von Goethe, verbunden. Von Goethe's Enkeln war Walther Wolfgang, von dem hier die Rede iſt, am 9. April 1818, Wolfgang Maximilian am 18. September 1820 geboren.

S. 27, Z. 6 v. u. „Bedienten", Stadelmann, der ihn nach Böhmen begleitete, „ein leidenſchaftlicher Bergfreund".

S. 28, Z. 5 v. o. „ein Flügel". Einen Streicher'ſchen Flügel hatte ſich Goethe zwei Jahre vorher angeſchafft.

S. 28, Z. 16 v. u. „heute noch ſchreibe ich an Cotta." Im Briefe an dieſen vom 11. Juni heißt es: „Hiebei muß ich geſtehen, daß ich mich nach jungen Männern umſehe, denen man Redaction von Papieren übertragen könnte.... Nun beobachte ich längſt einen jungen Eckermann von Hannover, der mir viel Zutrauen einflößt." Damit leitete er die Empfehlung der Handſchrift deſſelben ein.

S. 28, Z. 5 v. u. Herrn von Knebel, dem Major Karl Ludwig von Knebel, der im December 1774 Goethe dem Herzog Karl August zugeführt hatte. Er war fast fünf Jahre älter als Goethe. 1798 hatte er nach seiner Verbindung mit einer Kammersängerin der Herzogin Mutter sich nach dem Bergstädtchen Ilmenau zurückgezogen; von da war er im Jahre 1804 nach Jena übergesiedelt. Noch vor kurzem hatte er den von einer schweren Krankheit genesenden Jugendfreund in Weimar besucht und dadurch „gar manches freundliche Gute aufgeregt". An Knebel wandten sich viele junge Schriftsteller, da er als einer der ältesten Freunde Goethe's bekannt war. Eine „Sammlung kleiner Gedichte" hatte er 1815 ohne seinen Namen erscheinen lassen, sonst sich durch eine prosaische Uebersetzung des Properz und eine metrische des Lucrez bekannt gemacht.

S. 29, Z. 19 fg. v. o. „manchen hübschen Freund in Berlin". Er denkt besonders an den Staatsrath Christoph Ludwig Friedrich Schultz, mit dem er schon 1814, zunächst durch dessen Theilnahme an der Farbenlehre, in nähere Verbindung gekommen war. — „Da habe ich denn dieser Tage Ihrer gedacht." Er hatte an Schultz geschrieben: „Auch einem jungen Eckermann, der in Braunschweig (so!) lebt, hab' ich eine Weile gefolgt. Er hat sich gleichfalls an mir herangebildet und möchte zwischen Schubarth und Zauper in die Mitte zu stehen kommen; nicht so kräftig und resolut wie jener, nähert er sich diesem in Klarheit und Zartheit." Der Brief war liegen geblieben. Am 11. fügte er hinzu: „Vor einiger Zeit kam beikommender Brief von Eckermann bei mir an, den ich sende, weil er seinen Zustand ganz ausdruckt; nun folgt er gestern selbst, und erscheint als ein gar guter, feiner, verständiger Mensch. Da er keine weitere Bestimmung hat, so will ich ihn nach Jena einleiten und ihm dort einige Packete abzudruckender Schriften zum Redigiren und Corrigiren geben. Nach dem Werke, das er mir geschickt hat, scheint er hiezu völlig geeignet. Da er sich an meinen Sachen heranbildete, so wird es keine Schwierigkeit haben, sich mit ihm zu verständigen."

S. 29, Z. 23 v. o. „Secretär Kräuter". Friedrich Theodor Kräuter war Bibliothekssecretär, „ein junger, frischer in Bibliotheks- und Archivgeschäften bewanderter Mann". Er hatte Goethe's Archiv geordnet.

S. 30, Z. 16 v. u. „Ich habe bereits Abschriften nehmen lassen". Demnach muß er doch schon einzelne dieser Anzeigen als sein Eigenthum in Anspruch genommen haben.

S. 31, Z. 6 v. o. „bereits gestern". Gemeint ist der Brief an den Bibliothekassistenten Dr. Christian Ernst Friedrich Weller, dem Goethe am 11. schrieb: „Ein junger Mann, der sich in Jena einige Zeit aufzuhalten denkt und wohlfeil zu leben wünscht, fragt

an, was er auf ein Vierteljahr nothwendig auszugeben brauche. Ich würde Ihnen solchen zuschicken, mit dem Ersuchen, ihn einzurichten, da ich Ursache habe, mich für ihn zu interessiren und ihm allenfalls nachzuhelfen. Wollen Sie mir mit dem Freitagsboten hierüber Nachricht geben, auch von dem, was allenfalls zu beobachten ist, damit er ordnungsgemäß und ruhig daselbst wohnen könne."

S. 31, Z. 7 v. u. „die ersten elf Hefte": I, 1 (1818 erschienen) bis zu dem eben herausgekommenen IV, 2.

S. 32, Z. 15 v. o. „die Familie Frommann", des seit 1798 in Jena ansässigen Buchhändlers Karl Friedrich Ernst Frommann, bei dem Goethe, wenn er in Jena war, abends regelmäßig in der Theestunde erschien. Zwischen seinem und Goethe's Hause bestand herzlichste Gastfreundschaft.

S. 32, Z. 17 v. o. Statt „Jean Paul" und „die Schlegel" (mit Friedrich Schlegel stand Frommann nur in Geschäftsverbindung) wären eher Fichte, Schelling, Hegel und Steffens zu nennen gewesen.

S. 33, Z. 9 v. o. „in Jena", bei Frommann, in dessen Buchdruckerei auch „Kunst und Alterthum" gedruckt wurde.

S. 35, Z. 3 v. o. „Seine hiesige Gartenwohnung", das zerfallene Hüterhäuschen im Botanischen Garten. Zu Jena wollte er nur einige Tage ausruhen, um sich zu sammeln, ehe er in Weimar erschien, wohin schon die Kunde von seiner leidenschaftlichen Liebe zu der noch kindhaften Ulrike von Levetzow gedrungen, ja man hatte einige Zeit von seiner Verheirathung mit dieser gesprochen. Vgl. S. 49 fg. Die bittere Unbehaglichkeit seines Zustandes, die er gegen den Kanzler von Müller offen aussprach, blieb Eckermann damals verborgen; nur tiefer Blickenden verrieth sich sein gepreßter Zustand auch ohne Worte.

S. 37, Z. 12 v. u. Ueber August Hagen's „Olfried und Lisena. Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen" (1820), hatte er sich 1821 in „Kunst und Alterthum" III, 1 beifällig ausgesprochen, auch eine Beurtheilung des Gedichts von Ernst Schubarth abdrucken lassen, ein Jahr später, daselbst III, 3, den Dichter, mit ähnlicher Begründung wie hier, „berathen, für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen".

S. 39, Z. 6 v. o. Den 1783 zu Falkenau in Böhmen geborenen Naturdichter Anton „Fürnstein" hatte Goethe selbst in krüppelhaftestem Zustande auf seinem Sesselwägelchen liegen sehen und durch seinen freundlichen Zuspruch den trotz aller Noth heitern Unglücklichen äußerst erfreut. Im letzten Hefte von „Kunst und Alterthum" hatte er über ihn berichtet; Riemer hatte einen Zusatz gemacht und drei Gedichte Fürnstein's, unter ihnen das vom Hopfenbau, abdrucken lassen.

S. 41, Z. 12 v. o. „Graf (Karl Friedrich) Reinhard", damals Gesandter am Deutschen Bundestag, und „Staatsrath Schultz" waren bereits am 28. September in Weimar; des erstern Geburtstag war am Mittag des 2. October bei Goethe gefeiert worden. Dieser hatte Reinhard, den Sohn eines würtembergischen Geistlichen, der 1786 in seinem fünfundzwanzigsten Jahre als einfacher bürgerlicher Hauslehrer nach Frankreich gekommen war, dann in seltener Weise des Schicksals Gunst und Ungunst erfahren hatte, schon 1807 in Karlsbad kennen gelernt; ein ununterbrochener vertrauter Briefwechsel hatte sich angeknüpft.

S. 42, Z. 15 v. u. „seinen Stern", den Falkenorden.

S. 42, Z. 13 v. u. „Deckenzimmer", das große Gesellschaftszimmer, über dessen Thüren Meyer's mythologische Cartons sich befanden.

S. 42, Z. 12 v. u. „der Aldobrandinischen Hochzeit", der von Meyer 1797 gemachten Copie des antiken Gemäldes.

S. 42, Z. 3 v. u. „Riemer". Friedrich Wilhelm Riemer, 1774 zu Glatz geboren, Hauslehrer in Rom bei Wilhelm von Humboldt, in Weimar 1803 bis 1812 bei Goethe, dann Professor am Gymnasium und 1814 zweiter Bibliothekar; die erstere, wenig einträgliche Stelle hatte er 1820 aus Mismuth aufgegeben. Goethe bediente sich des außerordentlich kenntnißreichen und geschmackvollen Philologen, der dazu ein gewandter formvollendeter Dichter war, bei der Durchsicht und dem Druck seiner Werke, auch zu mancherlei literarischer Auskunft, und er suchte den über seine ungenügende Stellung Erbitterten auf jede Weise zu unterstützen und zu beruhigen. Dieser war ihm stets ein willkommener, ihn geistig anregender Gast, wenn auch seine Unzufriedenheit ihm zuweilen unbequem fiel. „Ich komme mit aller Anstrengung nie hinein ins Leben, geschweige durch", äußerte Riemer einmal gegen Goethe, der meinte, bei allem Talent und Wissen fehle es ihm an Charakterstärke. — „Meyer", der Maler Hofrath Johann Heinrich Meyer aus Stäfa am Zürchersee, den Goethe 1786 in Rom kennen gelernt und als Professor der Zeichenschule nach Weimar gezogen hatte. Viele Jahre hatte er auf Goethe's zweitem Stock gewohnt; auch nach seiner Verheirathung (1802) blieb er Goethe's treuester Hausfreund und hatte in allen Angelegenheiten der bildenden Kunst bei ihm die entscheidende Stimme. Seit 1807 war er Director der Zeichenschule. — „der Kanzler von Müller", Theodor Adam Heinrich Friedrich von Müller, aus Kunreuth in Franken, wo sein Vater und seine Vorfahren im Dienste der freiherrlichen Familie von Egloffstein gestanden, die 1787 nach Weimar gezogen war und sich die Gunst des Hofes erworben hatte. 1801 als Regierungsassessor angestellt, hatte er besonders in den unheilvollen Tagen nach der Schlacht

bei Jena dem herzoglichen Hause und dem Staate die bedeutendsten Dienste als gewandter Diplomat geleistet. Er ward Geheimer Regierungsrath und am 30. Januar 1807 geadelt, aber lange infolge seiner ehelichen Verbindung mit einer zum Erscheinen am Hofe unfähigen Bürgerlichen von diesem ausgeschlossen. Nach der Erhebung Weimars zum Großherzogthum trat er Ende 1815 als Kanzler an die Spitze der Landesjustiz. Seine Bekanntschaft mit Goethe begann im September 1808; vertraulicher wurde sie vier Jahre später, zuletzt sein Umgang dem Dichter, der sich gern an ihm rieb, immer unentbehrlicher.

S. 43, Z. 9 v. o. „Honwald's «Bild»" (1821), mit dem Maler Spinarosa, machte damals außerordentliche Sensation auf der Bühne.

S. 44, Z. 8 v. o. „Regierungsrath Schmidt", Christian Friedrich Schmidt, Klaviervirtuose und leidenschaftlicher Verehrer Beethoven's. Vgl. III, 4. Heinrich Schmidt, „Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen", S. 47 fg.

S. 44, Z. 1 v. o. „eine geistreiche Dame", die Gattin des Staatsraths Professor von Savigny in Berlin, eine geborene Brentano aus Frankfurt a. M. Eckermann übergeht, daß von Savigny nebst Frau und Tochter anwesend waren. Nach dem Berichte des Kanzlers Müller erzählte Frau von Savigny „viel von Beethoven's Singularitäten und Geldverachtung".

S. 44, Z. 16 v. o. „Fräulein Ulrike", von Pogwisch, die jüngere Schwester von Ottilie (S. 27, Z. 10 v. u.), die auch im Hause wohnte.

S. 45, Z. 3 v. o. „Nach Tische". Später kamen der Kanzler von Müller und Riemer. Ersterer berichtet unter diesem Tage über die Unterhaltung mit Goethe.

S. 45, Z. 11 v. o. „Pandora", 1808 in zwei Heften der Zeitschrift „Prometheus", 1810 als Taschenbuch erschienen, ward noch in der dritten Ausgabe der Werke unvollendet mitgetheilt, doch war ein Schema zum zweiten Theile vorhanden.

S. 45, Z. 10 v. u. „Schubarth". Karl Ernst Schubarth, zu Brinitze in Oberschlesien am 28. Februar 1796 geboren, hatte 1818 eine Schrift „Zur Beurtheilung Goethe's" herausgegeben und in der zweiten Auflage (1820) zu zwei Bänden erweitert. Goethe hatte ihn schon 1820, da er eine Staatsanstellung suchte, als einen „Alliirten" Schultz empfohlen. Vom 24. bis zum 28. September 1820 war Schubarth bei diesem, der ihn gern länger gehalten hätte. Die „Vereinigung von Zartheit und Festigkeit" in ihm zog Goethe ebenso an wie „die verwundersame Kongruenz" desselben mit sich selbst. Dringend empfahl er dem berliner Freunde im folgenden Jahre dieses „affirmirende Individuum", dessen Buch „Ideen

über Homer und sein Zeitalter" (1821) ihm ausnehmend gefiel, während es diesem in Berlin nicht zur Empfehlung gereichte. Auch Schubarth's Auftreten daselbst schadete ihm. „Schon seit geraumer Zeit", schrieb Goethe den 5. September 1822 an Schultz, „fange ich an für ihn zu fürchten." Mit Unterstützung von Schultz hatte er eine Zeitschrift „Paläophron und Neoterpe" im Frühjahr 1823 begonnen. Obgleich Goethe mit Schubarth's Productionen manchmal unzufrieden war, da allzu scharf schartig mache, schien ihm derselbe doch ein höchst vorzüglicher Mann, der noch viel Gutes und Echtes wirken werde, wogegen dieser selbst unzufrieden wurde, daß Goethe's Versprechungen nicht in Erfüllung gingen, weshalb er nicht mehr an ihn, sondern nur noch an Schultz schrieb.

S. 46, Z. 2 v. o. „den Band", die Ende 1815 erschienene Sammlung von Uhland's „Gedichten". Eine zweite vermehrte Ausgabe war 1820 erschienen.

S. 47, Z. 3 v. o. „einem hölzernen Lehnstuhl". Erst ein Jahr vor seinem Tode gestattete er, daß man eine Kopflehne daran anbrachte; auch ließ er einen neuen hübschen grünüberzogenen Lehnstuhl in einer Auction für sich kaufen, den er aber kaum brauchte. Vgl. II, 220.

S. 47, Z. 11 v. o. „Raupach's «Erdennacht»" war 1821 zu Berlin mit Beifall aufgenommen worden, konnte sich aber nicht halten. In dem mehr lyrischen als dramatischen Stücke opfert Rinaldo seinen Vater, den die Selbständigkeit Venedigs bedrohenden Dogen, und ersticht sich dann selbst auf dem Kirchhofe.

S. 47, Z. 8 v. u. Chodowiecky, Daniel Nicolas Chodowiecky, 1801 gestorben, der auch Vignetten zu Goethe's Werken gemacht hatte, ein in seiner Art unübertroffener Meister.

S. 48, Z. 5 v. u. „Die Schachmaschine", 1798 erschienen, von dem 1803 verstorbenen Schauspieler Heinrich Beck. Uebrigens irrt Eckermann, wenn er das Concert auf denselben Tag verlegt. Erst am folgenden Abend, wo kein Theater war, spielte Frau Szymanowska ein Quartett des Prinzen Louis Ferdinand.

S. 49, Z. 1 v. u. „Elegie von Marienbad", das zweite Stück der „Trilogie der Leidenschaft", gedichtet auf der Rückreise von Eger nach Jena und zu Jena ins Reine geschrieben.

S. 50, Z. 14 v. u. Statt „trug" erwartete man „zeigte sich".

S. 50, Z. 9 v. u. „Erneuert". Freilich hatte Goethe Ulrike von Levetzow schon im vorigen Jahre kennen gelernt, aber die Behauptung, daß „die ersten Verse darauf deuten", ist nicht richtig.

S. 50, Z. 2 v. u. „weissagen", Goethe geläufig im launigen Sinne vom Aeußern der Meinung über ein Werk.

S. 51, Z. 14 v. o. „Szymanowska", Maria Szymanowska, geborene Wolowska, erste Klavierspielerin der Kaiserin von Rußland. Auf sie bezieht sich das dritte Gedicht der „Trilogie der Leidenschaft".

S. 51, Z. 12 v. u. „Zauper's «Studien»" über Goethe. Als Nachtrag zur deutschen Poetik» waren zu Wien 1822 erschienen, vorher dessen „Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt". Joseph Stanislaus Zauper, geboren zu Dux am 18. März 1784, war Chorherr und Professor am Gymnasium zu Pilsen.

S. 52, Z. 12 v. o. „Tiefurt", Lustschloß nebst Park, dreiviertel Stunden östlich von Weimar. Das dortige Pachtgut war 1776 zum Aufenthalt des Prinzen Konstantin eingerichtet, seit 1781 von der Herzogin Mutter zum Lieblingsaufenthalt erkoren und in jeder Weise verschönert und belebt worden.

S. 54, Z. 10 v. u. „von neulich", am 28. October. Auch zwei Tage später hatte sie wieder bei Goethe gespielt.

S. 54, Z. 8 v. u. „Hummel", Johann Nepomuk, seit 1820 Kapellmeister in Weimar.

S. 55, Z. 21 v. o. „Da malen sie". Julius Hübner's berühmtes Bild ist erst später gemalt. In seinen Sammlungen besaß Goethe eine ausführliche Federzeichnung nach dem Gedichte.

S. 55, Z. 4 v. u. „kein Wort über Musik". Das ist nicht ganz richtig. Bei dem Besuche Zumsteeg's in Stuttgart gedenkt Goethe unter anderm einer Cantate desselben; auch im Briefe an den Herzog vom 11. September äußert er sich über Musik.

S. 56, Z. 3 v. o. „meine kleine Schrift". Bisher hatte sich der Druckfehler „eine" erhalten. Exemplare von Eckermann's „Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe" hatte der Dichter schon vor dem 18. October, an welchem Tage er ein solches an Marianne von Willemer sandte.

S. 57, Z. 6 v. o. „seit einigen Tagen". Schon am 6. November berichtet Müller: „Goethe war in der Nacht [nach dem ihn äußerst angreifenden Abschiede von Frau Szymanowska] erkrankt; heftiger Husten mit Brustfieber hatte sich eingestellt."

S. 57, Z. 15 v. u. „Das Gedicht", die drei der Schöpfung der Pariagöttin gewidmeten Gedichte, unter den „Balladen".

S. 58, Z. 8 v. o. „vierzig Jahre". Den Stoff hatte er 1783 in der Uebersetzung von Sonnerat's „Reise nach Ostindien und China" gefunden.

S. 58, Z. 3 v. u. „Oestliche Rosen". Eckermann erinnerte sich nicht, daß Goethe diese schon im vorigen Jahre in „Kunst und Alterthum" (III, 3) freundlich begrüßt hatte.

S. 59, Z. 8 v. o. Wilhelm „von Humboldt" war diesen Morgen angekommen und hatte Nachmittags gleich Goethe besucht.

S. 59, Z. 7 v. o. „Die Schwestern von Prag", alte wiener Volksoper mit Musik von Wenzel Müller.

S. 59, Z. 13 v. o. „ein bejahrter Mann", Christoph Sutor, aus Erfurt, den Goethe 1776 oder 1777 neben Philipp Seidel als Diener angenommen hatte und bis nach der Rückkunft aus Italien behielt.

S. 60, Z. 5 fg. In der Nacht vom 5. auf den 6. April 1783 hatte Goethe, wie er den andern Morgen an Frau von Stein schrieb, ein Nordlicht in Südost gesehen, wodurch die Furcht in ihm erregt worden war, es möchte wieder ein Erdbeben gewesen sein, wie vor zwei Monaten (den 5. bis 7. Februar) in Messina.

S. 61, Z. 12 v. o. „Hofrath Rehbein", Dr. Wilhelm Rehbein, großherzoglicher Leibarzt, schon 1816 Hofmedicus. Vgl. zu III, S. 10, Z. 8 v. o. (S. 261, Z. 1—3 v. o.)

S. 61, Z. 11 v. u. „die Indischen Gedichte", vom Paria.

S. 62, Z. 15 v. o. „die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen". Gemeint ist der Brief an Humboldt vom 30. November 1795, wo Schiller äußert, wäre seine Idylle von der Vermählung des Hercules mit der Hebe ausführbar, so würde die sentimentalische Poesie selbst über die naive triumphiren.

S. 62, Z. 5 v. u. „fertig vorlegte". Vielmehr las Goethe das am Tage Gedichtete jeden Abend Schiller und dessen Gattin vor; auch lag zwischen der Dichtung der ersten und der letzten Gesänge von „Hermann und Dorothea" ein längerer Zwischenraum.

S. 63, Z. 7 v. o. „größtentheils noch aus der Zeit". Nur die Jagemann, Graff und Oels hatten sich aus der alten Zeit erhalten. Vgl. II, S. 82, Z. 10 v. o.

S. 63, Z. 11 v. u. „Soret". Friedrich Jakob Soret, am 13. Mai 1795 zu Petersburg geboren, seit 1800 in Genf erzogen, hatte im Sommer 1822 auf den Wunsch der seiner Familie äußerst gewogenen Großfürstin Maria Paulowna die Erziehung des am 24. Juni 1818 geborenen Erbprinzen Karl Alexander übernommen. Wegen der Unduldsamkeit der genfer Theologen hatte er das Studium der Theologie mit dem der Naturwissenschaft vertauscht.

S. 64, Z. 18 v. o. „Ich schrieb das Gedicht u. s. w." Vgl. zu S. 49, Z. 1 v. u. Am 11. September morgens um 9 Uhr verließ er Eger, am Mittag des 13. kam er in Jena an.

S. 66, Z. 13 v. u. Die „«Ghaselen» des Grafen Platen" hatte Goethe, nachdem der junge Dichter ihn persönlich kennen ge-

lernt, schon 1822 gelegentlich in „Kunst und Alterthum“ (III, 3) als „wohlgefühlte, geistreiche, dem Orient vollkommen gemäße, sinnige Gedichte‘ bezeichnet. Hier aber ist von dessen „Neuen Ghaselen“ die Rede, die Platen im September an Goethe geschickt hatte.

S. 68, Z. 7 v. o. „Freund Zelter“. Karl Friedrich Zelter, zu Berlin am 11. December 1758 geboren, Professor der Musik bei der berliner Akademie der Künste, der Gründer der berliner Liedertafel, der Goethe behaglichste Tonsetzer seiner Lieder, war am 24. November auf der Rückreise vom Rheine angekommen. Seit Schiller's Tode stand Goethe mit ihm in ununterbrochenem, lebhaftem und innig vertrautem Briefwechsel; seine persönlichen Besuche gereichten dem Dichter stets zur Wonne. Zelter fand ihn in fast hoffnungslosem Zustande; Arznei wollte er nicht nehmen. Man hatte ihn in die sonst für Gäste bestimmten Zimmer des Vorderhauses gebracht, so daß Zelter im Gasthause wohnen mußte. Nach Zelter's Ankunft besserte es sich rasch; auch nahm er jetzt Arznei.

S. 68, Z. 9 v. o. „bei Goethe zu Tische“. Die Schmerzen waren noch immer so stark, daß sie ihn am Schlafe hinderten.

S. 68, Z. 10 v. o. „Zelter“. Er hatte heute abreisen wollen, aber Goethe und der Hof hatten verlangt, daß er länger verweile.

S. 68, Z. 11 v. u. „Mit den Philologen verdorben“ hatte es Schubarth durch seine „Ideen über Homer und sein Zeitalter“; selbst sein Beurtheiler in der „Jenaischen Literaturzeitung“ im Septemberhefte 1823, Privatdocent Lange in Berlin, wurde wegen seiner Zustimmung von den Philologen übel angesehen.

S. 68, Z. 9 v. u. „Immermann“. Karl Lebrecht Immermann, zu Magdeburg am 24. April 1796 geboren, war damals Auditeur zu Münster. Auch Schultz hatte sich seiner angenommen, weil er als Student gegen die Burschenschaft geschrieben. Schon hatte er Trauerspiele, ein Lustspiel, einen Halbroman, gegen die falschen „Wanderjahre“ des Pastors Pustkuchen „Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey“ und „Gedichte“ herausgegeben. Goethe hatte ihn Schultz empfohlen, aber sich trotz seiner guten Meinung von ihm gescheut, in ein seine schon sehr beschränkte Zeit noch mehr beengendes näheres Verhältniß zu dem jungen Dichter zu treten.

S. 69, Z. 10 v. o. „um an Hof zu gehen“. Er war dienstthuender Kammerherr beim Erbprinzen.

S. 69, Z. 9 v. u. „Diesen Morgen“. Noch immer stand es mit Goethe schlecht. Er war wieder in die hintern Zimmer gezogen, da er an beständigem Froste litt. „Zelter's Gegenwart hebt und trägt mich schon seit mehr als acht Tagen“, hatte er den 3. December an Schultz dictirt.

S. 69, Z. 5 v. u. „ins Wirthshaus", zum weißen Schwan, in nächster Nähe. Zelter wollte dies auch jetzt noch nicht verlassen, obgleich die Gastzimmer in Goethe's Hause frei geworden.

S. 70, Z. 9 v. u. „Seinen Besuch" hatte Byron im Juli, in Erwiederung auf die schönen von Goethe an ihn gerichteten Verse, in Aussicht gestellt. Frau von Goethe war eine große Verehrerin des englischen Dichters. — Z. 8 v. u. „Das Rochusfest zu Bingen", am 16. August 1814, das Goethe so glücklich geschildert hatte. — Z. 7 v. u. „Zelter", sein damaliger Begleiter.

S. 75, Z. 2 v. o. „seiner Lebensgeschichte", seit seiner Uebersiedelung nach Weimar.

S. 76, Z. 15 v. u. „das Wort eines Weisen". Es wird in anderer Fassung im sechzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" einem „geistreichen Franzosen" zugeschrieben.

S. 77, Z. 3 v. o. „Meyer aus Westfalen". Einen solchen, damals achtzehnjährigen Dichter kann ich nicht nachweisen.

S. 77, Z. 17 v. o. „meine kolossale Juno", den von Schultz im vorigen Jahre ihm verehrten Abguß der Juno Ludovisi, der auf einem hölzernen Fußgestell stand. Den in Rom besessenen hatte er Angelika Kauffmann geschenkt.

S. 79, Z. 7 v. o. „für Frankfurt", für das dort seit mehreren Jahren beabsichtigte Goethe-Denkmal. Friedrich Tieck schrieb am 4. October 1823, daß Rauch daran arbeite.

S. 79, Z. 11. v. o. „die er dictirt hatte", die „Einzelnes" überschriebenen Sprüche.

S. 79, Z. 12 u. 13 v. o. „des deutschen «Paria»", von Michael Beer; „das französische Trauerspiel", von Jean François Casimir Delavigne. Vgl. Karl August's Brief an Goethe vom 25. März 1824.

S. 80, Z. 11 v. o. „geschrieben", gleichfalls für das neue Heft von „Kunst und Alterthum".

S. 81, Z. 3 v. o. „eine Medaille von Brandt", womit dieser zu Paris im Jahre 1813 den großen Preis davongetragen hatte. Goethe besaß davon einen Bleiabdruck.

S. 81, Z. 15 v. o. „einen Kasten". Die Sammlung von 253 Abdrücken in fünf übereinander liegenden Kästchen ist von Thomas Cadé.

S. 82, Z. 12 v. u. „Das eine", eine der beiden 1795 beim Drucke ausgeschiedenen römischen „Elegien". — Z. 6 v. u. „Das andere", das neuerdings bekannt gewordene „Tagebuch" in Stanzen, aus dem Sommer 1810.

S. 83, Z. 8 v. o. „dem Herzog von Angoulême", der am 7. April 1823 zur Befreiung des Königs aus den Händen der Cortes ebenso widerrechtlich in das Land eingefallen war, wie das vereinte Deutschland 1792 in die Champagne. Goethe stand, wie Staatsrath Schultz, auf der Seite des ein fremdes Land vergewaltigenden französischen Hofes.

S. 85, Z. 4 v. o. „der Frau von Spiegel", Emilie, Gattin des Hofmarschalls. Die Verse hatte er diesen Morgen geschrieben.

S. 85, Z. 18 v. o. „Tiedge's «Urania»", 1801 erschienen.

S. 86, Z. 18 v. o. „ein besseres Geschick hätte". Seit 1819 lebte der durchaus uneigennützige und anspruchslose Dichter als treuer Hausfreund bei Elise von der Recke zu Dresden, die auch Goethe seit lange persönlich bekannt war. Schon am 11. November 1811 hatte Goethe an Frau von der Recke geschrieben: „Mögen Sie uns in das Andenken des Herrn Tiedge zurückrufen."

S. 86, Z. 4 v. u. „Becker", Heinrich, eigentlich von Blumenthal, Schauspieler und Regisseur in Weimar von 1790 bis 1809. Es ist „Wallensteins Lager" gemeint, worin Becker bei der ersten Aufführung (1798) den zweiten Holkischen Jäger geben sollte und wirklich gab.

S. 90, Z. 21 v. o. „im «Faust»", I, 3496, wo aber „rothen" statt „späten" und „später" statt „feuchter" steht.

S. 91, Z. 1—3 v. o. Nach Goethe's Uebertragung eines Spruches des Plotin: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, Die Sonne könnt' es nie erblicken."

S. 91, Z. 12 v. o. Den damals siebenundzwanzigjährigen Hannoveraner Johann Heinrich „Ramberg", der sich durch die Raschheit seiner Entwürfe auszeichnete, hatte Goethe 1790 in Dresden gesehen. Ueber Eckermann's Bekanntschaft mit ihm s. S. 9 fg.

S. 92, Z. 11 v. o. „die neue Ausgabe", die letzter Hand. Cotta's Verlagsrecht erlosch mit diesem Jahre.

S. 93, Z. 9 v. o. „von etwa zweiunddreißig Jahren". Er war am 3. September 1781 geboren.

S. 93, Z. 19 v. o. „Karl der Große" hatte im Jahre 793 während seiner Anwesenheit zu Regensburg einen Kanal zwischen der Regnitz und der Altmühl zu bauen begonnen.

S. 93, Z. 11 v. u. „seinem Garten", den ihm der Herzog im April 1776 geschenkt, auch die Kosten für dessen neue Anlage übernommen hatte. Bis zum Sommer 1782 hatte Goethe das Gartenhaus auch im Winter bewohnt. Nach seiner Aeußerung gegen Müller

hatte er den Garten am 16. März nach langer Zeit zuerst wieder besucht.

S. 94, Z. 13 v. u. „der Thurmuhr". Man erwartet „der Thurm- (oder Kirchen-)uhren." Vgl. S. 97, Z. 7 v. u. — Z. 12 „der Höhe des Parks", Goethe's Garten gegenüber. — Z. 11 „der Kaserne", an der Wilhelmsallee.

S. 95, Z. 2 v. o. „Oekonomie", die Viehmastung in Oberweimar.

S. 95, Z. 14 v. o. „die Wolken". Goethe hatte sich seit vielen Jahren eingehend mit der Wolkenbildung beschäftigt, wovon er in seinen Heften „zur Naturwissenschaft" Kunde gegeben, die Eckermann nicht unbeachtet gelassen hatte.

S. 96, Z. 6 v. o: „beider Freunde". Goethe kehrte im Juli 1788 zurück, Meyer kam erst im November 1791 nach Weimar, das er schon im November 1794 wieder auf drei Jahre verließ.

S. 96, Z. 19 v. o. „Schelling", der über ein Jahrzehnt nichts Philosophisches hatte erscheinen lassen und durch Hegel verdrängt zu sein schien. Platen widmete ihm sein Lustspiel „Der gläserne Pantoffel", das dieser mit großem Beifall aufgenommen hatte, aber erst im Mai ließ er das Stück, dessen Aufführung von fünf Bühnen abgeschlagen war, mit dem Lustspiel „Berengar" als erstes Bändchen von „Schauspielen" drucken. Den „Gläsernen Pantoffel" hatte er in der Handschrift an Goethe gesandt, der ihn am 27. März zurückschickte, weil er zu dessen Beurtheilung keine Zeit habe; erhalte er das Stück gedruckt, so wolle er es seinen Freunden vorlegen, die, wie er hoffe, es günstig beurtheilen würden. Platen mochte in seinem (bisher ungedruckten) Briefe des Beifalls von Schelling gedacht haben. Jedenfalls liegt hier eine Verwechselung Eckermann's bei der Redaction der „Gespräche" zu Grunde, wie auch S. 99, Z. 3 v. o.

S. 96, Z. 1 v. u. „Hier im Stillen", in den Werken „Erwählter Fels" überschrieben, im April oder Mai 1782 gedichtet.

S. 97, Z. 21. v. o.: „vor vierzig Jahren", vielmehr fast funfzig, schon im November 1776.

S. 98, Z. 2 v. u. „als Fortsetzung der «Hagestolzen»". Im Jahre 1815 ließ Goethe zu Iffland's Andenken die beiden letzten Acte der „Hagestolzen" mit einem Nachspiel von Peucer aufführen, dessen Inhalt er selbst angegeben, auch in der Ausführung manches geändert hatte. An die Ausführung, das „Machen", einer Fortsetzung des Iffland'schen Stücks mit Schiller während Iffland's Leben konnte er kaum denken.

S. 99, Z. 1 v. u. „Der selige Reinhard", Franz Volkmar Reinhard, Oberhofprediger in Dresden († 1812), den er 1807 in Karlsbad kennen gelernt hatte.

S. 100, Z. 5. v. u. „ein Manuscript ungedruckter Gedichte", wol solche, welche er selbst für die nächste Ausgabe zusammengestellt hatte, kaum die „Invectiven". Anfangs März schrieb Goethe an Schultz, Eckermann schleppe wie eine Ameise seine einzelnen Gedichte zusammen, wozu er ohne ihn nicht gekommen wäre.

S. 103, Z. 15 v. o. „vor kurzem". Ihre glückliche Rückkehr hatte Goethe schon den 8. an Zelter gemeldet.

S. 103, Z. 16 v. o. „der Herzogin von Cumberland", geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, die mit ihrer Schwester, der spätern Königin von Preußen, 1790 bei der Krönung Leopold's II., in dem Hause von Goethe's Mutter einquartiert gewesen war. Sie hatte mit ihrem dritten Gemahl im August 1815 Goethe auf der Gerbermühle, seiner Vaterstadt Frankfurt gegenüber, besucht.

S. 103, Z. 23 v. o. „Eberwein". Franz Karl Adelbert Eberwein, Sohn eines weimarischen Hof- und Stadtmusikus, am 10. November 1786 geboren, war 1802 bei der Hofkapelle angestellt worden. 1808 genoß er, von Goethe empfohlen, einige Zeit in Berlin Zelter's Unterweisung. Goethe's kleines Singconcert leitete er bis zu seiner 1814 mit seiner Gattin, der frühern Sängerin Häßler, unternommenen Kunstreise. Seit 1818 wirkte er auch als Musikdirector der Stadtkirche und als Gesanglehrer beim Seminar und Gymnasium zu Weimar.

S. 103, Z. 24 v. o. „Karoline", die älteste Tochter der Gräfin Henriette von Egloffstein, spätern Gattin des Generals und Oberhofmeisters von Beaulieu-Marconnay, dichtete und componirte. — „Fräulein von Froriep", Emma, Tochter des Obermedicinalraths Ludwig Friedrich von Froriep. — „Frau von Pogwisch", Hofdame der Großherzogin, Mutter von Goethe's Schwiegertochter.

S. 108, Z. 3 v. u. „Friedrich August Wolf", Goethe's langjähriger genialer Freund. Vgl. S. 70, Z. 12 v. u.

S. 104, Z. 2 v. o. „von weimarischen Freunden". Kanzler Müller nennt in dieser Gesellschaft weder Riemer noch Eckermann. — „Oberbaudirector Coudray", Clemens Wenzeslaus Coudray, 1775 zu Ehrenbreitstein geboren. Seit Coudray's Berufung nach Weimar im Jahre 1816 hatten dessen Kunsttalent, Geschäftstüchtigkeit und Charakter Goethe lebhaft angezogen.

S. 104, Z. 6 v. u. „eine hiesige angesehene Familie", wahrscheinlich die des Geheimerath Karl Wilhelm von Fritsch (vgl. II, 222, Z. 20 fg. v. o.).

S. 107, Z. 16 v. o. Goethe kannte den griechischen Pentameter: Δυόμενος γὰρ ὁμῶς ἡλιός ἐστιν ἔτι, aus einer Schrift von Uwaroff: „Nonnus von Panopolis der Dichter" (1817). Schon am 24. März hatte er gegen Müller geäußert: „Eine untergehende Sonne über einem Meere, mit der Legende: «Auch im Untergehen bleibt sie dieselbe» (nach Nonnus), wäre ein für allemal das großartigste Symbol [für eine Jubiläumsmedaille des Großherzogs]; aber wer wollte dazu rathen?" Mit einem voraufgehenden Hexameter wurde der übersetzte Pentameter 1836 unter die „Distichen" aufgenommen.

S. 108, Z. 11 v. o. „Wolff", Pius Alexander, und „Grüner", Karl Franz, waren am 21. Juli 1803 in Weimar angekommen, um zur Hofbühne zu treten. Goethe nahm sich ihrer liebevoll an; der Unterricht derselben erweiterte sich im Herbst zu einer Theaterschule.

S. 108, Z. 15 v. o. „eine Art von Theaterkatechismus", die jetzt in den Werken stehenden „Regeln für Schauspieler".

S. 108, Z. 15 v. u. „Frau von Heigendorf" (Heygendorff), die am 25. Januar 1777 zu Weimar geborene Tochter des Bibliothekars der Herzogin Mutter, eines frühern katholischen Geistlichen, die als Geliebte des Herzogs geadelte Caroline von Jagemann. Die Herzogin Mutter hatte sie zu ihrer Ausbildung nach Mannheim gesandt. Im einundzwanzigsten Jahre betrat die vielbegabte Sängerin und Schauspielerin die weimarische Hofbühne. Sie misbrauchte ihren Einfluß auf den Herzog, um Goethe aus der Leitung der Hofbühne zu verdrängen, was ihr im Jahre 1817 endlich gelang. Goethe konnte, seit er die Gesinnung dieses seines „Widerdämons" gegen ihn erkannt hatte, lange Zeit ihre Nähe nicht ertragen.

S. 108, Z. 3 v. u. „symbolisch", als Bild seiner Thätigkeit.

S. 109, Z. 17 v. o. „über den Dilettantismus". Das Schema und dessen Ausführungen gehören dem Jahre 1799 an, wo Goethe mit Schiller lebhaft über den Gegenstand verhandelte.

S. 109, Z. 10 v. u. „Er ließ dabei nicht undeutlich merken ..." Dies muß verfrüht sein. Noch am 3. Juli bot er durch Vermittlung von Schultz Schubarth die Revision seiner „gedruckten Werke" zur Ausgabe letzter Hand an, obgleich sowol in Weimar als in Jena sich Personen fänden, „denen er dergleichen Geschäfte allenfalls anvertrauen könnte". Schultz theilte Goethe erst am 27. August Schubarth's am 20. Juli erfolgte Erklärung mit, daß er zu jeder Theilnahme an der Ausgabe der Werke bereit sei, und er nur schriftlichen Instructionen darüber entgegensehe, weil eine Reise aus Schlesien, wohin er zurückgekehrt war, da man seine Anstellung abgelehnt hatte, nach seiner gegenwärtigen Lage nicht gut thunlich sein dürfte. Am 3. December zeigte er Schultz an,

daß er die Arbeit begonnen; aber da Schubarth sich nicht persönlich an den Dichter gewandt und Schultz selbst infolge seiner persönlichen Verwickelungen die briefliche Verbindung mit Goethe neun Monate lang unterlassen, mußte der Dichter die Sache als aufgegeben betrachten, und so entschloß er sich, die Redaction Riemer und Eckermann zu übergeben. Am 31. Mai 1825 meldete er Schultz, mit dem er selbst eben die briefliche Verbindung wieder aufnahm: „Ich werde von trefflichen Freunden des ästhetischen und kritischen Fachs hiebei [bei der neuen Ausgabe] unterstützt. Ich dachte Schubarth heranzuziehen, allein es wollte sich denn doch nicht fügen."

S. 109, Z. 1 v. u. „seit Anno 1780". Freilich hatte er vor der dritten Schweizerreise 1797, wie vor der zweiten von 1779, einen großen Theil der Briefe verbrannt.

S. 110, Z. 13—17 v. o. Vgl. dazu III, 39 fg.

S. 114, Z. 1 v. o. „Man muß keine Jugendfehler..." Wol mit Bezug auf Herder. Vgl. Müller's „Unterhaltungen" vom 8. Juni 1821.

S. 115, Z. 4 v. o. „jene Ode", „Die beiden Musen". Das „Werfen der Beine" (Z. 7) erwähnt freilich Klopstock nicht.

S. 115, Z. 7 v. u. „mit spöttelnden Anmerkungen zurücksandte". In „Wahrheit und Dichtung" heißt es, Herder habe „sich unfreundlich und hart dagegen geäußert", was aber nicht der Wahrheit entspricht.

S. 116, Z. 4 v. o. „Laß das Zeug drucken!" Anders läßt Goethe in „Wahrheit und Dichtung" Merck sich aussprechen. Wirklich drängte er Goethe zur endlichen Ausführung der beabsichtigten Neubearbeitung, nach welcher der „Götz" sogleich gedruckt werden sollte.

S. 116, Z. 12 v. o. „Doolan", Robert. Vgl. III, 51, 66.

S. 119, Z. 7 v. u. „unserer Briefe", aus den Jahren 1794 bis 1796. Der Briefwechsel sollte bald herausgegeben werden; der von dem Jahre 1802 stand schon im fünften Bande von „Kunst und Alterthum". Welche Anregung Goethe den Schiller'schen Unternehmungen verdankte, ist übergangen.

S. 121, Z. 6 v. o. „Schellhorn's". Auch Goethe hatte den Rath und Kammerarchivar Schellhorn zu seinem Dienstjubiläum (am 2. December) mit einigen Versen begrüßt.

S. 121, Z. 16. v. o. Mit dem bedeutenden Botaniker, „Nees von Esenbeck", seit 1819 Professor an der Universität Bonn und Präsident der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, stand

Goethe in vertraulicher brieflicher Verbindung. Er hatte diesem am 12. November 1824 nicht allein den Komödienzettel für Michael Beer gesandt, sondern letzterm auch melden lassen, daß man die Wiederholung des Stücks wünsche, und fruchtbare Bemühungen der Schauspieler würden sie immer wünschenswerther machen, ja er hatte bereits den gerührten Dank Beer's erhalten, der sich damals in Bonn eifrig dem Studium der alten und neuen Dramatiker widmete.

S. 128, Z. 15 v. u. „im Jahre 1775". Aber er arbeitete weiter daran in Weimar, ohne das Stück vollenden zu können. 1787 schrieb er es in Rom völlig um.

S. 129, Z. 12 v. o. „einer Dichterin". Etwa Agnes Franz, zu Militsch in Schlesien den 8. März 1794 geboren? Das Z. 15 gemeinte Gedicht könnte „Das Heimweh" sein. Die Sammlung ihrer Gedichte erschien im folgenden Jahre; sie hatte bisher Beiträge zu mehreren Taschenbüchern geliefert.

S. 130, Z. 14 v. o. „unsers kräftigen Mädchens in Halle", Therese Albertine Luise von Jakob (mit dem Schriftstellernamen Talvj). Nachdem sie manche Erzählungen veröffentlicht, begann sie die serbischen Volkslieder zu übersetzen. Auf ihre zunächst in einem Octavband erschienenen Uebersetzungen, die sie „aus innerer Neigung und Gutachten" unternommen, wies Goethe ohne Nennung ihres Namens in dem eben begonnenen Hefte von „Kunst und Alterthum" (V, 2) hin und ließ eine Probe abdrucken. Ueber Goethe's Theilnahme berichtet die Uebersetzerin in den Briefen an Kopitar bei Miklosich „Ueber Goethe's Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Agan" (1883), S. 56 fg.

S. 130, Z. 23 v. o. Die Inhaltsandeutungen der sämmtlichen 52 Lieder sind aus „Kunst und Alterthum" in die Werke übergegangen. Goethe hatte sie nach der Handschrift von Fräulein von Jakob geordnet. Sein Aufsatz befriedigte diese nicht.

S. 133, Z. 10 v. o. „eine Situation", in der „Zähmung der Widerspenstigen", IV, 5.

S. 133, Z. 13 v. o. „beim Homer", Odyssee VI, 154 fg. Die englischen Erklärer nehmen hier die Nachahmung einer ältern einheimischen Uebersetzung von Ovid's „Metamorphosen" an.

S. 133, Z. 19 v. o. „Lord Byron", in Medwin's „Journal of Conversations of Lord Byron" (1824). — Z. 23 „angeführten Herrlichkeiten". Byron hatte ihm Entlehnungen aus Hiob, Shakespeare und Calderon in oft wunderlicher Art nachzuweisen gesucht, da er sich durch Goethe's Anzeige seines „Manfred", besonders durch dessen Bemerkung, er habe seinen „Faust" in sich aufgenommen, so verletzt fühlte, daß er seinem „Marino Faliero"

eine possenhafte Widmung vorsetzte, die aber vom Verleger nicht aufgenommen wurde.

S. 133, Z. 7 v. u. „Walter Scott benutzte..." Dessen „Kenilworth"-hatte Goethe schon 1821 aufmerksam gelesen. Vgl. III, S. 119, Z. 5 fg. v. u.

S. 133, Z. 3 v. u. „ob aber mit ebenso viel Weisheit". Vgl. S. 227 zu Ende.

S. 133, Z. 2 v. u. „Verwandelter Teufel", „The Deformed Transformed", von dem Byron selbst im Vorwort sagt, er „gründe sich theilweise auch auf den «Faust» des großen Goethe".

S. 134, Z. 2 v. o. „singt mein Mephistopheles", im „Faust" I, 3326 fg. (nach meiner Ausgabe in Kürschner's „Nationalbibliothek"). Bei Shakespeare („Hamlet" IV, 5) singt Ophelia ein altenglisches Volkslied, das Goethe hier wesentlich umgestaltet hat.

S. 134, Z. 12 v. o. „seiner fortgesetzten Selbstbiographie", der „Tag- und Jahreshefte".

S. 135, Z. 8 v. o.: „in der lateinischen Uebersetzung", „Arminius et Theodora, auctore Goethe", von Prof. Benjamin Gottlob Fischer in Schönthal (1822). Eine zweite erschien in diesem Jahre von Joseph Grafen von Berlichingen zu Jaxthausen. Am 8. Juli 1823 schrieb Goethe an Schultz: „Man brachte mir die lateinische Uebersetzung von «Hermann und Dorothea». Es ward mir ganz sonderbar dabei. Ich hatte dieses Lieblingsgedicht viele Jahre nicht gesehen, und nun erblickt' ich es wie im Spiegel, der, wie wir aus Erfahrung und neuerlich aus dem entoptischen, wissen, eine eigene magische Kraft auszuüben die Fähigkeit hat. Hier sah ich mein Sinnen und Dichten in einer viel gebildetern Sprache, identisch und verändert, wobei mir vorzüglich auffiel, daß die Römische nach dem Begriff strebt, und was oft im Deutschen sich unschuldig verschleiert, zu einer Art von Sentenz wird, die, wenn sie sich auch vom Gefühl entfernt, dem Geiste doch wohl thut."

S. 135, Z. 12 v. o. „tadelte die Einflechtung des Tragischen". Am 20. October 1797 schrieb Schiller: „Es ist offenbar zu viel von der Tragödie im «Meister»". Das Ahnungsvolle, Unbegreifliche, subjectiv Wunderbare vertrage sich nicht mit der Klarheit, die im Roman herrschen müsse und sonst im „Meister" herrsche.

S. 135, Z. 2 v. u. „einen Journalisten". Ist Fr. Schlegel gemeint? Genau paßt die Bezeichnung auch nicht auf Reichardt und Nicolai, an die man sonst denken könnte.

S. 136, Z. 9 v. o. „den Thierkreis", den „literarischen Zodiakus" (Xenien 68—89).

S. 137, Z. 6 v. o. „beim Tell". Auf die von Schiller gemachte Aenderung bezieht sich dessen Billet an Goethe vom 15. März 1804.

S. 137, Z. 17 v. o. „Eugenie", „Die natürliche Tochter", die Goethe auch später noch gern mit diesem ihrem ursprünglichen Namen bezeichnete.

S. 137, Z. 12 v. u. „den Alba", dem Egmont das schwarze Kasket abriß, sodaß man sein Gesicht sah.

S. 137, Z. 8 v. u. „blieb weg". Man gab das Stück in Schiller's Bearbeitung am 25. April 1796; aber erst nach Schiller's Tod, am 31. Mai 1806, erschien es wieder auf der weimarischen Bühne.

S. 137, Z. 1 v. u. „Seinen letzten Brief", vielmehr den vorletzten. In Bezug auf den wirklich letzten, aber undatirten, vom 25. April, befand sich Goethe in einem wunderlichen Irrthum, wie wir jetzt aus der vierten Auflage des Briefwechsels ersehen.

S. 138, Z. 14 v. u. „Dogen von Venedig", „Marino Faliero".

S. 139, Z. 5 v. u. „unterworfen habe". Er gedenkt desselben am Schlusse des Vorberichts zu „Marino Faliero".

S. 140, Z. 3 v. o. „Phaëthon". Bei seiner Herstellung des Stückes des Euripides aus den Bruchstücken nahm Goethe einen doppelten Scenenwechsel an. — „und in andern Stücken", wie in den „Eumeniden" des Aeschylus, im „Ajas" des Sophokles und sonst.

S. 143, Z. 18 v. o. „daß sein Vater drei Frauen entführt habe". Nur seine erste Frau entführte er ihrem Gatten; das Vermögen der zweiten, einer reichen Erbin, hatte er meist durchgebracht, als er starb. Zu einer dritten Entführung kam es nicht.

S. 146, Z. 17 v. u. „wo ausgesprochen ist". Jarno liest es VIII, 5 aus dem Lehrbriefe.

S. 146, Z. 13 v. u. „Jarno räth ..." I, 4.

S. 147, Z. 15 v. o. „Nur eine einzige Kunst geübt", nach seiner eigenen Aeußerung in den venediger „Epigrammen" 29.

S. 148, Z. 10 v. u. „Lopez de Vega", der 1500 Comedias geschrieben haben soll.

S. 149, Z. 7 v. u. „zwei große Erbschaften". Vgl. dazu Goethe's etwas abweichende Aeußerung S. 107 am Schlusse.

S. 150, Z. 6 v. o. „seiner Metamorphosenlehre", der „Metamorphose der Pflanzen". Aber denselben Grundsatz hatte er auch in der Osteologie befolgt.

S. 150, Z. 10 v. u. „Menander". Die Bruchstücke des größten Dichters der neuern Attischen Komödie muß Goethe in der Ausgabe von Meineke (1823) kennen gelernt haben. Riemer, auch wol Göttling, machte ihn mit den Fortschritten der altclassischen Literatur bekannt.

S. 152, Z. 16 v. o. Noch am Anfange des Jahres 1776 hatte Goethe großes Vertrauen auf „Bürger" und wünschte, daß sie sich gegenseitig ihre Sachen mittheilten; dann aber gingen ihre Wege auseinander, da Bürger zu keiner weitern Entwickelung gelangte und seine leidigen Verhältnisse ihn niederdrückten, Goethe zunächst die Dichtung nur nebensächlich betrieb, öffentlich zehn Jahre lang kaum als Dichter auftrat.

S. 152, Z. 22 v. o. „Frau Schnipe", welcher der Dichter selbst eine Vertheidigung hinzugefügt hatte, erschien wirklich in Bürger's dreißigstem Jahre, im Juni 1777.

S. 153, Z. 7 v. o. „dem Buche des Majors Parry", „The last days of Lord Byron" (1825), das Goethe bereits am 1. Juni gegen Müller für das Interessanteste von allem erklärte, was über Byron erschienen sei.

S. 155, Z. 6 v. o. „Jetzt". Schon als Goethe 1811 die scharfe Kritik der ältesten römischen Geschichte im ersten Bande des Niebuhrischen Werkes kennen lernte, den er als Geschenk des Verfassers besaß, konnte er sich der Macht, welche Niebuhr's umfassende Kenntniß, seine schlagende Begründung der Art der ältesten Geschichte und das lebendige Bild von den Urzuständen Roms auf ihn übten, ebenso wenig entziehen, wie früher der scharfsinnigen Darstellung der Geschichte der Homerischen Gesänge, mit welcher Friedr. Aug. Wolf eine neue Bahn der Kritik eröffnete. Wenn er später von der Wolf'schen Ansicht abfiel, so hielt er dagegen an Niebuhr's Verdächtigung der ältern römischen Geschichte fest, als diese auch im Auslande weiteste Anerkennung fand, obgleich sehr gewichtige Stimmen sich die Geschichte der Lucretia, des Horatius Cocles, des Mucius Scävola und der Cloelia nicht als dichterische Luftgebilde verflüchtigen lassen wollten.

S. 155, Z. 14 v. u. „Nun". Im Jahre 1824 waren über die Mongolen zwei Werke, von D'Ohsson und Isaak Jakob Schmidt, erschienen. Die innern Streitigkeiten, welche die Mongolen aus Europa zurückriefen, begannen erst zwei Jahre später. Noch Raumer in seinen „Hohenstaufen" (1824), deren vier erste Bände Goethe „behaglich hintereinander" durchgelesen und sie in „Kunst und Alterthum" V, 2 dringend empfohlen hatte, erklärte, der Herzog Heinrich habe durch seinen Opfertod das Abendland gerettet; freilich überging er in seiner raschen Darstellung den Sieg des Freiherrn (nicht Grafen) Jaroslaw von Sternberg bei Olmütz und

theilte etwas parteiisch die andere Hälfte des Ruhmes der Errettung von den Mongolen König Konrad und Friedrich von Oesterreich (1242 und 1243) zu, die deren letzte Versuche, in Deutschland vorzudringen, vereitelt hätten; aber der Heldentod des Herzogs Heinrich verlor dadurch nichts an seinem Glanze. Im Jahre 1860 hat Prof. Schwammel in einer vor der wiener Akademie gelesenen Abhandlung den Sieg eines Jaroslaw von Sternberg als spätere Erfindung nachgewiesen.

S. 156, Z. 8 v. o. ***. Ist A. W. von Schlegel gemeint? Vgl. III, 93 fg. 109.

S. 158, Z. 5 v. o. „Jetzt aber". Der Abschluß des Vertrags war noch nicht erfolgt. Der Buchhändler Brönner von Frankfurt hatte 80,000 Thlr. für den Verlag geboten. Der Fehler, den Goethe begangen zu haben glaubte, bestand wol darin, daß er Angebote von verschiedenen Seiten angenommen hatte, statt sich an den frühern Verleger zu halten, mit dem er Ursache hatte zufrieden zu sein; jetzt glaubte er, oder vielmehr sein Sohn August, der leider hierbei einen schlimmen Einfluß auf ihn übte, dadurch seine Anforderungen an Cotta steigern zu können, was aber nur weitere Unannehmlichkeiten zur Folge hatte. Sulpiz Boisserée war es, der im folgenden Jahre durch Beilegung der Sache Goethe's krankhafte Aufregung beruhigte.

S. 158, Z. 14 v. o. „die Menschen", selbst Schiller. Vgl. die Briefe zwischen Schiller und Goethe vom 18. und 22. Juni 1796.

S. 159, Z. 2 v. o. „einige", die Familie Kalb. Vgl. die Briefe Schiller's und Goethe's vom 6. und 7. Juli 1796.

S. 159, Z. 9 v. o. „tadelten sie", nicht sowol eigentliche Kritiker als die feine Gesellschaft und die, welche Sittlichkeit von der Dichtung forderten, wie Herder, die Stolberge, Jacobi und dessen frommer Kreis. Sah ja selbst Niebuhr auch noch später in dem Romane eine „Menagerie von zartem Vieh". Am meisten entrüstete man sich über die meisterhafteste Gestalt, über Philine.

S. 159, Z. 15 v. o. „durch sogenannte gute Gesellschaft." Vgl. „Epigramme" 76.

S. 160, Z. 17 v. o. „einen Brief von Zelter". Vgl. Goethe's Erwiderung vom 30. December.

S. 161, Z. 1 v. o. „kaum zum Reden gekommen". Seine drei Parlamentsreden stehen unter den „Vermischten Aufsätzen".

S. 161, Z. 18 v. o. „Gedichte von Platen". Goethe sprach wol nur von dessen Ode „Thronbesteigung Ludwig's I.", die vor kurzem im „Morgenblatt" erschienen war. Erst im folgenden Jahre wandte sich Platen an Schwab, dem er andere Gedichte für das

„Morgenblatt" übersandte. — In der ersten Ausgabe war der Name Platen durch drei Sternchen ersetzt, und Z. 9 hieß es: „Es kam darauf einer unserer neuesten Dichter zur Erwähnung, der sich in kurzer Zeit einen bedeutenden Namen gemacht." Da diese Stelle von zwei Beurtheilern auf Heine bezogen worden war, so berichtigte dies Eckermann im December 1836 in den „Blättern für literarische Unterhaltung" und in dem Register zur zweiten Auflage unter „Platen", aber die damals entworfene Aenderung der Stelle selbst konnte erst in der dritten Aufnahme finden.

S. 165, Z. 2 v. o „Doctor Wolff", Oskar Ludwig Bernhard Wolff, zu Altona 1799 geboren, der nach Beendigung seiner Studien in Berlin und Kiel an zwei Erziehungsanstalten in Hamburg beschäftigt gewesen war und sich durch seine öffentlichen Improvisationen ausgezeichnet hatte. Vgl. die in verkehrter Folge stehenden Briefe des Großherzogs an Goethe Nr. 587 und 588. Wolff dankte Goethe mit seiner gleich nach des Dichters Tode erschienenen bitterbösen Verunglimpfung: „Das Büchlein von Goethe".

S. 167, Z. 12 v. o. „das thaten die Alten auch". Vgl. „Elegien" XIII, 17 fg.

S. 168, Z. 5 v. u. „schickte ich am andern Morgen". Aber darauf beschränkte sich seine Thätigkeit nicht; sorgsame Lese- und Theaterproben, ja auch besondere Unterweisungen der Schauspieler übten die vortrefflichste Wirkung, und durch die Wahl der Stücke, von denen manche die schwierigsten Aufgaben dem Schauspieler stellten, suchte er die Bühne zu heben. Vgl. III, 47.

S. 170, Z. 5 v. u. „Die Sichtbaren" hieß eine zu Frankfurt zweimal wöchentlich beim Buchdrucker Bayrhoffer erscheinende Zeitschrift.

S. 170, Z. 3. v. u. Der „alte Diener" kann nur Philipp Seidel sein, der am 19. November 1820 als Rentamtmann in Weimar gestorben war. Seine Beziehung zu Goethe hatte sich im Jahre 1810 auf eine noch nicht ganz aufgeklärte Weise gelöst.

S. 171, Z. 1 v. o. Goethe hatte des Gedichtes schon im zweiten Buche von „Wahrheit und Dichtung" aus der Erinnerung gedacht, aber selbst in die Ausgabe letzter Hand nahm er es so wenig auf als manches andere ihm unzweifelhaft Angehörende.

S. 171, Z. 14 v. o. „Fräulein von Klettenberg", Susanna Katharina (gestorben am 13. December 1774), deren „Wahrheit und Dichtung" ausführlich gedenkt. Es war die „schöne Seele", deren Bekenntnisse dem sechsten Buche der „Lehrjahre" zu Grunde liegen.

S. 171, Z. 16 v. o. „wer von meinen Freunden", wahrscheinlich sein Oheim, der lutherische Pfarrer Johann Jakob Starck.

S. 171, Z. 20 v. o. Das unbekannte „Gedicht in englischer Sprache" müßte 1766 zu Leipzig infolge der Einwirkung seines spätern Schwagers Johann Georg Schlosser entstanden sein.

S. 172, Z. 9. v. o. Die „Dedication" hatte der ersten Ausgabe des „Sardanapal" nicht vorgesetzt werden können, weil Goethe's Einwilligung zur Widmung zu spät eingetroffen war. Die handschriftliche Widmung hatte Goethe leider an den Buchhändler zurückschicken müssen.

S. 172, Z. 11 v. o. „Brief aus Genua", der im Frühjahr 1823 seinen jungen Landsmann Sterling mit wenigen Worten empfahl. Sterling erwarb sich die Neigung von Goethe's Schwiegertochter.

S. 172, Z. 5 v. u. „sein Brief aus Livorno", vom 24. Juli 1823, als Erwiderung auf die Verse Goethe's. — „seiner Dedication", des „Sardanapal" in der zweiten Ausgabe. Aber auch seinen „Werner" hatte Byron ihm gewidmet.

S. 172, Z. 2 v. u. „geschrieben", am 16. Juli 1824 auf den Wunsch Medwin's. Soret hatte die Sache vermittelt.

S. 173, Z. 13 v. o. „Stephan Schütze". Dr. Johann Stephan Schütze, 1771 in einem Dorfe bei Magdeburg geboren, lebte seit 1804 in Weimar, wo er sich die Gunst von Wieland und Goethe erwarb und als geistreicher Schriftsteller und bescheidener, gemüthlicher Mensch allgemein geliebt wurde. 1814 übernahm er die Herausgabe des „Taschenbuchs der Liebe und Freundschaft". 1821 bis 1823 ließ er die drei Bände „Heitere Stunden. Erzählungen, aus den Taschenbüchern gesammelt", erscheinen. Goethe's „Tag- und Jahreshefte" gedenken im Jahre 1820 der literarischen Unterhaltungen mit ihm. Vgl. S. 264.

S. 173, Z. 7 v. u. „den «Globe»". Am 27. Februar 1826 meldete Goethe an Reinhard: „Man hat mir die Zeitschrift «Le Globe» vom September 1824, also wol vom Anfang, zugesendet, und fährt postäglich damit fort. Dem Vergangenen widme ich jeden Abend einige Stunden, ich bezeichne, streiche vor, ziehe aus, übersetze." Reinhard vermuthete, die Zusendung geschehe durch Saur, der einige Goethe und Weimar betreffende Artikel darin niedergelegt habe. Der Herausgeber war Pierre Dubois, der wegen seiner politischen Ansichten 1822 seine Professur verloren hatte. Zu den Mitarbeitern gehörten von Jüngern: Ampère, Victor Hugo, Vitet, Sainte-Beuve, von Aeltern: Guizot (1787 geboren), Cousin, Patin, Pierre Leroux, Remusat u. a.

S. 174, Z. 5 v. o. „Two Foscari". Vgl. Goethe's Aeußerung über eine Bearbeitung des „Marino Faliero" S. 138.

S. 176, Z. 5 v. o. „eingeübt in den besten Stücken". Dies ist nicht richtig. Mit wenigen ganz besondern Ausnahmen wurden in Lauchstädt die vorher in Weimar gegebenen Stücke wiederholt.

S. 176, Z. 11 v. u. „seinen Deformed Transformed". Vgl. S. 133.

S. 178, Z. 3 v. u. „einen Steindruck". Ueber die Illustrationen von Eugène Delacroix zur Uebersetzung des „Faust" von Stapfer sprach sich Goethe in „Kunst und Alterthum" (VI, 1) aus.

S. 181, Z. 13 v. o. „von Mozart". Zelter hatte am 10. December 1824 Goethe auf Mozart's Brief an einen Baron von ... (P ...) in der „Allgemeinen Wiener Theaterzeitung" 1824, Nr. 138 aufmerksam gemacht, den Rochlitz sieben Jahre vorher zuerst veröffentlicht hatte. Hier hieß es von den Dilettanten („allen, die nicht schon als Buben vom maestro Knipse oder Donnerwetter geschmeckt haben"): „Manche machen es halt ordentlich, aber dann sind's anderer Leute Gedanken (sie selbst haben keine); andere, die eigene haben, können sie nicht Herr werden." Daß ein großer Theil jenes Briefes nicht von Mozart geschrieben sein könne, hat Otto Jahn erwiesen.

S. 181, Z. 16 v. u. „Leonardo da Vinci", im „Trattato della pittura", den Goethe früher gelesen, aber erst in Rom begriffen hatte.

S. 182, Z. 8 v. o. „Italienischen Reise", in dem Briefe aus Neapel vom 22. März 1787.

S. 182, Z. 5 v. u. „Phidiasse", Werke von Phidias und seinen Zeitgenossen. Schon 1812 sprach Goethe die Verpflichtung jedes deutschen Bildhauers aus, diese in London zu studiren.

S. 183, Z. 11 v. o. „die Paragraphen", § 155—159. — Das Z. 20 fg. erwähnte Experiment daselbst § 66 fg.

S. 185, Z. 19 v. o. „einer ihrer Besten". Wer ist hiermit gemeint? Man kann etwa an die „Nouvelle Croagénésie" par H. S. Leprince (1819) denken, auf die Reinhard schon 1820 Goethe hinwies, oder an den Maler Bourgeois. Zweier aller Aufmerksamkeit werthen Mémoires des letztern hatte Schultz schon 1816 gedacht; im Jahre 1823 war dessen „Manuel d'Optique experimentale" erschienen. Daß die Z. 20 fg. angeführte Lehre „nahe heran komme", kann Goethe nimmer gesagt haben, da diese seiner eigenen Ansicht von der Entstehung der Farben schnurstracks widerspricht.

S. 189, Z. 12 v. u. „Mit meinen naturwissenschaftlichen Heften". Aber es erschien davon nichts weiter seit 1824.

S. 193, Z. 2 v. o. „Canning's treffliche Rede für Portugal", am 12. December 1826 im Unterhause gehalten, worin er den Schutz des von Spanien bedrohten Landes übernahm und die Stellung Englands allen Uebergriffen gegenüber bezeichnete. Noch vor dem Ende des Jahres waren die englischen Hülfstruppen gelandet.

S. 193, Z. 2 v. u. „die Gedichte", Odes et Ballades.

S. 196, Z. 9 v. u. Johann Friedrich „Röhr", 1777 zu Roßbach bei Naumburg geboren, 1820 als Generalsuperintendent berufen. Bei seiner durch wissenschaftliche Werke und Predigten bewährten freiern Richtung stand er mit Goethe in freundlicher Beziehung, der seine „klare Gediegenheit und aufgeklärte Consequenz" sehr schätzte. — Dr. Karl „Vogel" war von Liegnitz an die Stelle des plötzlich verstorbenen Rehbein als großherzoglicher Leibarzt und Hofrath nach Weimar berufen worden. Vgl. die Briefe des Großherzogs an Goethe 588 fg., 591 fg.

S. 197, Z. 4 v. o. „Mir bleibt alles in den Ohren hängen." Vgl. „Faust" II, 2564.

S. 197, Z. 18 v. o. „Max Eberwein", Traugott Maximilian, der ältere Bruder des weimarischen Musikdirectors (S. 103).

S. 197, Z. 20 v. o. „Ich hab's gesagt der guten (vielmehr «schon meiner») Mutter", das littauische Brautlied, das Goethe aus Herder's „Volksliedern" in die „Fischerin" aufgenommen hatte.

S. 197, Z. 27 v. o. „Jussuff's Reize...", Schluß des Divansliedes „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde" (VIII, 19).

S. 197, Z. 29 v. o. „Ach um deine..." „Diwan" VIII, 45. Das Lied gehört zu den von Marianne von Willemer gedichteten.

S. 198, Z. 10 v. o. „Nach Vollendung der Helena", im Mai 1826; doch blieb noch manches daran zu thun, ehe sie im Januar 1827 zum Druck abgesandt werden konnte.

S. 198, Z. 8 v. u. „seinem Secretär", C. F. John, der seit dem Juli 1819 bei ihm in Dienst stand. Sein Namensvetter J. John war vom März 1812 an ein Jahr lang Goethe's Secretär gewesen. Nach dessen Entlassung trat Kräuter (zu S. 29, Z. 23 v. o.) bei ihm ein. Der ältere John machte bei der berliner Polizei sein Glück, war schon 1831 Geheimer Hofrath und Censor des Königsstädter Theaters; der jüngere starb 1851 als Kammergerichtskanzlist zu Berlin.

S. 198, Z. 7 v. u. „einer neuen Novelle", die auch für die „Wanderjahre" bestimmt war.

S. 198, Z. 6 v. u. „alle acht Tage bei Tische", Mittwochs. Schon seit dem 26. Juli berichtet Eckermann nur von seiner Unterhaltung mit Goethe an den Mittwochen; im Januar finden wir ihn auch an den Montag-, Donnerstag- und Sonntagabenden bei Goethe.

S. 198, Z. 3 v. u. „er legte mir". Goethe hatte ihn auf diesen Abend eingeladen, obgleich es ein Theaterabend war.

S. 199, Z. 17, v. o. „vor dreißig Jahren". Den Plan hatte er in den erſten Monaten des Jahres 1797 zu Jena Schiller und W. von Humboldt mitgetheilt.

S. 201, Z. 3 v. u. „in ſeiner ... Arbeitsſtube". Im Winter zog er ſich in die hintern Zimmer zurück. Vgl. S. 212, Z. 25 fg.

S. 201, Z. 1 v. u. „Urbino-Zimmer", ein kleines Seitengemach neben dem Geſellſchaftszimmer; an der Wand hingen Baroccio's Herzog von Urbino und andere ſchätzbare Oelgemälde; ſonſt fanden ſich hier antike Bronzefigürchen, Lampen und Schalen.

S. 202, Z. 5 v. o. „Deckenzimmer". Vgl. S. 42, Z. 13 v. u.

S. 202, Z. 12 v. o. „des berühmten Gérard", des bedeutendſten Schülers von David, Baron François Gérard, erſten Malers des Königs. Pierre Adam's „Collection des portraits historiques de M. le Baron Gérard" hatte Goethe in „Kunſt und Alterthum" angezeigt. Gérard ſandte ihm durch Boiſſerée den Kupferſtich ſeines „L'entrée de Henri IV à Paris" von Toschi, der ſich noch in Goethe's Kunſtſammlung befindet.

S. 202, Z. 12 v. u. „eines bedeutenden Mannes", Saint Aignan. Vgl. meine Schrift „Zwei Bekehrte", S. 426, 432—434.

S. 203, Z. 16 v. u. „der Deutſchen", vielmehr „des deutſchen Volkes". Der erſte, das erſte chriſtliche Jahrhundert umfaſſende Band war Ende 1825 erſchienen, der zweite ein Jahr ſpäter. Goethe's Sohn, damals ſchon Geheimer Kammerrath, war unter den Subſcribenten auf das großartig angelegte Werk. Luden ſcheint ſein Werk Goethe nicht zugeſandt zu haben. Vgl. deſſen „Rückblicke in mein Leben", S. 125.

S. 203, Z. 9 v. u. „war Cäſar's Buch ..." Das iſt nicht ganz richtig. Schon nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde Cäſar auch von militäriſchen Schriftſtellern, beſonders von Guichard, dem Quintus Icilius Friedrich's des Großen, behandelt. Die Bemerkungen Napoleon's über Cäſar erſchienen nach der Niederſchrift Marchand's erſt drei Jahre nach Goethe's Tod.

S. 204, Z. 5 v. o. „Madame Panckoucke", wol die Gattin des reichen Buchhändlers, nicht deſſen Schwiegertochter, die Ueberſetzerin Goethe'ſcher Gedichte.

S. 205, Z. 12 v. o. „während wir am Theater waren". Erſt mit dem Jahre 1800 nahm Schiller an der Leitung der Bühne theil. — „nie ſpielen". Doch begann er eine Bearbeitung des „Carlos", nach dem Briefe an Goethe vom 20. März 1802.

S. 205, Z. 5 v. u. „Fürſt ***", nach Riemer (Briefe S. 303) der ruſſiſche Fürſt und Geheimerath Putiattin (1745 geboren), der in Rußland in Ungnade gefallen war. Seit dem Anfange des Jahr-

hunderts war er Besitzer des Gutes Schackwitz bei Pillnitz, wo er sich außerordentlich wohlthätig zeigte. Doch machte er sich durch manche Seltsamkeiten lächerlich, die aus der Absicht hervorgingen, seine Gesundheit und Sicherheit zu schützen. Er starb erst am 13. Januar 1830. Vgl. den „Nekrolog der Deutschen" von diesem Jahre.

S. 206, Z. 11 v. u. „längst", im Jahre 1804, was ausführlich in den „Tag- und Jahresheften" erzählt wird.

S. 207, Z. 7 v. o. „die obern Zimmer", die Wohnung des jungen Goethe, das sogenannte Schiffchen, wo vielfach Gesellschaftsabende stattfanden, bei welchen besonders Jung England vertreten war.

S. 208, Z. 9 v. o. Den Worten: „man hört sie näher und näher", entspricht nichts in der gedruckten Novelle. Sind etwa die entsprechenden Worte dort durch Versehen des Abschreibers oder des Druckers ausgefallen?

S. 210, Z. 16 v. u. „riethen mir ab". Sie vermißten nur die individuelle epische Handlung. Goethe versprach Schiller, ihm seinen Plan im einzelnen mitzutheilen, aber er änderte bald seinen Entschluß und wollte ihm nun erst das fertige Gedicht vorlegen; doch konnte er nicht zur Ausführung gelangen.

S. 210, Z. 5 v. u. „er rieth zu den achtzeiligen Stanzen". Vielmehr hatte Goethe darauf gedeutet, daß er das Gedicht („Die Jagd") „in Reimen und Strophen behandeln" wolle, worin Schiller ihn zu bestärken suchte. Jener erwiderte dann, auch ihm scheine es jetzt ausgemacht, daß seine Tiger und Löwen in diese Form gehörten, aber er fürchte, das Ganze möchte sich zuletzt in eine Ballade auflösen.

S. 211, Z. 5 v. u. „habe ich ihm alles erzählt". Freilich hatte Goethe, als er dem Freunde den Plan seines epischen „Tell" mittheilte, auch in seiner anschaulichen Weise der Oertlichkeit gedacht, aber Schiller hatte keine Mühe gescheut, durch sorgfältiges Studium sich mit dem Local, in welchem das Stück spielen sollte, auf das allergenaueste vertraut zu machen.

S. 212, Z. 13 v. o. „nichts hatte drucken lassen". Schon 1806 waren Gedichte von Byron zweimal, aber nur als Manuscript, gedruckt worden.

S. 213, Z. 15 v. u. Diese Darstellung ist nicht richtig. Schiller, der im Juli 1787 nach Weimar gekommen, ging Ostern 1789 als unbesoldeter Professor nach Jena, doch bewilligte ihm der Herzog schon am Ende des Jahres einen Gehalt von 200 Thlr., der nach mehreren Jahren verdoppelt, 1799 beim Umzuge nach Weimar auf 600 (eigentlich 570 rein) erhöht wurde. Erst als 1804 die Be-

rufung nach Berlin in Aussicht stand, gewährte der Herzog die gewünschte Erhöhung auf 1000 Thlr.

S. 213, Z. 8 v. u. „jährlich zwei Stücke schreiben". Vielmehr hatte Schiller schon 1802 berechnet, daß er mit einem Stücke jährlich die 1300 Thlr. haben werde, die er in Weimar bedurfte.

S. 213, Z. 1 v. u. „etwas Liqueur". Davon ist sonst nichts bekannt. Bei der ihn oft befallenden Schwäche mußte Schiller freilich zu stärkenden Mitteln seine Zuflucht nehmen, und vielleicht war es ein von ihm selbst oder von seinem Arzte verordneter Trank, dessen er sich zeitweise bediente. Ein Trinker war er nicht, wenn er auch gern bei lustiger Gesellschaft dem Weine zusprach, wie er es liebte, an Festtagen Champagner zu geben. Nie trank er Wein, um sich zur Arbeit zu stärken, nur oft Kaffee.

S. 214, Z. 14 v. o. „berühmte deutsche Literatoren", die beiden Schlegel.

S. 214, Z. 13 v. u. „Demoiselle Gay". Die Gedichte von Delphine Gay (1805 zu Aachen geboren) erschienen 1824 bis 1826 in zwei Bänden unter dem Titel: „Essais poétiques".

S. 215, Z. 2 v. o. „Verfasser", Prosper Mérimée. Sein „Théâtre de Clara Gazul, Comedienne Espagnole" war 1825 erschienen. Goethe verrieth ihn zuerst bald darauf in „Kunst und Alterthum" als Verfasser des „Théâtre" und der in diesem Jahre erschienenen angeblich illyrischen Dichtungen „La Guzla".

S. 215, Z. 17 v. o. „man". Die Herausgeber waren Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer.

S. 216, Z. 20 v. v. „nicht viel Angenehmes", aber viel bösen Willen. Doch erfreute ihn ein Aufsatz im „Morgenblatt". Erst als Riemer einen besondern Abdruck desselben veranstaltet hatte, erfuhr er von Schiller's Gattin, daß der Verfasser Rudolf Abeken sei, ihr früherer Hauslehrer.

S. 218, Z. 3 v. o. „des Béranger". Die erste vollständige Sammlung seiner „Chansons" war 1826 erschienen.

S. 221, Z. 19 v. o. „Herrn Gerhard", eines geborenen Weimaraners, der Kaufmann in Leipzig war. Die frühern Uebersetzungen des „sprach- und sinngewandten Mannes" hatte Goethe in „Kunst und Alterthum" freundlich begrüßt.

S. 222, Z. 2 v. u. „einen chinesischen Roman". Vielleicht „The affectionate pair", von Thoms 1820 übersetzt.

S. 226, Z. 15 v. o. „alle drei großen Tragiker". Goethe hatte des ihm befreundeten bedeutenden Philologen Gottfried Her-

man im Jahre 1825 erschienene und ihm zugesandte „de Aeschyli Philocteta dissertatio" studirt.

S. 227, Z. 7 v. u. „Diese Art, zu ändern". Goethe sagt kein Wort über diese nicht zutreffende Bemerkung Eckermann's. Die Furchtbarkeit des Löwen ist sonst genug angedeutet, soweit es dessen bedurfte.

S. 227, Z. 3 v. u. „Walter Scott". Vgl. S. 133, Z. 5 v. u.

S. 228, Z. 2 v. o. „des Kronprinzen", der seinen Besuch am 4. wiederholte. Vgl. den Brief an Zelter vom 6. Februar und III, 160.

S. 228, Z. 10 v. u. „die ersten Paragraphen", § 1—4.

S. 229, Z. 5 v. o. „weiter", bis § 34.

S. 229, Z. 11 v. o. „brachte ein großes Gesetz zur Sprache". Auch in den vor befreundeten Damen gehaltenen Vorlesungen pflegte Goethe von den in der Natur hervortretenden Gesetzen zu den ganz entsprechenden in dem geistigen Leben überzugehen.

S. 231, Z. 17 v. o. „Niebuhr" hatte dem Dichter die zweite Auflage des ersten Bandes der „Römischen Geschichte" zugesandt. Die äußerst anerkennende am 8. Februar 1827 begonnene Antwort sandte Goethe am 4. April ab. — Z. 18 „entdeckt", vielmehr aus dem von Polybius III, 22, 16 angeführten Vertrage den Schluß gezogen, daß die Geschichte der Römischen Könige blos dichterische Erzählung sei.

S. 232, Z. 13 v. o. „er machte damit seine großen Entdeckungen". Vielmehr nur die des Ringes des Saturn und der Trabanten des Jupiter. Zu den folgenden Entdeckungen bediente er sich neuer, größerer und vollkommenerer Fernröhre.

S. 232, Z. 7 v. u. „das Oberste zu unterst kehrt". Vgl. „Faust" II, 5478 fg., und die „Zahme Xenie" „Wie man die Könige verletzt" (VII, 17).

S. 232, Z. 2 v. u. „woran ich zunächst gehen werde". Er begann dieselbe erst ganz kurz vor seinem Tode in Briefen an Sulpiz Boisserée. Vgl. zu III, S. 239, Z. 12 v. u.

S. 233, Z. 10 v. o. „nie mit Astronomie beschäftigt habe". Doch beobachtete er die bedeutenden Himmelserscheinungen mit den ihm zu Gebote stehenden Fernröhren und ließ auch andere, wie Frau von Stein und Schiller, daran theilnehmen.

S. 233, Z. 12 v. u. „wie einem..." Dieses weit ausgeführten Gleichnisses bediente Goethe sich am Ende des Jahres 1826 in einem Neujahrswunsche an den Leibarzt Karl Gustav Carus in Dresden und den Professor Joseph Wilhelm Eduard d'Alton in Bonn, mit Bezug auf des erstern „Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie" und des andern „Vergleichende Osteologie". —

Z. 9 „Meyer", der Botaniker Ernst Friedrich Heinrich M., am 1. Juli 1791 zu Königsberg geboren. In den „Annalen" 1822 heißt es von ihm: „Das Verhältniß zu ihm gab mir neues Leben und Anregung." Am 11. Juni 1823 schrieb Goethe an Schultz: „Einen trefflichen Aufsatz von Ernst Meyer, Privatdocent in Göttingen, mit meiner Anregung dazu, finden Sie im morphologischen Hefte." Eines sehr bedeutenden Briefes desselben gedenkt er darauf am 3. December. 1826 wurde Meyer Director des Botanischen Gartens seiner Vaterstadt, 1829 Professor.

S. 234, Z. 6 v. o. „Sorütteln sie jetzt", was Goethe selbst gethan hatte, noch in den Abhandlungen zum „Divan" (1819).

S. 235, Z. 17 v. o. „Meyer." Von Heinrich Meyer's „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" waren 1824 zwei Bände unter Goethe's sorglicher Theilnahme erschienen. Diese bedeutende Lebensarbeit eines sinnigen Künstlers, die den Abschluß der von Winckelmann ausgehenden Kunstbetrachtung bildet, ging spurlos vorüber. Für die stilistische Entwickelung der Kunst ist Meyer's Darstellung (der letzte Band erschien erst nach seinem Tode) noch immer werthvoll, wenn es auch seiner Benutzung der Berichte der ältern Schriftsteller an kritischer Schärfe und Genauigkeit fehlt.

S. 236, Z. 11 v. o. „Briefe Jacobi's und seiner Freunde". Friedrich Roth hatte in den Jahren 1825 bis 1827 „Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesenen Briefwechsel" in zwei Bänden herausgegeben.

S. 237, Z. 4 v. o. „Rein". Das ist nicht richtig; denn Briefe zwischen ihnen finden sich hier, andere waren schon gedruckt. Freilich kam Jacobi erst sehr spät mit Lessing in Verbindung, aber gerade diese verwickelte Jacobi, der Lessing für einen Spinozisten erklärte, in einen heftigen Streit, in dem auch Goethe's gedacht wurde.

S. 237, Z. 18 v. o. „Seine kleinen Erzählungen", die Märchen und launigen Erzählungen, die seit 1776 in Wieland's „Mercur" erschienen.

S. 237, Z. 20 v. o. Daß „Herder ihm Wieland weggenommen", beruht auf getrübter Erinnerung. Das innige Verhältniß zum Herzog, die mancherlei auf Goethe lastenden Geschäfte und so viele ihn nach verschiedenen Seiten ziehenden Verbindungen störten ihren früher ununterbrochenen vertraulichen Umgang. Mit Herder hatte Wieland schon neun Monate nach dessen Ankunft gebrochen, während das Verhältniß zu Goethe sich bald herstellte, auf längere Zeit erst durch dessen Bund mit Schiller getrübt wurde.

S. 237, Z. 8 v. u. „der großen Ueberschwemmung von Petersburg", am 19. November des mit den „traurigsten Meer- und Küstenereignissen" schließenden Jahres 1824.

S. 238, Z. 4 v. o. „Ich denke mir die Erde". Seine Ansicht hatte er schon 1825 in dem vorläufig ungedruckt gebliebenen „Versuch einer Meteorologie" entwickelt.

S. 239, Z. 1—16. Diese ganze Stelle findet sich wörtlich in den „Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller" unter demselben Datum. Da der Kanzler an diesem Tage nicht bei Goethe war, so muß die von Eckermann aufgezeichnete Bemerkung auf irgendeine Weise unter Müller's Papiere gekommen sein, der sie aber in sein Tagebuch nicht aufgenommen hat.

S. 239, Z. 17 v. u. „eine Landschaft von Rubens". Schuchardt beschreibt den in einem sehr schönen alten und einem neuern schönen Abdruck in Goethe's Kunstsammlung befindlichen Kupferstich also: „Große Landschaft mit weiter Ferne, Gegend bei Mecheln; rechts im Vordergrunde ein zweispänniger Wagen, links von der Arbeit heimkehrende Landleute." Vgl. III, 104 fg.

S. 242, Z. 11 v. o. „selbst einmal geäußert haben". Die hier sehr matt wiedergegebene herrliche Aeußerung Lessing's findet sich in Lessing's „Duplik" (1778).

S. 242, Z. 10 v. u. „Kant". Erst seine „Kritik der Urtheilskraft" (1790) wirkte auf Goethe, der sich aus ihr das herausnahm, was seiner Anschauung gemäß war.

S. 243, Z. 9 v. o. „und nicht etwa". Vgl. die Xenie „Der Teleolog" (15), die man irrig Schiller zugeschrieben:

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die Stöpsel erfand!

S. 243, Z. 12 v. o. „Später". 1793 entstand der Aufsatz „Der Versuch als Vermittler von Object und Subject". Vgl. die Briefe zwischen Goethe und Schiller vom 10. bis zum 20. Januar 1798.

S. 243, Z. 7 v. u. „der gewirkte Fußteppich". Vgl. S. 282.

S. 244, Z. 2 v. o. „Grafen Sternberg". Den Grafen Caspar von Sternberg hatte Goethe im Sommer 1822 während eines vierzehntägigen Umgangs zu Marienbad als gründlichen Naturforscher und tüchtigen charaktervollen Mann sehr schätzen gelernt und sich mit ihm befreundet. Seine Freude darüber sprechen alle damaligen Briefe an seine Freunde aus. Ein immer lebhafterer brieflicher, meist wissenschaftlicher Verkehr erhielt und befestigte die Freundschaft. Schon im Juli 1824 hatte er Goethe in Weimar besucht. Im Jahre 1825 war er k. k. Wirkl. Rath geworden. Am 9. Juni 1827 wurde Goethe durch die Ankunft des Grafen veranlaßt, seinen seit dem 12. Mai bewohnten Garten zu verlassen.

S. 244, Z. 8 v. u. „Ulrike von P.", Pogwisch, bisher immer blos „Ulrike" genannt. Vgl. S. 44, Z. 16 v. o.

S. 246, Z. 9 v. o. „deine Prinzeß", Marie Luise Alexandrine von Sachsen-Weimar, seit dem 26. Mai mit dem Prinzen Karl von Preußen vermählt, unter deren Bildniß Goethe an diesem Tage vier Verse geschrieben hatte.

S. 247, Z. 9 v. o. „Kapodistrias", der vor kurzem zum Präsidenten des griechischen Freistaates erwählt worden war, über dessen Gestaltung er noch in Paris und London verhandelte.

S. 247, Z. 15 v. o. „Wieland's Grab", in welchem außer ihm seine Gattin und seine früh verstorbene junge Freundin Sophie Brentano ruhen.

S. 248, Z. 5 v. o. „eines italienischen Meisters", Guiseppe Maria Crespi.

S. 249, Z. 18 v. o. „die Darstellung der Stadt London", im zehnten Gesange.

S. 250, Z. 21 v. o. „in der «Helena»", in Euphorion.

S. 251, Z. 3 v. o. „bei dem Trauergesang", „Faust" II, 5295—5326.

S. 251, Z. 3 v. u. „der Gipspasten nach dem Stosch'schen Cabinet". In „Kunst und Alterthum" VI, 2 bemerkt Goethe in der Anzeige des in diesem Jahre erschienenen „Verzeichnisses der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin", einer auszüglichen Uebersetzung von Winckelmann's „Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch" (1749): nach diesem sei noch die ganze Sammlung der Originale geordnet, „und ihr zufolge auch die Sammlung der davon genommenen Abdrücke, welche von Karl Gottlieb Reinhardt gefertigt und, in zierlichen Kasten auf das schicklichste gereiht, zu nicht geringer Erbauung vor uns stehen". Daß die Sammlung ihm blos zur Ansicht geschickt worden, dürfte kaum richtig sein; denn Goethe besaß später diese fünf Mahagonikästchen, wovon jedes fünf Schieber hat.

S. 252, Z. 10 v. u. „ein Vers", in „Sprichwörtlich" 98.

S. 253, Z. 16 v. u. „das einschränkende Preßgesetz". Die Censur war am 24. Juni wieder eingeführt worden.

S. 254, Z. 12 v. u. „den vielen Quengeleien", der Tories, unter ihnen Wellington's.

S. 255, Z. 1 v. o. „ein Roman", „I promessi sposi", nach den von Goethe mit wärmster Theilnahme begrüßten Dramen.

S. 255, Z. 16 v. o. „Uebersetzung deutscher Romane", „German Romance" in vier Bänden.

S. 256, Z. 4 v. o. „eine Uebersetzung des Sophokles", der erste Band, von Georg Thudichum.

S. 256, Z. 15 v. o. „Heinrich Leo", damals unbesoldeter Professor an der berliner Universität, der schon vor vier Jahren mit seiner „Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte" aufgetreten war.

S. 258, Z. 15 v. o. „Sieben Mädchen in Uniform", von dem Schauspieler Louis Angely nach dem Französischen. Schon am 30. December 1825 hatte Goethe an Zelter geschrieben, diese Posse mache auch in Weimar das Publikum glücklich, wie er von seinen Kindern und anderer „nachwachsender Lebenswelt" erfahre.

S. 258, Z. 10 v. u. „Galerensklaven". Theodor Hell's (Winkler's) dreiactiges Schauspiel „Die beiden Galerensklaven oder die Mühle von St. Alderon", war zuerst in Berlin am 22. September 1825 aufgeführt worden.

S. 261, Z. 13 v. u. „an der Pforte". Die Gartenmauer ist gegen den Park gerichtet.

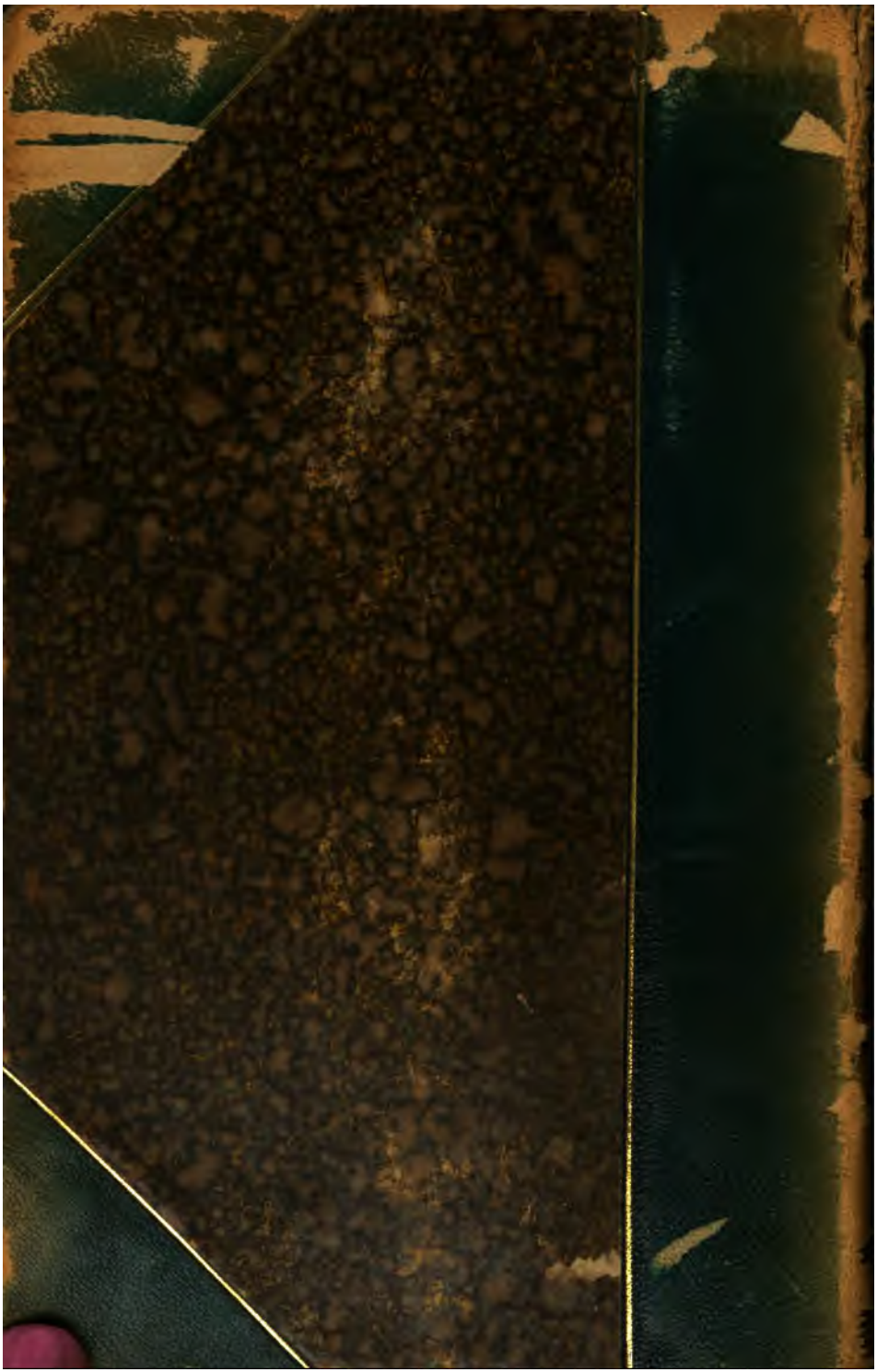
S. 261, Z. 10 v. u. „das Büstenzimmer", in der Verlängerung des Innozimmers nach rückwärts liegend, wo die Büsten von Schiller, Herder, Jacobi, Voß, Wolf, Sterne, Byron u. a. standen.

S. 261, Z. 9 v. u. „den länglichen Saal", ein kleines Gemach, das sich gegen die Treppenlaube des Gartens öffnete, wo Goethe gern im kleinsten Kreise verweilte.

S. 261, Z. 4 v. u. „Berka", kleiner Badeort an der Ilm, zwei Stunden südlich von Weimar.

S. 262, Z. 1 v. o. „Ein bekannter deutscher Dichter", Streckfuß aus Berlin. Auch Raupach befand sich damals in Weimar.

S. 264, Z. 6 v. u. „Tonndorf", drei Stunden südwestlich von Weimar, wo ein Schloß mit hohem Thurm, Unterförsterei und Sandsteinbrüche.

S. 264, Z. 4 v. u. „damals". Nach seinem Geburtstage hatte er die zweite Scene des zweiten Theils auszuführen begonnen, da im nächsten Jahre in der Ausgabe letzter Hand der erste Theil zugleich mit dem Anfang des zweiten erscheinen sollte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.